

FOLGEN VON VATERENTBEHRUNG

Eine Literaturstudie

Rotraut Erhard, Herbert Janig

unter Mitarbeit von
Matthias Lang, Gabriele Deschka und Karl Krisch

Wien und Klagenfurt, 2003

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	5
1. Einleitung.....	8
2. Demografische Entwicklungen	17
2.1 Eheschließungen und Ehescheidungen	17
2.2 Geburten.....	21
2.3 Alleinerzieherinnen und Alleinerzieher	22
3. Vaterlos aufgewachsene Kinder	26
3.1 Die Studien von Fthenakis.....	26
3.2 Die Zusammenschau von Thomas	34
3.3 Die Arbeit von Robin.....	36
4. Langfristige Auswirkungen der Vaterentbehnung.....	38
5. Psychopathologie und Vaterentbehnung.....	44
6. Vaterentbehnung infolge Scheidung	50
6.1 Frühe Scheidungsforschung.....	51
6.2 Perspektiven neuerer Scheidungsforschung	52
6.3 Ausgewählte Studien aus der Scheidungsforschung.....	56
6.4 Behinderung als Risikofaktor	64
6.5 Kurz- und mittelfristige Auswirkung von Vaterentbehnung nach Scheidung.....	65
6.6 Längerfristige Scheidungsfolgen	67
7. Alleinerziehende Mütter.....	71
7.1 Leistung und Schule	72
7.2 Same-Sex Argument	74
7.3 Lebenslage und soziales Netz.....	75
7.4 Kinder in lesbischen Beziehungen.....	80
8. Stieffamilien	83
8.1 Genese und Struktur der Stiefvaterfamilie	86
8.2 Stiefvater-Stiefkind-Beziehung	89
8.3 Vater-Kind und Stiefvater-Stiefkind-Beziehung im Vergleich	91
8.4 Die Entwicklung des Stiefkindes.....	94
9. Besuchskontakte zum Vater	99
9.1 Brauchen Scheidungskinder Besuchskontakte zum Vater?	99
9.2. Welche Faktoren können die Besuchskontakte hemmen und fördern?.....	104
9.3. Besuchskontakte und elterlicher Konflikt	104
10. Partielle Abwesenheit des Vaters.....	110
11. Kranker Vater	116
12. Misshandelnder Vater.....	125

12.1 Vernachlässigung	125
12.2 Psychische (seelische) Misshandlung	126
12.3 Körperliche (physische) Misshandlung	127
12.4 Sexueller Missbrauch	129
12.5 Vergleichende Untersuchungen über verschiedene Misshandlungsformen ...	133
13. Kriegsbedingte Vaterentbehnung	137
13.1 Vaterentbehnung während und nach dem 2. Weltkrieg.....	137
13.2 Vaterentbehnung während und nach dem Bosnienkrieg.....	141
13.3 US-amerikanische Forschung	142
14. Tod des Vaters	145
15. Vaterentbehnung infolge Haft.....	155
16. Geheimhaltener Vater.....	161
16.1. Der geheimgehaltene Vater – ein Familiengeheimnis	161
16.2 Adoleszenz und geheimhaltener Vater	163
16.3 Die Rechtslage bzgl. Geheimhaltung des Vaters	163
17. Heterologe Insemination.....	165
17.1. Einführung	165
17.2 Entwicklung des Kindes.....	166
17.3 Beziehungsqualität in den Familien	169
17.4 Lesbische Mütter	172
18. Ergebnisse der neuen Väterforschung	176
19. Zusammenfassung der Ergebnisse der Literaturstudie	186
20. Weitere Forschungsprojekte.....	189
Literatur	193

Vorwort

Fragestellung der vorliegenden Literaturstudie war es, die österreichische, aber auch internationale Fachliteratur dahingehend zu analysieren, wie sich Vaterentbehmung in der Kindheit bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen auswirkt und ob sie zu psychischen Störungen in der Entwicklung führen kann.

Das Thema ist komplexer, als es auf den ersten Blick scheint, da ja die Entbehmung des Vaters auf unterschiedliche Weise erfolgt sein kann. Physische oder psychische An- oder Abwesenheit, kürzere oder längere Dauer, aber auch die mangelnde Rollenerfüllung können Ursachen dafür sein, dass Kinder den ihnen zustehenden Vater entbehren müssen.

Wir haben uns dem Thema auf sehr pragmatische Weise genähert: Wir sind davon ausgegangen, dass vielleicht das Rollenbild des Vaters unklar sein mag, eine Verpflichtung aber mit der Zeugung eines Kindes unbestritten ist – für es Sorge zu tragen, in dem Ausmaß, in welchem es der Sorge bedarf. Wir haben uns daher für eine alltagsorientierte Kategorisierung möglicher „Abwesenheit“ des Vaters, welche zu Entbehnungssymptomen bei Kindern führen kann, entschieden. Diese mehr oder weniger häufig vorkommenden Subkategorien („Typen“) lassen sich nicht scharf voneinander trennen, es kommt zu Überschneidungen und nicht alle Studien folgen dieser Kategorisierung.

Die beschriebenen Studien zu den einzelnen Themen sind von uns exemplarisch ausgewählt, wobei wir versucht haben, die österreichische Literatur der letzten zehn Jahre möglichst vollständig zu erfassen. Auch die internationale Literatur zu diesem Thema wurde von uns beschrieben. Hier zeigt sich aber, dass die starke Kulturabhängigkeit vieler Studien – man denke nur an die Trennungs- und Scheidungsforschung und die Forschung über Alleinerzieherinnen – Beschränkungen in der Interpretation und Verwertbarkeit setzt. Zu jedem Subthema haben wir die uns wesentlich und weitgehend als gesichert anzunehmenden Erkenntnisse zusammengefasst und darüber hinaus Fragen bzw. noch zu erforschende Aspekte formuliert.

Ein spezielles Anliegen des Auftraggebers war es, nicht nur Ergebnisse der empirischen Sozialforschung zusammenzutragen, sondern auch Erkenntnisse aus der Psychotherapie zu berücksichtigen. Wenngleich die Verallgemeinerbarkeit psychotherapeutischer Forschung insofern in Frage zu stellen ist, als diese zumeist auf Fallstudien von psychisch Erkrankten basiert, so können diese doch eine Vertiefung der Problematik bringen und ein besseres Verstehen der Auswirkungen von Vaterentbehmung ermöglichen.

Wie aktuell das Thema Vaterentbehmung ist, zeigt sich in der Fülle von Berichten von Betroffenen: Von solchen, die selbst unter Vaterentbehmung leiden mussten oder von denen, die beruflich mit vaterdeprivierten Menschen zu tun haben. Exemplarisch sei auf das Buch „Hilflose Helden – Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden“ (Lee, 1998) verwiesen. Die Autorin, eine Journalistin, recherchiert u.a. auch über minderjährige Straftäter. Ein Betreuer dieser Jugendlichen sieht in der Polizei eine Art Vaterersatz, den die Jugendlichen in ihren Auseinandersetzungen mit der Behörde provozieren und herbeiwünschen. Die Polizei sei im Unterschied zu den Vätern präsent und würde den Jugendlichen Struktur bieten, welche sie von den Vätern nicht erhalten würden.

Allerdings wäre es eine grobe Verallgemeinerung, wenn man davon ausginge, dass Defizite in der Vaterbeziehung zwangsläufig in die Kriminalität führen würden. Die Reaktionen sind vielmehr vielfältig und vielschichtig. Tatsächlich ist es in der empirischen Sozialforschung sehr schwierig, Vaterentbehmung unter hinreichender Kontrolle von anderen Variablen zu untersuchen und zu methodisch gut abgesicherten Ergebnissen zu kommen.

Auffallenderweise gibt es eine gar nicht so kleine Gruppe von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen, deren Vaterdeprivation weder in der Öffentlichkeit noch in der Forschung hinreichend Beachtung geschenkt wird und die wahrscheinlich eher am Rande der Gesellschaft stehen, wie zum Beispiel Kinder mit inhaftierten Vätern.

In Anbetracht der steigenden Tendenz zu Ehescheidungen und Wiederverheiratungen ist auch die Frage nach der Möglichkeit von Vaterersatz von erheblicher Brisanz, weshalb wir auch sie in unsere Arbeit miteinbezogen haben.

Von besonderer Aktualität sind Forschungen über Kinder, die durch heterologe Insemination gezeugt wurden, weil sie eine bislang nicht existierende Gruppe von Menschen darstellen, die ohne den biologischen Vater aufwachsen.

Unser herzlicher Dank gilt in besonderer Weise Herrn Dr. Johannes Berchtold, welcher diese Arbeit initiiert, uns in Gesprächen viele Anregungen vermittelt und uns beim Zustandekommen dieser Studie stets unterstützt hat. Wir danken auch Frau Andrea Laßnig für die Einschrift unseres Manuskripts.

Wir hoffen, durch diese Arbeit Öffentlichkeit und Verantwortliche, insbesondere auch Mütter und Väter, in verstärktem Ausmaß für Folgen von Vaterentbehrung zu sensibilisieren und auf diese Weise zu einem Handeln, welches sich an den Bedürfnissen von Kindern orientiert, beizutragen.

Rotraut Erhard

Herbert Janig

1. Einleitung¹

Der in der Fachliteratur häufig gebrauchte Begriff der "Vaterlosigkeit" insinuiert, dass dieses Phänomen tatsächlich besteht. Es gibt aber natürlich niemanden, der keinen Vater hätte. Allerdings: Nicht wenige Kinder, Jugendliche und Erwachsene haben ihren Vater nie kennen gelernt, sie haben oder hatten mit ihm wenig Kontakt, er kümmert(e) sich nicht – aus welchen Gründen auch immer – um seine Kinder. Besser, weil der Realität angemessen, ist der von Horst Petri (1999, 2002) in die Fachliteratur eingeführte und in der Öffentlichkeit wirksame Begriff der "Vaterentbehmung".

Der fehlende oder mangelnde Kontakt von Vätern zu ihren Kinder kann unterschiedliche Gründe haben: Tod des Vaters durch Erkrankung, Suizid, Unfall, kriegerische Ereignisse; die temporäre oder dauernde Trennung der Eltern durch Scheidung – was der häufigste Grund der Vaterentbehmung ist –, durch die Haftstrafe des Vaters, einen beruflichen Auslandsaufenthalt. Aber nicht allein die physische An- oder Abwesenheit des Vaters ist von Bedeutung. Auch eine insuffiziente väterliche Rollenerfüllung kann – muss aber nicht – Auswirkungen auf die nachfolgende Generation haben. Gemeint ist damit z.B. die Auswirkung etwa der Drogenabhängigkeit, der geistigen oder psychischen Erkrankung, oder auch der Misshandlungsbereitschaft des Vaters.

In einer von Kosche (1978) durchgeführten Untersuchung bei Vätern und Söhnen bäuerlicher Familien zeigt sich, dass die rein physische Anwesenheit des Vaters nicht der entscheidende Gesichtspunkt zur Charakterisierung der Selbstverwirklichung der Söhne ist, sondern die psychische An- oder Abwesenheit des Vaters. Ständig physisch anwesende Väter, die sich nur um den Betrieb kümmern, kaum Zeit für ihren Sohn haben und psychisch abwesend sind, wirken negativ auf die Selbstverwirklichungsbestrebungen ihres Sohnes. Diese zeigen eine

¹ Heinz Walter schreibt in seinem Buch „Männer als Väter“ (2002, S. 9): „Ich beschließe an dieser Stelle ... auf die weiblichen und männlichen Doppelformulierungen zu verzichten. Das hat nichts mit der Thematik des Bandes zu tun – zu der ja ebenso Frauen Wesentliches beigetragen haben; deren Rezeption ich mir durch Männer und Frauen wünsche, damit mehr Gespräch darüber zwischen ihnen in Gang kommt. ... Da erfreulicherweise immer mehr Frauen in allen gesellschaftlichen Bereichen aktiv sind, könnte sich frau/man aber vielleicht auch darauf verständigen: Sie formulieren primär oder alles weiblich, wir Männer primär oder alles männlich?“ – Wir schließen uns ihm an.

Ich-Schwäche und eine fehlende Leitbildorientierung, was eine reduzierte Persönlichkeitsentwicklung bedeutet.

Kagerer (1998) schlägt vor, die verschiedenen Formen mangelnder Verfügbarkeit von Vätern anhand von vier Typen zu beschreiben: unbekannter Vater, gewalttätiger und/oder kranker Vater, schwacher Vater und funktional-rigider Vater. Letzterer wird als kompromisslos, kalt, angsteinflößend und unerreichbar charakterisiert (Kagerer, 1998). Eine andere Einteilung treffen Bode und Wolf (1995). Sie unterscheiden eine Abwesenheit, die durch den Tod des Vaters verursacht ist, eine, die durch die Trennung der Eltern bewirkt ist, und jene, die durch die Unfähigkeit des in der Familie lebenden Vaters, eine Beziehung zu seinem Kind aufzubauen, hervorgerufen wird.

Vaterentbehmung in früheren Zeiten

Dass Kinder ihre Väter entbehren (müssen), ist kein Phänomen, das allein Kinder der Gegenwart kennen. Quantitativ dramatisch war dieses Phänomen immer zu Kriegszeiten, bei Wanderungsbewegungen, in ökonomischen Notzeiten. So etwa beschreibt LaRossa (1997, zitiert nach Cabrera et al., 2000) die Entwicklung in den USA seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts: Viele Väter verließen ihre kleinen Höfe oder Wirtschaften, um in größeren Unternehmen Beschäftigung zu suchen. Damit ging die gesamte Kindererziehung großteils in die Verantwortung der im Haus verbleibenden Mutter über, der Vater sorgte für die materielle Absicherung und war nicht mehr im gleichen Maße im Haushalt zugegen.

Auch Mitterauer (1986) beschreibt das "European marriage pattern" (S. 103), das sich auf ein einziges Ehepaar konzentriert, und betont den Gesindedienst in großen Teilen Europas. Viele Jugendliche hätten im 18. oder 19. Jahrhundert in Familien gelebt, die nicht ihre eigenen waren. In den ärmeren heiratsfähigen Schichten (Tagelöhner oder einfache Handwerker) konnten es sich viele gar nicht leisten, die Kinder im Haus zu behalten. In den Unterschichten war auch die Gefahr der Verwaisung weit höher, "mutterlos, vaterlos oder elternlos zu leben war für Jugendliche dieser sozialen Herkunft damals keineswegs eine Ausnahmeerfahrung" (Mitterauer, 1986, S. 102). In den meisten Fällen wurde nach dem Tod eines Elternteils wieder geheiratet. Halbwaisen waren also fast immer auch Stief- oder Pflegekinder. Starben beide Eltern, so kam es vor, dass Kinder mit ihren beiden nacheinander eingeheirateten "Stiefeltern" im biologischen Sinne überhaupt nicht

mehr verwandt waren. In vielen Fällen waren die neu eingehirateten Partner deutlich jünger als der überlebende Elternteil. Der Autor beschreibt die Problematik der Stieffamilien als mitunter sehr konfliktbeladen. Die Schwierigkeiten in der Beziehung zu Stiefvater oder -mutter habe die Jugendlichen mitunter auch zum Auszug aus dem elterlichen Haushalt veranlasst. Als Pflegeeltern boten sich meist Verwandte oder die Taufpaten an. Diese waren auch für Kinder aus vollzähligen Familien oft die ersten Dienstherren auf dem Weg in den Gesindedienst. Starb der Vater, konnte auch ein älterer Sohn zumindest teilweise dessen Rolle übernehmen. Aber auch sonst war häufig der ältere Bruder für seine jüngeren Geschwister, und hier vor allem auch für die Schwestern, von großer Wichtigkeit: Er stellte Kontakte her und fungierte als Beschützer.

Mitterauer (1989) gibt einen Abriss der Geschichte der Familie in der europäischen Neuzeit und sieht hier eine Entwicklung zur Homogenisierung. So gab es im 16. Jahrhundert eine religiös, kulturell und standesbedingte Vielzahl von Familienformen. Zu beachten sei, dass in vielen Haushalten auch nicht oder nur teilweise miteinander verwandte Personen lebten (Gesinde, Ziehkinder etc.). Im ausgehenden 18. sowie in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nahm auf Grund verringerter Heiratsmöglichkeiten die Zahl unehelicher Kinder stark zu. Zur Rolle des Vaters (ausgehend von der bäuerlichen Kultur) schreibt der Autor:

„Der Vater hingegen war in Gesellschaften der Vergangenheit in den ersten Lebensjahren von viel geringerer Bedeutung als heute. Zu ihm entstand vielfach erst mit der Eingliederung der Kinder in das Arbeitsleben ein engerer Kontakt und auch dann vor allem bei den Söhnen. Demgegenüber ist es zu einer Aufwertung der Stellung des Vaters in der Kleinkindphase gekommen. Dieses Interesse und diese Anteilnahme von Vätern an den Kleinkindern ist historisch relativ jung, so dass man wohl zurecht von einer ‚neuen Väterlichkeit‘ sprechen kann“ (Mitterauer, 1989, S. 191).

Es ist wohl anzunehmen, dass der Vater nicht von geringerer, sondern von anderer Bedeutung war als er heute ist. Denn auch Väter, die z.B. mit ihren Söhnen nur arbeitsbezogene Gespräche führten und nicht über ihre Befindlichkeit, ihre Gefühle, Wünsche, usw. mit ihren Kindern sprachen, haben mit diesem über viele Generationen hinweg gepflegten Interaktionsstil unsere Kultur geprägt.

Varga (1994) beschäftigt sich mit der “Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern aus sozialhistorischer Sicht”. Wiewohl 10 der 19 von ihm untersuchten Lebensläufe von einer zumindest teilweisen Vaterentbehmung geprägt waren, geht der Autor leider nicht auf diesen Umstand ein. Gründe für die Abwesenheit des Vaters waren (soweit genannt): Internatsunterbringung, Scheidung, Tod des Vaters, Auflösung der Familie durch den Tod der Mutter und das bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts sehr häufige “in den Dienst gehen” bei einer anderen Familie, in einem anderen Haushalt. Schätzungen zufolge haben “mehr als 50 Prozent der Kinder die Herkunftsfamilie vorzeitig (etwa mit 14 Jahren) verlassen” (Varga, 1994, S. 91). Dabei handelt es sich natürlich nicht nur um eine Vater-, sondern um eine Elternentbehmung.

Das Thema Vaterentbehmung in der Antike

Die griechische Mythologie beschreibt viele vaterlos oder in Stieffamilien aufgewachsene Kinder. Zeus war als Erster unter den Göttern neben anderem der Hüter der sittlichen Ordnung auch in den menschlichen Familien. Obwohl er mit seiner Schwester Hera vermählt war und mit ihr Kinder hatte, pflegte er noch eine große Zahl außerehelicher Beziehungen. Die Titanentochter Leto gebar ihm Zwillinge – Apollo und Artemis – die sie auf der Insel Delos aufzog. Hephaistos war zwar der Sohn des Zeus und der Hera, diese verstieß ihn aber, weil er lahm und hässlich war. Er wurde als Pflegekind von Thetis aufgenommen und hatte später wieder Kontakt zu seinen Eltern. Aber auch Aphrodite, Hermes, Persephone oder Dionysos (der nach dem Tod seiner Mutter Semele von den Nymphen aufgezogen wurde) gelten als Kinder Zeus‘; sie alle sind ohne ihren Vater aufgewachsen. Bekannt ist auch die Geschichte von Telemach, der zwanzig Jahre auf seinen Vater warten musste, bis dieser von seinem unfreiwilligen Auslandsaufenthalt zurückgekehrt war.

Das Thema Vaterentbehmung in der Literatur

Nur am Rande sei erwähnt, dass in den tradierten Volksmärchen die Stiefmutter-Thematik zwar bekannter zu sein scheint, es dennoch auch Märchen gibt, in denen die Vaterlosigkeit von Kindern, wie jene der Mädchen bei “Frau Holle” oder in “Schneeweißchen und Rosenrot”, im Mittelpunkt stehen.

In der Literaturgeschichte ist das Thema der „Vatersuche“ bekannt (vgl. Frenzel, 1992), wobei sich im wesentlichen zwei Varianten des Vatersuche-Motivs bildeten: Bei einem wächst der Sohn gänzlich ohne seine Eltern – die ihn ausgesetzt haben,

zumeist um einer unheilvollen Prophezeiung zu entgehen – auf und wird von einfachen Leuten oder Tieren aufgezogen: Erwachsen geworden zieht er in die Welt hinaus, um seinen Vater zu suchen. Bei der anderen Variante wächst der – illegitime – Sohn eines Helden bei seiner Mutter auf, um sich herangewachsen, auf die Suche nach seinem Vater zu begeben.

Auch in der Belletristik hat das Thema Vaterentbehrung in den letzten Jahrzehnten seinen Niederschlag gefunden. Verwiesen wird auf die autobiografischen Aufzeichnungen des deutschen Psychoanalytikers Wolfgang Schmidbauer (1987), der 1941 geboren vaterlos aufgewachsen ist, weil sein Vater als Soldat im 2. Weltkrieg starb. Schmidbauer teilt damit das Schicksal mit vielen dieser Generation. Auch Peter Handke erlebte eine vaterlose Kindheit und Jugend. Er sah seinen Vater nach der Matura zum ersten Mal und beschrieb seine Familie in „Wunschloses Unglück“ (1972). Elf Jahre Angst und Erniedrigung erlebte Franz Innerhofer als uneheliches Kind auf dem Hof seines Vaters. Im Alter von 17 Jahren fand er schließlich die Kraft, sich aus der permanenten Misshandlung des Vaters zu befreien und schrieb sein erstes Buch über diese Zeit (1974). Diese drei Autoren sind nur Beispiele für die Aktualität des Themas in der Dichtung. Eine altersgruppenorientierte Analyse der Nachkriegsliteratur hinsichtlich abwesender Väter findet sich bei Radebold und Radebold (2000; vgl. dazu auch Härtling, 1968).

Frühe entwicklungspsychologische Studien

Immer wieder war die Abwesenheit des Vaters in der Familie mit minderjährigen Kindern (durch Tod, Ehescheidung der Eltern sowie beruflicher oder militärisch bedingter Abwesenheit) Thema entwicklungspsychologischer Untersuchungen. Die Menge dieser Untersuchungen ist aber trotzdem recht bescheiden geblieben. Zudem war in den fünfziger und sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts – speziell in der deutschsprachigen Forschungsliteratur – ein moralinsaurer Unterton bei der Behandlung von Fragen der Vaterentbehrung nicht zu übersehen: hier befassten sich die Studien mit dem “Schicksal des Kindes nach unehelicher Geburt” oder assoziierten die Begriffe “gestörte und unvollständige Familie” (Coerper, 1955 oder Bergler, 1955) miteinander.

Bedeutung des Vaters für das Kind – wachsendes Interesse in der psychologischen Forschung

Wie wichtig und bedeutend Eltern für die Kinder sind, belegt eine Studie von Yamamoto (1979). In einer Befragung bei 367 Schülern und Schülerinnen im Alter von neun bis zwölf Jahren, welche kritischen Lebensereignisse sie als besonders belastend einschätzen, rangiert der Verlust eines Elternteils (wobei zwischen Vater- und Mutterverlust nicht unterschieden wird) an erster Stelle. Dahinter folgt der Verlust des Augenlichts und der Zwang, eine Klasse zu wiederholen. Die Bewertung der Kinder bezüglich des Verlusts eines Elternteils hat keinen Zusammenhang mit Alter oder Geschlecht der Kinder. Auch die Tatsache, ob ein Kind bereits einen Elternteil verloren hat oder nicht, ändert nichts an der Einschätzung des Stresspotentials.

Unsicheres Bindungsverhalten, Konflikte, psychische Störungen der Eltern, Scheidung, negatives Pflegeverhalten, Misshandlung in der Familie u.a., wird zu den Risikofaktoren der kindlichen Entwicklung gezählt. Die stärkere Einbeziehung des Vaters in die Erziehung des Kindes wird als protektiver Faktor gewertet (z.B. Zeanah, Boris & Larrieu, 1997; Scheithauer, Petermann & Niebank, 2002).

Die zunehmende Beachtung der Vater-Kind-Beziehung, resp. allfälliger Folgen der Vaterentbehrung lässt sich auch an der Bedeutung, die diesem Thema in entwicklungspsychologischen Lehrbüchern beigemessen wird, ablesen: Während in der 1982 erschienenen ersten Auflage eines weit verbreiteten und zu Recht beachteten Lehrbuchs der Entwicklungspsychologie (Oerter & Montada, 1982) der Begriff "Vater" im sonst umfangreichen Register nicht vorkommt und allfällige Auswirkungen von "father-absence" nur erwähnt werden, ändert sich das bis zur 2002 erschienenen fünften Auflage des Lehrbuchs grundsätzlich: Es gibt nicht nur ein Stichwort "Vater", sondern auch Stichworte zur Abwesenheit oder Trennung von den Kindern. Zudem befassen sich einige Kapitel mit der Trennung der Kinder vom Vater, misslingender väterlicher Rollenerfüllung, Eltern-Kind-Beziehungen u.a. (vgl. Oerter & Montada, 2002).

Die intensivere Befassung mit dem Thema „Väterlichkeit“ in der Psychologie und den Sozialwissenschaften geht parallel zur sich verändernden Schwerpunktsetzung etwa in der (entwicklungs-)psychologischen Forschung: In den siebziger Jahren war die

Befassung mit den Erziehungsstilen, mit dem elterlichen Erziehungsverhalten und den Erziehungskonzepten modern; die Ausweitung der Entwicklungspsychologie auf eine Psychologie der gesamten Lebensspanne gewann zunehmend an Gewicht; zugleich wurde besonders im deutschsprachigen Raum der Bindungsforschung, bei welcher auch die Väter die ihnen gebührende Rolle spielen, kräftig belebt (vgl. Spangler & Zimmermann, 2002); die Partnerschaftsentwicklung, die Paarbeziehung und der Übergang zur Elternschaft wurden ebenso wie die Ehescheidung samt ihren Folgen und der den Vätern zukommenden Rolle (z.B. Reichle & Werneck, 1999; Bien, Hartl & Teubner, 2002) intensiv beforscht. Der Eindruck, dass man sich in der Entwicklungspsychologie und in anderen wissenschaftlichen Teildisziplinen in den letzten Jahren vermehrt mit Fragen der "Väterlichkeit" befasst, deutlicher auf die Karte der "Familienpsychologie" setzt, sich intensiv(er) mit dem Übergang zur Elternschaft im Rahmen der Entwicklung des gesamten Lebenslaufes beschäftigt, wird klar durch eine Reihe von Untersuchungen und Studien zu diesem Thema bestätigt: Klaus A. Schneewind befasst sich in seinem Buch "Familienpsychologie im Aufwind" (2000) gemeinsam mit einigen anderen Autoren mit theoretischen und methodischen Fragen der Familienpsychologie, präventiven und therapeutischen Interventionsmöglichkeiten im Rahmen der Familienberatung und Fragen der Familienentwicklung, also Themen und Fragestellungen, die erst seit etwa 15 Jahren in der Psychologie in dieser Form nachdrücklich behandelt werden.

Der schon erwähnte Psychoanalytiker Horst Petri wirkt seit kurzem als "Aufreger" in der Szene, da es ihm gelungen ist, mit seinem Buch "Das Drama der Vaterentbehnung" (1999, 2002) zu provozieren und aus psychoanalytischer Sicht die Beziehungsproblematik von Kindern und Eltern aus geschiedenen Ehen zu thematisieren. Das Verdienst von Heinz Walter ist es, "Männer als Väter" (2002) in der psychologischen bzw. sozialwissenschaftlichen Fachliteratur bewusst gemacht zu haben. Er gibt in seinem Buch „Männer als Väter“ mit mehr als zwanzig anderen Autoren und Autorinnen einen ersten großangelegten Überblick über theoretische Positionen und empirische Ergebnisse der sozialwissenschaftlichen Väterforschung im deutschsprachigen Raum. Schon 1998 hat Harald Werneck in seinem Buch „Übergang zur Vaterschaft“ die Suche nach den „neuen Vätern“, ihren Merkmalen und psychologischen Charakteristika aufgenommen.

Die psychologische Väterforschung hat in den letzten Jahrzehnten grundlegende Wandlung erfahren: Seiffge-Krenke beschreibt in ihrem Beitrag "Neuere Ergebnisse der Vaterforschung" (2001a) die Phasen der Vaterforschung: "In der ersten Phase versuchte man nachzuweisen, dass Väter distante, periphere Figuren in der Kindererziehung sind, dass sie nicht involviert sind in Familienangelegenheiten" (2001a, S. 391f). Eine Sichtweise, die den Vater als mächtig, aber distant beschreibt, ist auch jene, die bis in die jüngste Zeit in der psychoanalytischen Literatur vorherrschend war. In der zweiten Phase der Väterforschung werden die Einflüsse von Vätern und Mütter miteinander verglichen: das Bindungsverhalten, die Sensitivität u.a. Auch hier, wie in der ersten Phase, herrschte ein Defizitmodell vor, die Väter wurden im Vergleich zu den Müttern als qualitativ und quantitativ defizitär beschrieben. Erst in der dritten – heute vorherrschenden – Phase der Väterforschung stellt man fest, dass Väter schlichtweg anders mit ihren Kindern umgehen als Mütter, eine andere Art von Interaktion mit ihnen haben. Es steht also in dieser dritten Phase der Väterforschung die distinktive Funktion des Vaters im Vordergrund.

Der Hintergrund für diese neuen Entwicklungen in den Sozialwissenschaften und der Psychologie liegen weniger in ökonomischen, kriegsbedingten oder demografischen Ursachen wie in vergangenen Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern sind in gesellschaftlichen Entwicklungen zu sehen, die mit der geringeren Stabilität von Kleinfamilien und der zunehmenden Zahl von Alleinerzieherinnen zusammenhängen. Unter sehr plakativen und bedrohlichen Titeln, wie "Crisis in America" (Ancona, 1998) oder "Fatherless America" (Blankenhorn, 1996) werden in den USA und vielen anderen industrialisierten Staaten diese immer häufiger auftretenden Phänomene moderner Lebensgestaltung diskutiert.

Die folgende Literaturstudie versucht einen Überblick über die wesentliche deutschsprachige und internationale Literatur zu den „Auswirkungen und Folgen der Vaterentbehmung“ zu geben. Nach einer allgemeinen Erörterung des Themas zum Problem vaterlos aufgewachsener Kinder werden demografische Entwicklungen und spezielle Befunde analysiert. Die einzelnen Abschnitte befassen sich mit den unterschiedlichen Arten der Vaterentbehmung. Einen Schwerpunkt bilden die möglichen Auswirkungen der Ehescheidung der Eltern auf die Kinder, die Familien der Alleinerzieherinnen und die Stieffamilien.

Weiters werden spezielle Themen behandelt: die Vaterentbehrung durch inhaftierte Väter, durch den Tod des Vaters, die kriegsbedingte Vaterentbehrung, die mögliche Unkenntnis des Vaters durch heterologe Insemination oder Geheimhaltung sowie partielle (berufsbedingte) Abwesenheit des Vaters. Eigene Kapitel befassen sich mit den möglichen Auswirkungen von defizitär gelebten Vaterrollen: den misshandelnden Vätern, den psychisch Kranken, im Speziellen den alkohol- bzw. drogenabhängigen Vätern. In einem zusammenfassenden Abschnitt werden Empfehlungen für die weitere Forschungstätigkeit und deren Schwerpunktsetzungen gegeben.

2. Demografische Entwicklungen

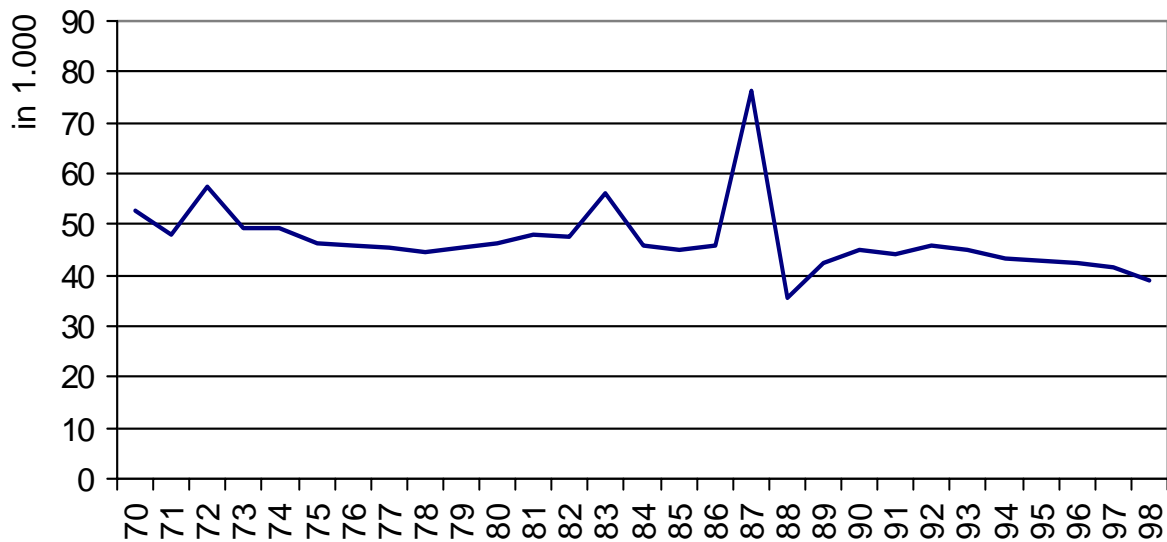
Die im Folgenden beschriebenen statistischen Daten geben über die Zahl und die Entwicklung von Eheschließungen und Ehescheidungen in Österreich und im internationalen Vergleich, die Veränderung der Geburtenzahl und die numerische Bedeutung der Alleinerzieher Auskunft.

In Österreich lebten 2001 nach dem vorläufigen Ergebnis der Volkszählung 8,07 Millionen Menschen (Statistik Austria, 2002b). Aus dem Mikrozensus 2000 (Statistik Austria, 2001b) ergibt sich die Verteilung auf die möglichen Lebensformen. Bezogen auf die Bevölkerung ab dem 16. Lebensjahr finden sich folgende Zahlen: 55,1 % der Grundpopulation ist verheiratet, 30,0 % ledig, 8,8 % verwitwet und 6,1 % geschieden. Betrachtet man die Alterskohorten aus der Volkszählung 1991 (Statistik Austria, 2002b), erklärt sich der relativ große Anteil der Witwer und Witwen durch die Gruppe der über 55-jährigen. Hier überwiegt im Gegensatz zu den jüngeren Kohorten die Lösung der Ehe durch den Tod eines Partners.

2.1 Eheschließungen und Ehescheidungen

Die Eheschließungszahlen waren in den letzten Jahren recht stabil, im Jahre 2000 heirateten 39.228 Paare, 19.552 Ehen wurden durch Scheidung aufgelöst (Schipfer, 2001). In den letzten Jahrzehnten sank der Anteil der Erstehen und macht beispielsweise in Wien nur mehr die Hälfte aller Eheschließungen aus, wohingegen die Zahlen für Wiederverheiratungen recht stabil blieben (Kytir & Münz, 1999). Die Gesamtzahlen der Eheschließungen werden in Abbildung 2.1 wiedergegeben.

Abbildung 2.1: Eheschließungen 1970 bis 2000 (Statistik Austria, 2002b, S. 69).



Anmerkung: Die Werte in den Jahren 1972, 1984 sowie 1987 - 1989 werden wesentlich von (tatsächlichen oder erwarteten) Änderungen der Heiratsbeihilfe beeinflusst und haben keine echten demografischen Ursachen.

Das aktuelle Verhältnis Eheschließung zu Ehescheidung wird in Tabelle 2.1 für die einzelnen Bundesländer angegeben. Nach Wien mit 62,96 % haben Vorarlberg und Niederösterreich die höchsten Scheidungsquoten, wenn man die Zahlen in Relation zu den neuen Eheschließungen setzt. Am anderen Ende der Skala findet man Tirol und Oberösterreich mit jeweils nur knapp mehr als 40,0 %. Für diese regionalen Unterschiede machen Kytir und Münz (1999) „regionale Unterschiede in der Landwirtschaft, im Erbrecht und in den Konsequenzen der katholischen Gegenreformation des 17. Jahrhunderts“ (S. 144) verantwortlich.

Tabelle 2.1: Eheschließungen und Ehescheidungen in den österreichischen Bundesländern 2000 (Schipfer, 2001)

Bundesland	Eheschließungen	Ehescheidungen	Quote (%)
Burgenland	1.174	551	46,93
Kärnten	2.398	1.070	44,62
Niederösterreich	7.604	3.818	50,21
Oberösterreich	6.525	2.622	40,18
Salzburg	2.373	1.154	48,63
Steiermark	5.473	2.567	46,90
Tirol	3.054	1.250	40,93
Vorarlberg	1.620	849	52,41
Wien	9.007	5.671	62,96
Österreich	39.228	19.552	49,84

Höhn (1989) beschreibt die Entwicklung der Ehelösungen in (West-)Deutschland für den Zeitraum 1890 bis 1985. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts sei der häufigste Grund für die Auflösung der Ehe der Tod eines Partners gewesen, jedes fünfte minderjährige Kind hätte so seinen Vater oder seine Mutter verloren. Demgegenüber war später in der BRD vor dem Mauerfall – wie in anderen westlichen Ländern auch – die Scheidung die bei weitem häufigste Form der Ehelösung. Auch in Holland finden sich vergleichbare Entwicklungen. Einelternfamilien formieren sich heute häufiger durch Ehescheidung und seltener durch den Tod eines Partners (Tabelle 2.2).

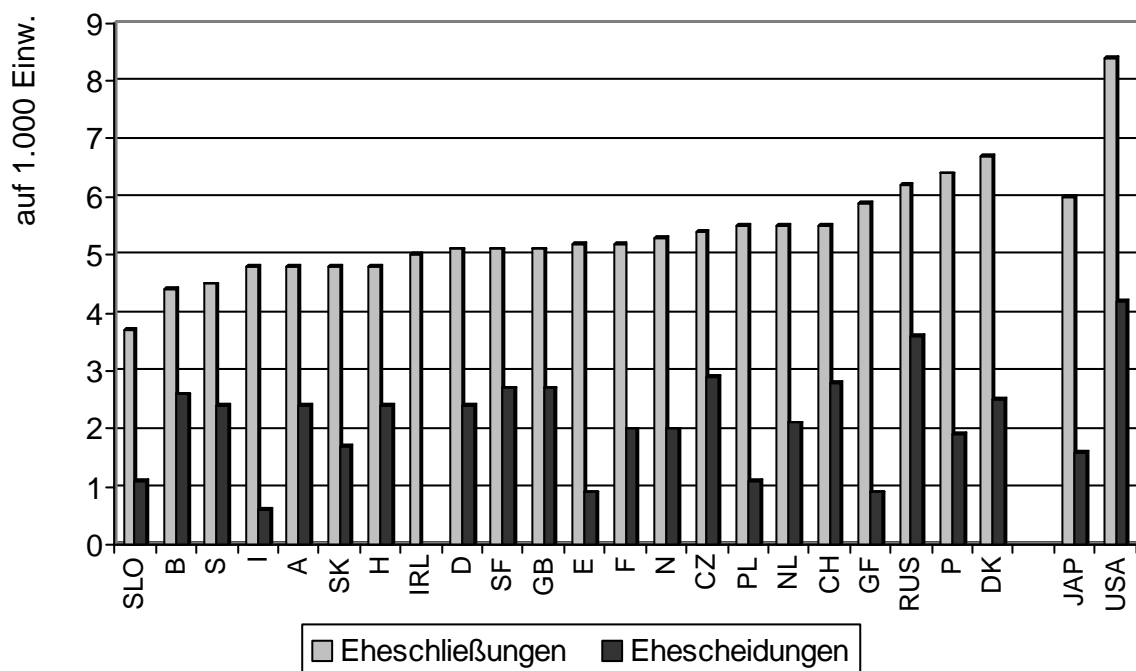
Tabelle 2.2: Entstehungsursachen für Einelternfamilien in Holland (Dronkers, 1994)

Jahr	in %	
	1947	1985
Tod	47	17
Scheidung	31	53
Unverheiratet	9	15
Summe	87	85

In Abbildung 2.2 werden die österreichischen Daten mit Zahlen einer Auswahl anderer europäischer Länder sowie Japan und USA verglichen. Die Zahl der

Ehescheidungen nimmt, entsprechend dem westeuropäischen Muster, auch in Österreich kontinuierlich zu. 1961 wurden 8.045 Scheidungen gezählt, wie oben erwähnt waren es im Jahr 2000 schon 19.552 Fälle. Bezogen auf die Eheschließungsjahrgänge, aus denen sie stammen, ist bei den aktuellen Daten (2000) eine Gesamtscheidungsrate von 43,1 % festzuhalten. In 10,0 % der Fälle wird das Verfahren durch eine Klage des Mannes eingeleitet, Frauen klagen fast doppelt so oft (17,0 %). Die überwiegende Mehrheit stellt jedoch gemeinsame Anträge auf einvernehmliche Scheidung dar (Statistik Austria, 2001a). Die durchschnittliche Ehedauer beträgt 11,7 Jahre (Median 9,4 Jahre). Der Anteil der Erst-Ehen bei Scheidungsverfahren beträgt seit Jahren recht stabil zwischen 71,9 und 76,0 %.

Abbildung 2.2: Eheschließungen und Ehescheidungen im internationalen Vergleich (Statistik Austria, 2002c).



Aus den 19.552 geschiedenen Ehen im Jahr 2000 stammen zum Zeitpunkt der Scheidung 18.044 minderjährige Kinder, davon waren 13.941 jünger als 14 Jahre. Die meisten Ehen werden kinderlos geschieden (34,5 %). Fast ebenso große Anteile machen die Ehen mit einem (28,7 %) bzw. zwei Kindern (27,9 %) aus – wobei auch volljährige Kinder mitgerechnet wurden. Im Durchschnitt leben in Scheidungshaushalten zum Zeitpunkt der Trennung 0,71 Kinder unter 14 Jahren, dieser Wert ist für die letzten zwei Jahrzehnte annähernd stabil. Unter Annahme konstanter Scheidungsverhältnisse errechnen Kytir und Münz (1999) ein

„Scheidungsrisiko“ für 1998 geborene Kinder und Jugendliche von beinahe 20 % (bis zum 19. Geburtstag). Bei der Berechnung dieser Wahrscheinlichkeit für die Bewohner der einzelnen Bundesländer liegt Wien über dem Bundesdurchschnitt (25 %), der Wert ist aber seit Jahren stabil, während er in den anderen Bundesländern noch im Steigen begriffen ist.

Die auch in Österreich seit Jahrzehnten steigenden Scheidungszahlen führen dazu, dass es sich bei immer mehr Eheschließungen um Wiederverheiratungen handelt. Im Jahre 2000 machten sie schon exakt ein Drittel aus (Statistik Austria, 2001a), in 5.234 Fällen (13,3 % aller Eheschließungen) waren beide Partner schon einmal verheiratet.

2.2 Geburten

Die österreichische Geburtenrate ist seit 1993 rückläufig. Waren es damals noch 95.227 Lebendgeborene, sind es im Jahre 2000 nur mehr 78.268. Das Alter der Frauen bei der Geburt ihres ersten Kindes stieg im Zeitraum 1970 bis 1999 von knapp 23 auf 27 Jahre (Kytir & Münz, 1999; Schipfer, 2001). Die Ausländerquote bei den Entbindungen ist seit gut zehn Jahren stabil bei etwa 13,5 %.

In Österreich ist heute etwa jede dritte Geburt eine uneheliche; das ist ein Wert im europäischen Mittelfeld (Prinz, 1998). Schlusslichter sind Griechenland, Schweiz und Italien mit einem Anteil von weniger als 10,0 %, Spitzenreiter die skandinavischen Länder. In Schweden stellen die unehelich geborenen Kinder inzwischen schon die Mehrheit dar. Im Jahr 2000 waren es in Österreich konkret 24.497 nichteheliche (dies entspricht 31,3 %) gegenüber 53.771 ehelich geborenen Kindern. In Tabelle 2.3 werden die Unehelichenquoten wie auch die Absolutzahlen für die Bundesländer aufgelistet. Hier findet sich ein anderes Muster als bei den Scheidungsstatistiken. Die Bundesländer mit den höchsten Unehelichenquoten sind Kärnten und Steiermark mit über 40,0 %, im Burgenland dagegen ist der Anteil dieser Geburten nur etwa halb so groß.

Tabelle 2.3: Uneheliche Geburten in den österreichischen Bundesländern 2000 (Schipfer, 2001)

Bundesland	Absolut	Verhältnis (%)
Burgenland	470	21,3
Kärnten	2.224	43,1
Niederösterreich	3.323	23,6
Oberösterreich	4.709	33,4
Salzburg	1.856	34,1
Steiermark	4.451	41,7
Tirol	2.376	33,2
Vorarlberg	955	24,5
Wien	4.133	26,6
Österreich	24.497	31,3

Schlüsselt man die Daten auf Bezirksebene auf, ergeben sich noch stärkere Unterschiede. Beispielsweise werden im Bezirk Murau drei von vier Kindern unehelich geboren (Kytir & Münz, 1999). Die in Tabelle 2.3 wiedergegebenen Zahlen trügen etwas, wie die weitere Aufschlüsselung bei den Erstgeburten zeigt (Statistik Austria, 2001a): Von den 35.575 Erstgeborenen wurden 5.324 Kinder (15,0 %) durch eine Heirat im Zeitraum zwischen Zeugung und Geburt „legitimiert“, in den frühen 1970er Jahren betrug dieser Prozentsatz noch etwa das Doppelte (Kytir & Münz, 1999). Damit wird die Mehrheit aller erstgeborenen Kinder nicht- bzw. vorehelich gezeugt. In 23,3 % der Eheschließungen bringen die Partner mindestens ein Kind in die Ehe mit. Das mittlere Alter dieser Kinder beträgt etwa 2 Jahre zum Zeitpunkt der Eheschließung.

2.3 Alleinerzieherinnen und Alleinerzieher

Im Jahre 1999 gab es in Österreich 152.200 Alleinerzieher/innen-Haushalte mit 212.200 minderjährigen Kindern (Schipfer, 2001). Männliche Alleinerzieher machten mit 10,0 % eine Minderheit aus. Das ist eine Zahl, die durchaus typisch für westeuropäische Gesellschaften ist. Die Bundesrepublik Deutschland wies (vor dem Mauerfall) ein identes Muster auf (Clason, 1989). Schneider und Bien (1998)

beschreiben Statistiken mehrerer bundesdeutscher Analysen zum Thema Haushalts- und Familienformen. So gibt das Statistische Bundesamt an, dass zirka 2,06 Mio. Kinder unter 18 Jahren bei alleinerziehenden Müttern leben (etwa 13 %). Die Autoren gehen jedoch davon aus, dass zirka 25 % der Frauen mit Partnern in einem gemeinsamen Haushalt leben und weitere 10 % in Partnerschaften mit getrennten Haushalten. Im Vergleich dazu leben etwa 320.000 Kinder bei alleinerziehenden Vätern. Schneider und Bien betonen jedoch, dass die Haushaltsform „Alleinerziehend“ nur in den wenigsten Fällen eine stabile ist. Vielmehr kommt es immer wieder zu Partnerwechsel und damit auch zu Fluktuationen in der Haushaltszusammensetzung. „Eine hohe Dynamik in den Lebensläufen ... ist ... eher Indikator für Problemkumulationen und Hinweis darauf, dass der Lebensverlauf durch gesellschaftliche Gegebenheiten, zufällige, d.h. kaum beeinflussbare Ereignisse und besondere situative Umstände maßgeblich mitbestimmt ist.“ (Schneider & Bien, 1998, S. 31). Die vielfältigen Verlaufsmuster können natürlich mit Querschnittsdesigns nicht ausreichend erforscht werden. Wenn man die verschiedenen Familienformen und deren statistische Häufigkeiten betrachtet, so erweist sich die mit schwierigen sozioökonomischen Rahmenbedingungen kämpfende alleinerziehende Mutter mit einem Kind als die häufigste Haushaltsform nach der ehelichen Familie mit Kind.

In Dänemark beträgt der Anteil der alleinerziehenden Väter sechs Prozent (Christoffersen, 1995). Berechnet man den Anteil der Kinder nach der Lebensform der Eltern, so stellen die Einelternfamilien 1991 in Österreich (Basis sind die Volkszählungsdaten) 22,7 % der Kinder (jeden Alters), bei weiteren 3,6 % handelt es sich um Kinder aus nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften. Die meisten Kinder leben bei ihren verheirateten Eltern, dieser Prozentsatz nimmt aber stetig ab. Die durchschnittliche Kinderzahl von Alleinerziehenden beträgt 1,34 (Statistik Austria, 2002a). Ehepaare und Lebensgemeinschaften ziehen im Schnitt 1,65 Kinder groß.

Zur Erwerbstätigkeit ist anzumerken, dass alleinerziehende Frauen über alle Altersgruppen hinweg häufiger berufstätig sind als Ehefrauen. Dies trifft auch dann zu, wenn man sie mit Ehefrauen ohne Kinder vergleicht, die wiederum eher berufstätig sind als Ehefrauen mit Kindern (Statistik Austria, 2002a). Wobei die Teilzeitquote bei Alleinerzieherinnen mit 35,5 % niedriger ist als bei Ehefrauen mit

Kindern (52,5 %). Bei kinderlosen Ehefrauen liegt der „Anteil der teilzeiterwerbstätigen (1 bis 35 Wochenstunden Normalarbeitszeit) Frauen an den jeweiligen unselbständigen erwerbstätigen Frauen ohne Mütterkarenz“ (Statistik Austria, 2002a, S. 177) bei 24,4 %. Differenziert man nach dem Familienstand, so sind mehr geschiedene Frauen berufstätig als – in absteigender Reihenfolge – ledige, verheiratete oder verwitwete Frauen.

Zusammenfassend

ist festzuhalten, dass die Zahl der Eheschließungen in den letzten Jahren relativ stabil geblieben ist, die Zahl der Ehescheidungen – parallel zur europäischen Entwicklung - kontinuierlich steigt; die Anzahl der Ehescheidungen beträgt rund 43 % gemessen an der Zahl der Eheschließungen. International gesehen – im Vergleich zu den anderen europäischen Ländern – rangiert Österreich sowohl bezüglich der relativen Zahl der Eheschließungen, als auch bezüglich der Zahl der Ehescheidungen im Mittelfeld.

Die Geburtenrate ist seit Jahren rückläufig, jede dritte Geburt ist unehelich. In Burgenland ist der relative Anteil an unehelich Geborenen am niedrigsten (etwas über 20 %), in Kärnten mit über 40 % am höchsten. Die Mehrheit der Erstgeborenen wird unehelich gezeugt, viele Heiraten erfolgen während der Schwangerschaft. Das durchschnittliche Alter der Mütter bei der ersten Geburt steigt kontinuierlich und beträgt derzeit 27 Jahre.

1999 gab es in Österreich über 150.000 Alleinerzieher/innen-Haushalte mit über 200.000 minderjährigen Kindern, die männlichen Alleinerzieher machten mit 10,0 % eine Minderheit aus, durchaus typisch für westeuropäische Gesellschaften. Nach der Lebensform der Eltern berechnet, stellen die Einelternfamilien über 20 % der Kinder (jeden Alters), bei weiteren 3,6 % handelt es sich um Kinder aus nicht-ehelichen Lebensgemeinschaften. Die meisten Kinder leben bei ihren verheirateten Eltern, dieser Prozentsatz nimmt aber stetig ab. Die durchschnittliche Kinderzahl von Alleinerziehenden beträgt 1,34; bei Ehepaaren und Lebensgemeinschaften wachsen im Schnitt 1,65 Kinder auf. Alleinerziehende Frauen sind häufiger berufstätig als Ehefrauen und auch häufiger als Ehefrauen ohne Kinder; diese wiederum sind eher berufstätig als Ehefrauen mit Kindern. Die Teilzeitquote ist bei Alleinerzieherinnen mit

35,5 % niedriger als bei Ehefrauen mit Kindern (52,5 %). Differenziert man nach dem Familienstand, so sind mehr geschiedene Frauen berufstätig als – in absteigender Reihenfolge – ledige, verheiratete oder verwitwete Frauen.

3. Vaterlos aufgewachsene Kinder

Die Studien von Fthenakis und seinen Mitarbeitern gehören nicht nur zu den umfangreichsten, sondern auch zu den frühesten und können für sich hohe sozialwissenschaftliche Standards in Anspruch nehmen, daher werden sie auch eigens hervorgehoben. Weiters werden auch die Überblicksarbeiten von Thomas, der die wissenschaftlichen Arbeiten bis 1980 und von Robin, der die US-amerikanischen Arbeiten bis in die 70er Jahre zusammenfassend darstellt, beschrieben. Darüber hinaus wird der Frage nachgegangen, ob ein Zusammenhang zwischen psychosomatischen Erkrankungen und der Vaterbeziehung besteht.

3.1 Die Studien von Fthenakis

In einer umfangreichen Überblicksarbeit beschreibt Fthenakis (1988a) Ergebnisse nun schon älterer Studien über die Folgen von Vaterabwesenheit bei Kindern (vgl. auch Fthenakis, Niesel & Kunze, 1982). Er differenziert zwischen unterschiedlichen Graden der „Verfügbarkeit“ des Vaters, geht nicht mehr von einer Dichotomie „An- oder Abwesenheit“ des Vaters aus, sondern von einem Kontinuum. Folgende Kriterien werden dazu herangezogen:

* Ausmaß und Dauer

Fthenakis bedauert, dass kaum Studien existieren, in denen die Effekte permanenter Vaterabwesenheit jenen der passageren Entbehrung gegenübergestellt werden.

* Ursache

Die meisten Studien, die die Ursache des Väterverlusts erheben, beschreiben Trennung oder Scheidung der Eltern als besonders schwierig für die weitere Entwicklung des Kindes.

* Zeitpunkt der Vater-Kind-Trennung

Die meisten Autoren kommen nach Fthenakis (1988a) zu dem Schluss, dass der Verlust des Vaters um so schwerer wiege, je früher die Trennung erfolgt. Santrock (1972, zitiert nach Fthenakis, 1988a) bestätigt dieses Ergebnis für Kinder aus Scheidungsfamilien, nicht jedoch für Halbwaisen. Vor allem in der psychoanalytischen Literatur wird immer wieder diskutiert, welcher

Trennungszeitpunkt besonders schwerwiegende Folgen mit sich bringe. Zugrunde liegt dieser Diskussion das tiefenpsychologische Phasenmodell. Besonderes Augenmerk gilt hier der Fähigkeit des Kindes, den Verlust des Vaters zu betrauern (vgl. Wolfenstein, 1966; Schepker, Scherbaum & Bergmann, 1995) aber auch der kindlichen Geschlechtsrollenentwicklung.

* **Vatersurrogate**

Es zeige sich in mehreren Untersuchungen (zum Beispiel zu den Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung der Kinder), dass die negativen Folgen der Vaterentbehmung durch die Präsenz älterer männlicher Bezugspersonen gemildert werden können. Mögliche Formen: ältere Brüder, Onkel, Stiefväter etc. Einigen Untersuchungen zufolge wirkt sich eine etwaige Wiederverheiratung der Mutter umso günstiger in der Entwicklung (des Sohnes) aus, je jünger das Kind zu Beginn der neuen Beziehung ist.

* **Geschlecht des Kindes**

Einige Forscher finden stärkere Auswirkungen des Vaterverlusts auf Söhne. Der Interessensfokus liegt hier vor allem bei der (männlichen) Identitätsfindung.

Zur sozioökonomischen Situation vaterlos aufwachsender Kinder

Der Verlust des Vaters führt in nahezu allen Fällen zu einer wirtschaftlichen Schlechterstellung der Familie. Allerdings ist auch der Anteil von Kindern, die ohne ihren Vater aufwachsen, in niedrigeren sozialen Schichten höher. Diese beiden Faktoren beeinflussen einander wechselseitig. Vaterlose Familien unterscheiden sich durch eine Reihe von Variablen von intakten Familien, wobei nicht alle dieser Variablen (direkt) auf den Verlust des Vaters zurückzuführen sind. Noch einmal wird in diesem Zusammenhang auf die unterschiedlichen Ergebnisse für den Vaterverlust durch Scheidung und für Vaterverlust durch Tod hingewiesen.

Die meisten der gefundenen Studien beziehen sich auf Kinder der Unterschicht. Welche Schichtzugehörigkeit kompensatorische oder multiplikative Auswirkungen auf die negativen Folgen der Vaterentbehmung hat, darüber kommen verschiedene Autoren zu verschiedenen Schlussfolgerungen.

Für einige Forscher stellt der finanzielle Abstieg die eigentlich wirksame Variable dar, die Abwesenheit des Vaters selbst gäbe nicht den entscheidenden Ausschlag bei eventuell auftretenden Entwicklungsdefiziten. Zu beachten sei weiters, dass in vielen Fällen (vor allem bei einer Scheidung) das Kind nicht nur den Vater, sondern auch andere Verwandte der väterlichen Seite (Großeltern etc.) verlieren würde. Oftmals ginge damit auch der Wechsel des Wohnortes, der Schule und des Freundeskreises einher.

Zur kognitiven Entwicklung vaterlos aufgewachsener Kinder

Die meisten Studien zu Schulerfolgen belegen ein niedrigeres Leistungsniveau bei Personen, die ihren Vater in der Kindheit entbehren mussten. Doch finden sich auch hier Unterschiede in bezug auf die Trennungsursache. Der plötzliche Tod des Vaters hat keine negativen Auswirkungen auf die kognitive Entwicklung des Kindes. Der Verlust des Vaters infolge einer langen Krankheit oder durch Scheidung hat jedoch sehr wohl nachteilige Effekte. Einige Autoren haben auch festgestellt, dass sich diese erst mit zunehmender Dauer auf ein nachweisbares Niveau aufsummieren. Die langandauernden Belastungen (chronische Krankheit, Trennungskonflikte) dürften für Kind und System Familie die wesentlichere Bedrohung darstellen. Vaterabwesenheit in Verbindung mit familiärem Stress führt demnach zu besonders schweren Beeinträchtigungen der kindlichen Entwicklung.

Recht klar ergeben sich aus dem Umstand der (temporären) Vaterlosigkeit z.B. für Mussen, Conger und Kagan (1976) negative Folgen. Die Autoren beschreiben in ihrem Übersichtsartikel die Auswirkungen differenziert für Knaben und Mädchen. Für erstere bewirkt die – nicht näher spezifizierte – Abwesenheit des Vaters ein größeres Ausmaß an Schwierigkeiten. Knaben, deren Vater abwesend ist, weisen geringere Intelligenz- und schulische Leistungsscores auf. Interessanterweise haben aber Knaben, deren Vater früh verstorben oder sich aus der Familie entfernt hat, tendenziell bessere Sprach- als Mathematikscores und einen Schreibstil, der jenem von Mädchen sehr ähnlich ist. Die Autoren schließen, dass die Abwesenheit des Vaters die Entwicklung eines ausgeprägten männlichen Rollenmusters hemmt, die Knaben "femininere" Verhaltensmuster zeigen. Sie werden wahrscheinlich auch eher emotionale und soziale Probleme haben als Knaben, deren Vater verfügbar ist, und

neigen mehr zu impulsivem Verhalten, können schwerer eine Wunschbefriedigung aufschieben und können schwerer soziale Verantwortung übernehmen.

Forschungen an Söhnen norwegischer Seeleute (zitiert nach Mussen, Conger & Kagan, 1976, S. 448), die jeweils zwei oder mehr Jahre auf See verbrachten, zeigten, dass die 8- bis 9-jährigen Anpassungsschwierigkeiten an Gleichaltrige, infantile und abhängigkeitsbetonende Eigenschaften aufwiesen und zu einem übertriebenen Männlichkeitsverhalten neigten.

Mädchen aus vaterlosen Familien zeigen insbesondere dann, wenn sie keine älteren Brüder haben, eine starke Abhängigkeit von ihren Müttern, werden oftmals als ängstlich, tendenziell zu Anpassungsschwierigkeiten neigend, beschrieben. Mädchen ohne Vater in der Familie neigen auch dazu, früh Sexualkontakte aufzunehmen. Die Auswirkungen der Abwesenheit des Vaters sind bei Knaben aber stärker als bei Mädchen (Mussen, Conger & Kagan, 1976).

Das Gesamtbild der spezifischen Forschungsliteratur ist jedoch nicht einheitlich und sollte nicht zu simplifizierenden Schlüssen verleiten, schließlich finden sich auch Hinweise, dass die Abwesenheit der Mutter zu ähnlichen Effekten wie jene des Vaters führt. In einigen Untersuchungen finden sich auch überzufällig viele Hochbegabte unter den vaterlos Aufgewachsenen. In der Studie von Blanchard und Biller (1971) werden „bei Kindern, die in Bezug auf ihren Intelligenzquotienten parallelisiert waren, um so schlechtere Schulleistungen festgestellt ..., je weniger der Vater für sie verfügbar war“ (Fthenakis, 1988b, S. 344).

Zur moralischen Entwicklung vaterlos aufgewachsener Kinder

Die Zusammenhänge zwischen vaterloser Kindheit und eventueller späterer Delinquenz sind nach Fthenakis gut untersucht, jedoch ergeben die Berichte kein einheitliches Bild, eine gesamtheitliche Interpretation erscheint dem Autor nicht möglich. Das Konstrukt „Moralität“ stellte sich nicht als konsistente Persönlichkeitseigenschaft dar, Situationsvariablen haben hier jeweils einen sehr großen Einfluss.

In den einschlägigen Publikationen finden sich Hinweise auf häufigere Rollenverletzungen in der Schule, aggressives Verhalten, Mangel an sozialer Verantwortlichkeit, Anpassungsschwierigkeiten, Schwierigkeiten beim Eingehen von langzeitigen Verpflichtungen, Defizite in der Zeitwahrnehmung, ein weniger weit entwickeltes moralisches Urteilsvermögen etc. Diese Unterschiede sind bei Knaben stärker ausgeprägt als bei Mädchen. Probleme beim Aufschub der Bedürfnisbefriedigung zeigen sich stärker bei Jungen, die ihren Vater schon sehr früh (vor dem zweiten Geburtstag) verloren. Zurückgeführt werden diese Befunde auf die fehlende Möglichkeit zur Identifikation mit dem Vater, die nicht gegebene Möglichkeit des Modelllernens sowie auf eine veränderte Mutter-Kind-Interaktion. Alleinerziehende Mütter lassen ihren Söhnen weniger Zuneigung zuteil werden als Mütter in intakten Familien. Diese Sachlage sei bei der Mutter-Tochter-Interaktion genau umgekehrt, hier würden vaterlose Töchter liebevoller behandelt werden.

Zur Geschlechtsrollenentwicklung vaterlos aufwachsender Kinder

Ganz allgemein habe die Vaterabwesenheit eine negative Wirkung auf die Fähigkeit, sich in heterosexuellen Beziehungen zurechtzufinden. Den Ergebnissen von Hetherington und Parke (1979, zitiert nach Fthenakis, 1988a) zufolge haben Töchter geschiedener Mütter besondere Schwierigkeiten bei ihren heterosexuellen Beziehungen. Im Vergleich zu Frauen aus intakten Familien heiraten sie früher, lassen sich öfter scheiden und ehelichen Männer mit einem statistisch gesehen niedrigeren Erziehungsniveau, die auch öfter mit dem Gesetz in Konflikt kommen. Töchter, deren Vater während ihrer Kindheit starb, zeigen ein anderes Verhalten. Sie heiraten Männer mit überdurchschnittlich hohem Einkommen, einem hohen Maß an Kontrolle und eingeschränkten Sozialkontakten.

Immer wieder wird in der Forschungsliteratur darauf hingewiesen, dass Abwesenheit des Vaters zur Ausbildung einer weniger ausgeprägten männlichen Identität und eines männlichen Selbstkonzepts bei Knaben beiträgt. In geschlechtsbezogenen Verhaltensvariablen (soweit messbar) unterscheiden sich Söhne aus vaterlosen Familien nicht von Söhnen aus intakten Familien, die Differenzen betreffen eher das Selbstkonzept (Geschlechtsrollenorientierung). Replikationen solcher Studien mit unterschiedlichen Ergebnissen machen einen starken Einfluss der jeweiligen Kultur auf die Herausbildung der maskulinen Identität wahrscheinlich.

Viel diskutiert wird auch die Frage, ob der Zeitpunkt der Trennung eine ausschlaggebende Rolle für die Entwicklung der Geschlechtsrolle spielt. Hierzu findet Fthenakis allerdings die unterschiedlichsten Ergebnisse. Behaupten einige Forscher, es handle sich bei der „kritischen Periode“ um das zweite Lebensjahr, so sehen andere eher das vierte beziehungsweise das fünfte Lebensjahr als besonders entscheidend an. Schließlich könne es sich auch um die Zeit zwischen dem sechsten und dem zwölften Lebensjahr handeln oder aber der Zeitpunkt ist überhaupt nicht ausschlaggebend. Die Befunde sind hier höchst widersprüchlich.

Das Vorhandensein eines Vaterersatzes sei von kompensatorischer Bedeutung, wie die meisten Forschergruppen übereinstimmend feststellen. Wesentlich könnte hier auch die Rolle der Mutter sein, eventuell werden die Effekte der Vaterabwesenheit erst durch ihr Verhalten vermittelt, wie dies in einer von Fthenakis zitierten Untersuchung aus dem Jahre 1959 (Wylie & Delgado) berichtet wird: Demnach behandelten Mütter ihre Söhne wie den früheren Ehemann, erwähnten diesen aber gleichzeitig in ihren Erzählungen in einer abwertenden Weise. Außerdem schlief jeder zweite aus dieser Stichprobe mit seiner Mutter in einem Bett. Diese Jungen fielen durch aggressive Verhaltensweisen und Schulschwierigkeiten auf.

Zur psychosozialen Entwicklung vaterlos aufgewachsener Kinder

Wesentlich ist hier die Frage des zu messenden Kriteriums, die meisten Studien orientieren sich an aktenkundigen psychiatrischen bzw. psychologischen Behandlungen oder einer Unterbringung in einer einschlägigen Institution. Fthenakis (1988a, b) vermutet, dass alleinerziehende Mütter (mangels eines anwesenden Dritten) mit einer größeren Wahrscheinlichkeit bei Verhaltensauffälligkeiten des Kindes externe Hilfen in Anspruch nehmen und darum in den entsprechenden Statistiken überrepräsentiert sind. Außerdem ist es möglich, dass die jeweiligen Ämter und Institutionen vaterlose Kinder a priori als behandlungsbedürftiger einstufen als Kinder aus intakten Familien. Diese einschränkenden Bedingungen müssen bei der Interpretation der gefundenen Ergebnisse mitberücksichtigt werden.

Mehrere Arbeiten berichten von vermehrt auftretender Ängstlichkeit und Unsicherheit, psychischer Labilität und geringem Vertrauen in andere. Die

Anpassung an die soziale Umwelt gelingt oft schlechter als bei Kindern aus intakten Familien. Gleichzeitig haben viele vaterlose Kinder ein großes Bedürfnis nach sozialer Anerkennung.

Auch hier ist wieder zu unterscheiden nach dem Anlass der Trennung der Eltern. Kinder aus Scheidungsfamilien fielen eher durch Aggressivität und antisoziales Verhalten auf, wohingegen bei Kindern, deren Vater verstarb, öfter ängstliche oder depressive Störungsbilder diagnostiziert wurden. In einigen Untersuchungen korrelierte das Ausmaß der Störung positiv mit der Dauer der Vaterabwesenheit, ebenso wirkte sich eine lebenszeitlich frühe Trennung negativ auf die psychosoziale Entwicklung des Kindes aus. Andere Ergebnisse sprechen eher dafür, dass die Qualität der Beziehungen in einer Familie die ausschlaggebende Variable sei. Ob es sich dabei um eine vollständige Familie handelt oder ob der Vater fehlt, sei zweitrangig. Bei erwachsenen Untersuchungsteilnehmern zeigt sich in vielen retrospektiv angelegten Studien kein signifikanter Zusammenhang zwischen einer vaterlosen Kindheit und dem späteren Auftreten psychischer Störungen. Andere Publikationen wiederum fanden Korrelationen mit den unterschiedlichsten Syndromen, beispielsweise mit dem Auftreten von depressiven Symptomen. Dieses Ergebnis steht im Einklang mit der Theorie der belastenden Lebensereignisse.

Auch bei den Ergebnissen zu den verschiedenen Störungsbildern spielen Variablen wie das Geschlecht des Kindes und dessen Alter bei der Trennung eine Rolle. Für Kinder, die ihren Vater verloren, finden sich übrigens andere Korrelationen mit einzelnen Störungsbildern als für Kinder, deren Mutter starb oder infolge einer Trennung die Familie verließ.

Eine Untersuchung von Huttunen und Niskanen (1978, zitiert nach Fthenakis, 1988a) berichtet von 167 Kindern, deren Vater vor der Geburt starb, dass die gefundene Quote der später an Schizophrenie erkrankten Personen weit überdurchschnittlich war, höher auch als in einer Kontrollgruppe von 168 Personen, deren Vater im ersten Lebensjahr der Kinder den Tod fand. In beiden Gruppen fand sich eine überdurchschnittliche Zahl an Persönlichkeitsstörungen und Alkoholabhängigkeiten.

An den Forschungsarbeiten zum Thema Vaterentbehmung wird von Fthenakis öfter kritisiert, dass methodische Unzulänglichkeiten vorliegen und wesentliche Variablen nicht erhoben wurden bzw. unterschiedliche Formen der Vaterabwesenheit einander nicht systematisch gegenübergestellt werden. An methodischen Mängeln seien beispielhaft erwähnt: Gleichzeitige Untersuchung mehrerer Altersgruppen mit nur geringer Personenanzahl pro Altersstufe, das Heranziehen wenig valider Daten zur Messung der Effekte (z.B. Schulnoten) oder eine allzu einseitige Festlegung auf den zu erfassenden Bereich, wie die kognitive Leistungsfähigkeit, unter Vernachlässigung anderer möglicher Dimensionen.

In den meisten Studien zur Vaterabwesenheit infolge Scheidung fehlt eine Beschreibung des Ausmaßes und der Beschaffenheit der Beziehung des Kindes zu seinem nicht sorgeberechtigten Vater. Insgesamt würden sich viele Studien zur partiellen Vaterabwesenheit an dem Kriterium der physischen Präsenz, nicht jedoch an qualitativen Aspekten der Beziehung orientieren. Fthenakis erklärt so die teilweise recht heterogenen Untersuchungsergebnisse – vor allem jene, bei denen Daten aus den Kontrollgruppen („intakte“ Familien) gegenüber gestellt werden. Die Qualität der Beziehung des Kindes zum nicht sorgeberechtigten Elternteil im Zeitraum nach der Scheidung ist nach Fthenakis' Ansicht neben anderen Faktoren mitentscheidend für eine gelungene Anpassung des Kindes an die veränderte Lebenssituation. Die Frage nach der erfolgreichen Adaptation ist nach Ansicht des Autors vielversprechender als ein defizitorientiertes Vorgehen. Es stellt sich in Zukunft also wohl eher die Frage nach der kognitiven Bewertung der Ereignisse durch die Kinder und nach den ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen. Die Vaterentbehmung könne als prozesshaftes Geschehen betrachtet werden, deren Auswirkungen von allen Beteiligten beeinflusst werden können. Per se ist die Familie ohne Vater nicht „als defizitär anzusehen“.

Freilich fordert auch Fthenakis umfassende Längsschnittstudien. Im besonderen sei die Thematik der „vaterlosen Tochter“ zu wenig erforscht. Die meisten Studien beforschen Angehörige der unteren sozialen Schichten, eine prospektive Untersuchung mit repräsentativem Sample über alle Schichten hinweg wäre notwendig, um kausale Zusammenhänge zu finden. In vielen Studien (vgl. Thomas, 1980) sei jedoch nicht einmal die Frage der adäquaten Kontrollgruppe sauber gelöst, Repräsentativität wurde oft gar nicht erst angestrebt.

3.2 Die Zusammenschau von Thomas

Thomas (1980) legt eine Zusammenschau der Literatur zur vaterlosen Erziehung vor, darin hält er fest, dass das Interesse an der Bedeutung des Vaters erst in den 60er und 70er Jahren des 20. Jahrhunderts die Dominanz der Mutter-Kind-Forschung bereichern konnte. Vor allem zitiert er hier die Arbeiten von Nash (1965) und Herzog (1968), ihnen folgte eine Fülle von Studien, von denen einige bis heute immer wieder zitiert werden.

Thomas kommt nach Durchsicht der publizierten Ergebnisse zur Vaterentbehrung zu dem Schluss, dass „der fehlende Vater nie die alleinige Ursache einer erfassten Verhaltensänderung ist, sondern immer nur als Teil eines Komplexes vielfältiger, intervenierender Variablen in Erscheinung tritt“ (1980, S. 31). Kritisch angemerkt muss werden, dass die meisten Schlüsse aus Untersuchungen mit recht kleinen Stichproben gezogen werden. Nur selten werden 100 Fälle beschrieben, meist sind es nicht mehr als 40 Untersuchungsteilnehmer, parallelisierte Kontrollgruppen sind kaum vorhanden. Auch seien die Ergebnisse aufgrund starker methodischer Divergenzen nur schwer miteinander vergleichbar.

Aus psychoanalytischer Sicht ist nach dem Tod des Vaters vor allem die enge seelische Bindung zwischen dem Kind und der verwitweten Mutter von Interesse, es kommt nach Landolf (1968) zu einer Überorganisation der Mutter-Kind-Beziehung. Schwierigkeiten in der Persönlichkeitsentwicklung vaterverwaister Kinder werden nicht nur in psychoanalytischen Arbeiten postuliert, viele Studien vernachlässigen jedoch den Einfluss sozioökonomischer Faktoren. Am ausführlichsten untersucht sind Schwierigkeiten bei der Geschlechtsrollenentwicklung. Es finden sich hier immer wieder Beeinträchtigungen sowie ein damit einhergehendes eingeschränktes Sozial- und später auch Sexualverhalten. Von großer Bedeutung sind dabei geschlechtsspezifische Rollendifferenzierungen und dem Vater vom Umfeld zugeschriebene Sozialisationsfunktionen.

Auf die kompensierende Wirkung von Vatersurrogaten wird immer wieder hingewiesen. Störungen im Sozialverhalten wurden vor allem dann beobachtet, wenn

sich der Verlust des Vaters in den ersten fünf Lebensjahren ereignete. Thomas (1980) weist darauf hin, dass bei Störungen des emotionalen wie sozialen Verhaltens vor allem die für vaterlose Familien typischen und auch teilweise schon vor dem Zeitpunkt der Trennung vorliegenden Belastungen und Konflikte von ausschlaggebender Bedeutung seien.

Die Interpretation der vorliegenden Arbeiten zum Zusammenhang von Vaterentbehmung und kognitiver Entwicklung der Kinder bereitet erhebliche Schwierigkeiten, die Befunde sind teilweise widersprüchlich. Bei der Suche nach dem Grund für diese Heterogenität stellt sich heraus, dass der Grund für den Vaterverlust gemeinsam mit dem Alter des Kindes zum Zeitpunkt der Trennung unterschiedliche Auswirkungen auf die Intelligenzentwicklung hat. Söhne sind vom Verlust in ihrer kognitiven Reifung stärker betroffen als Töchter. Erstere profitieren jedoch stärker von der kompensierenden Wirkung eines Stiefvaters, für Mädchen ist die Wiederverheiratung der Mutter problematischer.

Differenziert man nach der Ursache der Vaterabwesenheit, ergibt sich folgendes Spektrum: Die negativen Konsequenzen sind bei einer vorübergehenden Vaterabwesenheit am geringsten, der Tod des Vaters ist nicht so beeinträchtigend wie der Verlust des Vaters durch Scheidung der Eltern. Statistisch gesehen sind Mütter beim Tod ihres Gatten älter, leben in gesicherteren sozioökonomischen Verhältnissen, haben ein besseres Verhältnis zu ihrem Mann und Männern allgemein und werden mit dem Verlust der Partners besser fertig als in Fällen der Scheidung und Trennung.

Thomas (1980) warnt davor, die Mutter-Sohn-Beziehung nach Verlust des Vaters über zu bewerten. Männliche Verwandte (Brüder, Onkel, Großväter) können ebenso wie das soziale Umfeld (Schule, Peers, Vereine, Nachbarschaft) Vaterersatz zur Verfügung stellen. Dieser hat nachweislich kompensierende Wirkung auf Maskulinität, Selbstsicherheit, Intelligenz etc. Nach Ansicht des Autors hat die Konzentration der psychologischen Forschung auf die Mutter-Kind-Dyade dazu geführt, dass andere Einflussfaktoren nicht ausreichend erforscht wurden. Auch wird von Thomas ein geringes Interesse der europäischen Psychologie und Pädagogik an

dieser Thematik konstatiert, die Problematik der vaterlosen Erziehung aber als nicht zu unterschätzendes Forschungs- und Arbeitsfeld beschrieben.

3.3 Die Arbeit von Robin

Robin (1979) fasst die nordamerikanische Literatur bis in die 1970er Jahre zusammen. Vaterentbehrung werde mit Homosexualität vor allem der Söhne in Verbindung gebracht, viele Autoren sehen auch einen Zusammenhang mit frühen (heterosexuellen) Kontakten der Töchter. Vor allem Söhne aus vaterlosen Familien mit enger Bindung an die Mutter hätten Schwierigkeiten bei der Entwicklung eines adäquaten Sexualverhaltens. In Familien der mittleren sozialen Schicht finde sich bei Buben, die ohne Vater aufwuchsen, ein geringeres Maß an Aggression. Söhne aus den unteren Schichten würden mit einem gesteigerten Aggressionsniveau den Väterverlust überkompensieren, hier sei die Peer-Gruppe von großer Bedeutung.

Neben der Aggression finden sich in der diskutierten Literatur auch Hinweise auf durch Vaterentbehrung verursachte oder zumindest mitbedingte Beeinträchtigungen in folgenden Bereichen: Fähigkeit, moralische Urteile zu treffen; Attributionsstil; kognitive Entwicklung (hier finden sich stark widersprüchliche Befunde, je nach Geschlecht des Kindes und beeinflusst durch die etwaige Präsenz eines Vaterersatzes) sowie die Geschlechtsrollenentwicklung. Aus Sicht der Theorie des Sozialen Lernens fehlt der Vater vor allem als Rollenmodell, ein männlicher, kognitiver Stil entwickle sich nicht, wenn das andere verfügbare Modell mehr Gratifikationen verspricht.

Der Autor kritisiert, dass sich die meisten Publikationen zur Vaterentbehrung auf sehr kleine Stichproben, wenn nicht überhaupt nur auf Fallstudien stützen. Dies trifft auch auf klinische Studien zu, in denen immer wieder überzufällig viele Probanden berichten, dass ihr Vater in ihrer Kindheit abwesend oder emotional unzugänglich war.

Robin (1979) stellt zusammenfassend fest, dass mehrere Variablen den Effekt der Vaterentbehrung auf die weitere Entwicklung eines Kindes beeinflussen: „the type, the onset and duration of the father’s absence; the race and sex of the subject and the quality of life that is provided to the subject“ (S. 184). Der frühe Väterverlust hat

stärkere Auswirkungen als der späte (nur beim Tod des Vaters verhält es sich umgekehrt: je später, desto traumatisierender), die langandauernde Trennung beeinflusst das Kind stärker als eine kurze. In den meisten Fällen wirkt sich ein Vaterersatz positiv auf die weitere Entwicklung des Kindes aus.

Zusammenfassend

weist Fthenakis darauf in, dass eine bloße Dichotomie „An- oder Abwesenheit“ des Vaters zu kurz greift, um ausreichend Kenntnis über die Auswirkungen vaterlos aufwachsender Kinder zu erhalten. Er schlägt daher vor, die Kriterien Ausmaß und Dauer, Ursache, Zeitpunkt der Vater-Kind-Trennung, das eventuelle Vorhandensein von Vatersurrogaten und das Geschlecht des Kindes heranzuziehen.

Auch Thomas kommt zum Schluss, dass der fehlende Vater nie als alleinige Ursache für allfällige Verhaltensänderungen bei Kindern angesehen werden darf, sondern immer nur als Teil einer komplexen, interagierenden Variablenvielfalt zu sehen ist. Ebenso stellt Robin fest, dass mehrere Variablen den Effekt der Vaterentbehrung auf die weitere Entwicklung eines Kindes beeinflussen. Allerdings habe der frühe Vaterverlust stärkere Auswirkungen als der späte (nur beim Tod des Vaters verhält es sich umgekehrt: je später, desto traumatisierender), die langandauernde Trennung beeinflusst das Kind stärker als eine kurze. In den meisten Fällen wirkt sich ein Vaterersatz positiv auf die weitere Entwicklung des Kindes aus.

4. Langfristige Auswirkungen der Vaterentbehrung

Angesichts einer steigenden Zahl unvollständiger Familien wird verstärkt die Frage diskutiert, ob vaterlos aufgewachsene Kinder langfristig – bis in das Erwachsenenalter – unter den Folgen der Trennung vom Vater leiden und z. B. ein höheres Ausmaß an psychosomatischen und psychischen Beeinträchtigungen aufweisen als Erwachsene, die als Kinder in vollständigen Familien aufgewachsen sind (vgl. dazu auch den Abschnitt „Längerfristige Scheidungsfolgen“).

Covell und Turnbull (1982) haben die langfristigen Effekte der Abwesenheit des Vaters während der Kindheit bei männlichen Universitätsstudenten auf ihre Geschlechtsrollenidentität und ihre persönliche Anpassung untersucht. Dazu wurde ein Fragebogen zur Erfassung biografischer Items vorgegeben, ebenso wie Teile eines Persönlichkeitstests und eines Fragebogens zur Erfassung der Geschlechtsrollenidentität. Die Befragung wurde bei 89 männlichen Universitätsstudenten, die ohne Vater aufgewachsen sind, sowie bei 84 Studenten, die gemeinsam mit beiden Elternteilen aufgewachsen sind, vorgenommen. Diese Befragten waren Studierende verschiedener Universitäten und Colleges im Raum Vancouver/Kanada. Von den ihren Vater entbehrenden, haben ihn 35 durch die Scheidung ihrer Eltern, 22 durch seinen Tod und 32 durch teilweise oder dauernde Arbeitstätigkeit (zumindest 6 Monate) an einem entfernten Ort entweder gar nicht oder nur bedingt erlebt. Die Vaterabwesenheit bis zum 15. Lebensjahr wurde berücksichtigt. Die Gruppe der Befragten, die ihren Vater durch Tod verloren hatten, wurde in eine Gruppe mit frühem Verlust (vor dem 5. Lebensjahr) und spätem Verlust (zwischen dem 5. und 14. Lebensjahr) geteilt. Zum Zeitpunkt der Befragung waren die Befragten zwischen 19 und 30 Jahre alt.

Die Ergebnisse zeigen, dass diese männlichen Studierenden, welche eine – unterschiedliche – Lebenserfahrung der Vaterentbehrung gemacht haben, weder weniger männlich noch mehr weiblich sind als solche aus Zweielternfamilien. Dies stellt nach Ansicht der Autoren ein wichtiges Ergebnis dar, angesichts einer zunehmenden Zahl von Einelternfamilien. Ein Vergleich der „Maskulinität“ der Studierenden mit einer Stichprobe von Arbeitslosen und in nichtakademischen Berufen tätigen Gleichaltrigen zeigt, dass kein Unterschied besteht.

Allerdings bestätigen die Resultate auch, dass die Geschlechtsrollenidentität in einem frühen Lebensalter wesentlich geprägt wird und diese Entwicklung durch die Abwesenheit des Vaters gestört werden kann, sofern nicht eine alternative väterliche Bezugsperson diese Rolle übernehmen kann. Die Ergebnisse dieser Studie zeigen Unterschiede zwischen den jungen Erwachsenen, die ihren Vater früh (vor dem 5. Lebensjahr) verloren hatten und jenen, bei denen dies später der Fall war, hinsichtlich des Ausmaßes an Selbstwert und Selbstvertrauen in bezug auf die eigene Person und in der sozialen Interaktion; es zeigt sich aber kein Einfluss auf die Geschlechtsrollenidentität, die „Maskulinität“ dieser Befragten. Die Ergebnisse zeigen auch, dass die Erwachsenen, die ihren Vater wegen der Scheidung ihrer Eltern entbehren mussten, weniger gern heiraten und seltener in Lebensgemeinschaften zusammenleben als jene, die mit beiden Eltern aufgewachsen sind.

Einen anderen Untersuchungsansatz verfolgen Deegener, Jacoby und Kläser (1981). Anhand der nachträglichen Durchsicht von 5.000 Krankenblättern, die in den Jahren 1972 bis 1978 an der Universitäts-Nervenklinik Homburg/Saar erstellt wurden, konnte bei 63 der damaligen ambulant oder stationär behandelten Kinder und Jugendlichen festgestellt werden, dass sie den Tod ihres Vaters erlitten hatten. Die Stichprobe dieser 63 (25 Mädchen und 38 Jungen) war zum Zeitpunkt der Behandlung zwischen 3 und 19 Jahre alt. Die Gesamtstichprobe wurde in zwei Gruppen geteilt: bei der einen Gruppe ließ sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorstellungsgrund, der Diagnose und der Erkrankung an der Klinik und dem Tod des Vaters herstellen ($n = 32$), bei der anderen nicht ($n = 31$). Analysiert wurden die anamnestischen Daten, der Verlaufsbericht, die mütterliche Verhaltenseinschätzung, die explorativen Angaben sowie die ärztlichen und psychologischen Berichte.

Die beiden Gruppen unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Alters der Kinder zum Zeitpunkt des Todes des Vaters, des Alters des Vaters bzw. der Mutter bei seinem Tod, das Alter der Eltern bei ihrer Eheschließung. Auch die Kinderzahl in den Familien der beiden Gruppen unterscheidet sich kaum voneinander. Jedoch fällt eine höhere Zahl von Sonderschülern in jener Gruppe auf, bei denen kein erkennbarer Zusammenhang zwischen der Vorstellung an der Klinik und dem Tod des Vaters zu erkennen ist.

Hinsichtlich der klinisch-psychiatrischen Störungen zeigt sich, dass in der ersten Gruppe, d.s. diejenigen, bei welchen kein erkennbarer Zusammenhang zwischen der Vorstellung und dem Tod des Vaters zu finden ist, 23 Patienten keine und 8 eine psychiatrische Störung aufweisen, hingegen in der zweiten Gruppen, d.s. diejenigen, bei welchen ein Zusammenhang zwischen der Vorstellung an der Klinik und dem Tod des Vaters erkennbar ist, nur bei 3 Patienten keine, aber bei 29 Patienten eine psychiatrische Störung vorliegt. Hingegen kann bei den Kindern der ersten Gruppe häufiger eine körperliche Symptomatik diagnostiziert werden, es finden sich kaum umschriebene Entwicklungsrückstände, allerdings häufiger intellektuelle Schwächen und geringe Begabung, aber seltener abnorme psychosoziale Umstände.

Die Autoren wägen in einer sehr kritischen Analyse ihrer Ergebnisse den möglichen Einfluss des Todes des Vaters auf die weitere Entwicklung der Kinder ab. Grundsätzlich müssen Personenverluste wie der Tod des Vaters nicht in einer Beeinträchtigung der psychosozialen Entwicklung des Kindes münden – bei der Hälfte wurde kein Zusammenhang zwischen dem Tod des Vaters bzw. der Auswirkungen und dem Vorstellungsgrund an der Klinik gefunden. Auch für die Patienten der zweiten Gruppe zeigte sich, „dass die psychosoziale Entwicklung nicht durch den Vaterverlust an sich, sondern durch mehr oder minder nur sehr indirekt oder gar nicht mit dem Todes des Vaters verbundene Faktoren beeinflusst wurde (z.B. bei den schon lange vor dem Tode des Vaters bestehenden abnormen psychosozialen Umständen)“ (Deegener, Jacoby & Kläser, 1981, S. 209). In dieser Gruppe zeigen sich gehäuft depressive Störungen, emotionale Labilität, angst- und zwangsneurotische Symptome. Die Autoren fordern abschließend detailliertere Anamneseerhebungen und Interviews, um im Fall des – frühen – Todes eines Vaters die Auswirkungen für das Kind überhaupt hinreichend genau beschreiben zu können.

Tennant, Hurry und Bebbington (1982) untersuchen den Zusammenhang zwischen Verlusterlebnissen in der Kindheit und Angst und Depression im Erwachsenenalter. Sie vergleichen bei 800 Australiern, ob Verlusterlebnisse in der Kindheit die Auftrittswahrscheinlichkeit einer Angststörung oder einer depressiven Symptomatik im Erwachsenenalter erhöhen. Dabei kontrollieren die Autoren auch Geschlecht des Teilnehmers, Geschlecht des entbehrten Elternteils, Grund und Ausmaß der

Trennung. Als Untersuchungsinstrumente werden standardisierte Interviews verwendet. Bei der Gruppe der 89 Personen, die von ihrem Vater getrennt wurden, überwiegt der Anteil der Scheidungsoffer deutlich, größte Altersgruppe stellen die Kleinkinder (erstes bis fünftes Lebensjahr dar). Insgesamt liegt die Erkrankungsrate für Teilnehmer, die zumindest vorübergehend von Vater und/oder Mutter getrennt waren mit 40 % höher als jene der Kontrollgruppe. In einer weiteren Analyse der Daten zeigt sich, dass weder das Geschlecht des Kindes, noch das Geschlecht des abwesenden Elternteils eine Auswirkung auf die Morbiditätsrate hat.

Brähler, Schumacher und Strauß (2000) gingen davon aus, „dass die vaterlos Aufgewachsenen über mehr Körperbeschwerden klagen, ausgeprägtere Probleme im Umgang mit anderen Menschen schildern (interpersonelle Probleme), sich als depressiver und sozial weniger resonant einschätzen sowie eine geringere Lebenszufriedenheit aufweisen als die in vollständigen Familien aufgewachsenen Personen“ (Brähler, Schumacher & Strauß, 2000, S. 287). Die Daten stammen aus einer Teilstichprobe jener 103 Personen, die im Rahmen einer repräsentativen Befragung angaben, ohne Vater aufgewachsen zu sein. Die Vergleichsstichprobe bestand aus 2.845 Personen, die mit ihrem Vater aufwuchsen. Es wurden face-to-face-Interviews durchgeführt.

Die Resultate ergeben kein einheitliches Bild. Zwar wirkt sich die Variable „Vater anwesend oder nicht“ auf die psychische wie auch physische Gesundheit aus, jedoch nicht immer nur negativ. Es zeigen sich auch signifikante Interaktionseffekte zwischen dem Geschlecht der Befragten und der Art der berichteten Beeinträchtigungen: Männer, die mit ihrem Vater aufgewachsen sind und Frauen, die ohne Vater aufgewachsen sind, klagen über mehr Körperbeschwerden.

Neben der Tatsache, dass „vaterlos Aufgewachsene im Erwachsenenalter tatsächlich unter ausgeprägteren psychischen Beeinträchtigungen leiden als Personen, die in einer vollständigen Familie aufwuchsen, fanden wir andererseits auch eine ganze Reihe von Hinweisen darauf, dass vaterlos aufgewachsene Personen durch die Abwesenheit des Vaters während ihrer Kindheit und Jugend sogar „profitieren“ können“ (Brähler, Schumacher & Strauß, 2000, S. 290). Vaterlos aufgewachsene Männer und Frauen schätzen sich als weniger dominant, weniger

streitsüchtig, weniger abweisend und kalt, aber auch als depressiver und kontrollierender ein als jene, die mit ihren Vätern aufwuchsen. Ehe und Partnerschaft sowie die Beziehung zu den Kindern werden von den vaterlos aufgewachsenen eher als zufriedenstellend erlebt als von denen, die mit ihrem Vater aufgewachsen sind.

Die Autoren meinen, dass möglicherweise die Frage nach den unmittelbaren Folgen der Abwesenheit des Vaters falsch gestellt sein könnte und man besser danach fragen sollte, wie die Qualität des elterlichen Erziehungsverhaltens aussieht und wie die innerfamiliären Beziehungen aussehen. Die Autoren betonen auch, dass „Querschnittuntersuchungen, wie die von uns durchgeführte, bestenfalls auf einer phänomenologischen Ebene Zusammenhänge zwischen dem Fehlen des Vaters und psychischen Beeinträchtigungen im Erwachsenenalter aufdecken können, verlässliche Aussagen über Kausalbeziehungen sind dagegen nur durch Längsschnittstudien zu erwarten“ (Brähler, Schumacher & Strauß, 2000, S. 291).

In einer sehr umfangreichen Studie untersuchen Franz et al. (1999) die Auswirkungen der frühen Abwesenheit des Vaters für die psychische Gesundheit im späteren Leben. Auf der Basis der Daten der Mannheimer Kohortenstudie werden die Auswirkungen der Abwesenheit des Vaters während der Kindheit bei älteren Menschen untersucht. „Sowohl im Extremgruppenvergleich als auch innerhalb des Regressionsmodells bestand – wie für klinische und psychometrische Variablen – ein eigenständiger, statistisch bedeutsamer Zusammenhang zwischen einer Abwesenheit des Vaters (mehr als sechs Monate in den ersten sechs Lebensjahren) und der psychogenen Beeinträchtigung im späteren Leben. Dies ließ sich sogar für die 73 der 125 älteren Probanden des Geburtsjahrganges 1935, bei welchen der Vater in den ersten sechs Lebensjahren fehlte, nachweisen“ (Franz et al., 1999, S. 261).

Das Ziel einer Untersuchung von Kivelä et al. (1998) ist es, die Hypothese zu überprüfen, ob es einen Zusammenhang zwischen frühen Elternverlusten und langfristigen Auswirkungen auf die Depressivität bei alten Menschen gibt. Die Untersuchungen fanden in den Jahren 1984/85 und 1989/1990 bei Personen, die 1923 oder früher geboren wurden, statt. Von den 1.529 (1984) und 1.225 (1989) Eingeladenen nahmen 679 Personen (davon 279 Männer) an der Befragung teil. Die

befragten Männer sind im Durchschnitt 68,3 Jahre und die befragten Frauen im Durchschnitt 68,7 Jahre alt.

Die Ergebnisse zeigen, dass ein Verlust der Eltern im frühen Lebensalter (vor dem 20. Lebensjahr) – und zwar der Verlust des gegengeschlechtlichen Elternteils – ein Prädiktor für Depression im höheren Lebensalter ist. Das stützt nach Ansicht der Autoren die Annahme, dass der Vater für Frauen emotional wichtiger ist als die Mutter und umgekehrt, die Mutter für die Männer wichtiger ist. Zur Erklärung, warum der Elternverlust in der Kindheit oder frühen Jugend als Prädiktor für Depression im höheren Lebensalter wirksam werden kann, nehmen die Autoren an, dass das Erlebnis des Elternverlusts auf die Persönlichkeit so traumatisierend wirkt, dass es ihn/sie verwundbar und weniger widerstandsfähig macht gegenüber belastenden Lebensereignissen. Das könne zu geringerer Selbstanerkennung führen und so weiters zur Depression prädisponieren.

Zusammenfassend

zeigt sich, dass sich die Frage, ob das Fehlen des Vaters im (früh-)kindlichen Lebensabschnitt negative gesundheitliche, psychische oder psychosomatische Folgen für den Erwachsenen hat, auch aus Untersuchungen mit einer langfristigen Perspektive nicht so einfach beantworten lässt. Einige der zitierten Untersuchungen ergeben zwar, dass vaterlos aufgewachsene Erwachsene tendenziell eher psychische Auffälligkeiten und vor allem depressive Verstimmungen aufweisen sowie sich als weniger streitsüchtig, kontrollierter, weniger dominant, abweisend und kalt einschätzen. Allerdings ist es auch aus den bisher durchgeführten Untersuchungen kaum möglich, Kausalbeziehungen zu erfassen, da dazu echte Längsschnittuntersuchungen oder differenzierte retrospektive Untersuchungen erforderlich sind. Offene Fragen sind etwa, wie die Qualität der Elternbeziehungen und die Qualität der Beziehungen in der Familie insgesamt aussieht.

5. Psychopathologie und Vaterentbehrung

In diesem Kapitel wird der Frage nachgegangen, ob ein Zusammenhang zwischen psychischen und psychosomatischen Erkrankungen von Kindern mit Vaterentbehrung besteht.

In klinischen Studien wird immer wieder darauf hingewiesen, dass die in Frage stehende Symptomatik zumindest auch mit temporärer, emotionaler oder physischer Abwesenheit der Väter tun habe.

Franz et al. (1999) befragen 301 Deutsche der Jahrgänge 1935, 1945 und 1955 zu drei Messzeitpunkten (Mannheimer Kohortenstudie: Verlauf über 11 Jahre, die Mehrheit der Vaterentbehrungen des Jahrgangs 1935 ist kriegsbedingt). Im Durchschnitt erfolgen die erste und die letzte Messung im Abstand von 11 Jahren, es werden sowohl halbstrukturierte Interviews als auch standardisierte sozialempirische und psychometrische Tests eingesetzt. Dabei konzentrieren sich Franz et al. (1999) vor allem auf psychogene Beeinträchtigungen und fragen nach einem allfälligen Zusammenhang solcher Störungen mit einer mehr als sechs Monate andauernden Vaterentbehrung vor dem sechsten Geburtstag einiger Untersuchungsteilnehmer/innen. Es findet sich ein deutlicher Zusammenhang zwischen dem Fehlen des Vaters und einer erhöhten psychogenen Beeinträchtigung. Dieser wird mit zunehmendem Alter der Probanden (sprich: in der ersten Kohorte) noch deutlicher, wobei von den Autoren kritisch angemerkt wird, dass die Einschätzung der klinischen Beeinträchtigung von den Untersuchungsteilnehmer/innen selbst vorgenommen wurde. Die Qualität der retrospektiv erhobenen Kindheitsdaten muss ebenfalls kritisch eingeschätzt werden. Die Autoren gehen in Übereinstimmung davon aus, dass die Entbehrung des Vaters nur dann das Risiko einer später psychogenen Erkrankung erhöht, wenn der Verlust nicht ausreichend kompensiert werden kann.

In einer Studie an Patienten einer psychosomatischen Beratungsstelle hat Herrmann (1986) die subjektive Erfahrung machen können, dass psychosomatisch Kranke häufiger als Gesunde von physisch abwesenden oder innerlich unerreichbaren Vätern berichten, ein unausgewogenes, ungeklärtes Verhältnis zu ihren Vätern

haben und die Diskrepanz zwischen dem realen Vater zu einem idealisierten Vater groß ist. In die Befragung zu dieser Studie wurden die Angaben von 108 – nicht näher diagnostisch beschriebenen – psychosomatischen Patienten mit jenen von 102 Gesunden verglichen. Die psychosomatisch Kranken geben durchschnittlich mehr als doppelt so viele Krankheiten an wie die Gesunden; die Gesunden geben häufig Kinderkrankheiten an; die psychosomatischen Patienten geben zu ca. einem Drittel an, an Depressionen zu leiden, ein Viertel berichtet über Angstgefühle, jeder siebente Patient berichtet über Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit und Kreislaufstörungen.

Was nun die An- oder Abwesenheit der Väter während der Kindheit betrifft, so sind 77 % der psychosomatisch Kranken mit ihrem Vater aufgewachsen, 15 % ohne ihren Vater und die übrigen „teilweise“. Bei den Gesunden geben 90 % an, mit und 7 % ohne ihren Vater aufgewachsen zu sein. Die Unterschiede sind nicht groß. Dennoch kommt der Autor zum Schluss, dass vor allem bei einem frühen Vaterverlust eine Verzerrung des Vaterbildes besteht, das in sich widersprüchlich ist. Eine große Gruppe der Kranken fühlt sich ihrem Vater „sehr nahe“, eine weitere große Gruppe „fern“ oder „sehr fern“. Die Gesunden fühlen sich lediglich „nahe“. Die psychosomatisch Kranken scheinen auch insgesamt ein wenig attraktives Vaterbild zu besitzen und sie scheinen zu ihrem Vater eine wenig ausgewogene Distanz einzunehmen. Das Bild ist extremer ausgeprägt als bei den Gesunden, im Vergleich zu diesen wird ein schwer zugänglicher, wenig beziehungsfähiger und wenig liebesfähiger Vater beschrieben (Herrmann, 1986).

Die auffällig häufige physische oder psychische Absenz des Vaters bei psychosomatischen Patienten wird auch von Schon (1995) beschrieben: „Die Abwesenheit des Vaters kann demnach aufgrund des mütterlichen Defizits an Zuwendung, Nähe und Liebe zu einer überstarken, schwer auflösbaren und das Kind krank machenden symbiotischen Mutter-Kind-Beziehung führen, wie sie in der psychoanalytischen Literatur häufig beschrieben wird“ (Schon, 1995, S. 35).

In einer Studie an erwachsenen Patienten mit Colitis ulcerosa und Morbus Crohn wurden ausführliche psychologische Untersuchungen vorgenommen (Richter, 1988). Bei den Patienten beider Diagnosegruppen fehlte es u.a. an einer verlässlichen

Zuwendung durch den Vater. Bei den Colitis-ulcerosa-Patienten wird die Beziehung zum Vater als auffallend kontaktarm beschrieben; bei den Morbus-Crohn-Patienten herrscht Verständnislosigkeit und Dominanz seitens des Vaters vor. Bei allen Patienten wird die Sehnsucht nach einer positiven Leitfigur im Leben erkennbar.

Eine bestimmte Art von Schlafstörungen im Kindesalter wird auf Vaterentbehnung zurückgeführt: Das sogenannte „Erlkönig-Syndrom“ wurde bei Buben zwischen 18 und 28 Monaten beschrieben (Herzog, 1980). Diese litten unter nächtlichem Aufschrecken nach Albträumen (pavor nocturnus), in denen sie von Ungeheuern verfolgt und nur vom Vater gerettet werden konnten. Sie waren nicht durch die Mutter, wohl aber durch den Vater oder durch eine andere männliche Person zu beruhigen. Vor Auftreten der Symptomatik hatten die Kinder eine Trennung vom Vater erlebt und schliefen häufig bei der Mutter im Bett. Herzog spricht vom „Vaterhunger“ der Buben, welche für die Bildung ihrer Identität, für ihre Separation von der Mutter und für die Modulation speziell ihrer aggressiven Triebe den Vater benötigen.

Über die Väter von ängstlichen und depressiven Kindern liegen wenige und widersprüchliche Forschungsergebnisse vor, während hingegen Väter von depressiven Erwachsenen retrospektiv übereinstimmend als emotionsarm und erhöht kontrollierend beschrieben werden (Phares, 1997). Dieses Ergebnis besagt jedoch nicht, dass diese Väter tatsächlich ein solches Persönlichkeitsprofil aufgewiesen haben. Möglicherweise tendieren depressive Erwachsene zu einer erhöht pessimistischen Rückschau auf ihre Kindheit.

Über die Absenz von Väter von Kindern mit Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen sind keine Untersuchungsergebnisse bekannt. Diese Väter scheinen zu erhöhtem Alkoholkonsum zu tendieren, was auf den Stress durch das Zusammenleben mit einem solchen Kind zurückgeführt wird (Phares, 1997).

Bei Essstörungen (Anorexie und Bulimie) liegen ebenfalls Berichte über auffällige Vaterbeziehungen vor, wobei allerdings nicht die physische Abwesenheit des Vaters als typisch angesehen wird. Väter von Magersüchtigen werden als konservativ und patriarchal geschildert. Die leichtesten Formen von Magersucht finden sich bei

physischer Abwesenheit des Vaters. Besonders schwere Verlaufsformen der Magersucht finden sich bei Patientinnen, deren Väter schwere Charakterstörungen oder Psychosen aufweisen (Hofner, 1978, zitiert nach Kaufmann, 1996). Kaufmann findet in ihrer qualitativen Studie von 17 magersüchtigen Frauen nur bei ca. 25 % Trennungen der Kindeseltern, allerdings beschreiben die Hälfte der von ihr Untersuchten eine distanzierte Vaterbeziehung. Im wesentlichen dürften aber die qualitativen Aspekte sowohl der Mutter- als auch der Vaterbeziehung bei Anorektikerinnen von Einfluss auf das Krankheitsgeschehen sein. Von den Vätern und den Müttern wird „ein wenig erstrebenswertes Bild von Weiblichkeit“ (Kaufmann, 1996, S. 268) vermittelt, wobei gesellschaftlich vorgegebene Ideale und Rollen mit in Betracht gezogen werden müssen.

Auch bei Bulimikerinnen liegt nicht auffällig oft räumliche Vaterabsenz vor, aber gehäuft eine gefühlsmäßige, wie die Untersuchung von Matsch (1994) ergeben hat. Bulimikerinnen geben häufig an, „gefühlsmäßig ohne Vater aufgewachsen zu sein“ (Matsch, 1994, S. 257), was auch auf die Schwere des Krankheitsverlaufes von Einfluss sein dürfte. Dafür kann bei Bulimie das Ausmaß der Schwankungen des Body-Mass-Index herangezogen werden. „Je höher die Differenz zwischen höchstem und niedrigstem Body-Mass-Index ist, desto verschlossener wurde der reale Vater erlebt“ (Matsch, 1994, S. 245). Der Mangel an Empathie wird demnach als wichtigstes Merkmal der Väter von Bulimikerinnen angesehen, die außerdem als vornehmliches Erziehungsmittel Liebesentzug einsetzen bzw. nur geringe Belohnung durch emotionale Zuwendung vornehmen. Dem entsprechen auch die Ergebnisse der Arbeit von Bruch (1973, zitiert nach Matsch, 1994), die Väter von Bulimikerinnen als distanziert einschätzt.

Familientherapeutische Erfahrungen sprechen ebenfalls dafür, dass bei Essstörungen räumliche Vaterabsenz nicht gehäuft zu beobachten ist, sondern vielmehr das Gegenteil. So finden Selvini Palazolli et al. (1999, S. 32) bei 98 % ihrer Patientinnen in den Jahren 1988 bis 1996 Familien mit beiden Elternteilen und halten dieses Phänomen sogar für eine Besonderheit dieser Erkrankung. Diese Therapeutengruppe diagnostiziert bei den Vätern gravierende emotionale Defizite in der Kindheit, welche es ihnen sehr erschwert, sich auf eine nahe Beziehung

einzulassen. Aus psychotherapeutischer Sicht wird also ebenfalls auf die emotionale Distanziertheit der Väter von Essgestörten verwiesen.

Kinder mit Vaterdeprivation neigen eher zu unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung und zu unreifer Impulskontrolle. Eine Zusammenschau der Forschungen in den USA ergeben nach Biller und Kimpton (1997), dass Delinquente normalerweise wenig positive Aufmerksamkeit oder Führung durch den Vater erhalten haben. Die väterliche Vernachlässigung dieser Jugendlichen zeigt sich auch in verbaler Misshandlung und Verspottung der Kinder durch den Vater.

Delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen korreliert mit antisozialem Vaterverhalten (Phares, 1997), geringer Vater-Kind-Beziehung, geringer Unterstützung und Beaufsichtigung des Kindes durch den Vater. Hinsichtlich der Frage, ob männliche Jugendliche davon mehr betroffen sind als weibliche, liegen widersprüchliche Ergebnisse vor. Für die Entwicklung von antisozialem Verhalten sind jedoch auch weitere Faktoren in Betracht zu ziehen, wie, z.B. niederer sozioökonomischer Status. Es bestehen auch Zusammenhänge zwischen Alkoholabusus von Kindern und Jugendlichen und schwacher, konflikthafter Vaterbeziehung (Phares, 1997), doch bestehen auch bei dieser Störung weitere Risikofaktoren.

Klosinski und Bertsch (2001) weisen nach Auswertung von Dokumenten und Gutachten bei n = 40 Fällen jugendlicher Brandstifter darauf hin, dass sich in deren Familiengeschichte „auffällig häufig Abwesenheit der Väter und deren Ablehnung gegenüber jeglicher therapeutischer Bemühungen“ (S. 100) findet. Von den 40 untersuchten Jugendlichen – davon 39 männlich – berichten 45 % von schweren Vater-Sohn-Konflikten. Besonders häufig waren diese in der Untergruppe der „Nestanzünder“, also jene Jugendliche, die das eigene Elternhaus oder den familiären Besitz in Brand gesetzt haben.

Eine repräsentative Längsschnittstudie befasst sich mit den Auswirkungen von Stress und kritischen Lebensereignissen in der frühen Kindheit auf die spätere psychische Gesundheit (Tress, Reister & Gegenheimer, 1989). Die Autoren kommen in dieser retrospektiven Längsschnittstudie, bei welcher ein umfangreiches

Methodeninventar eingesetzt wurde, zu dem Schluss, dass das Vorhandensein einer emotional stabilen, wohlwollenden und verlässlichen Bezugsperson während der Kindheit am deutlichsten zwischen gesunden und kranken Erwachsenen differenziert. Sofern eine solche emotional stabile und stützende Bezugsperson vorhanden war, ist die Wahrscheinlichkeit im Erwachsenenalter gesund zu sein bei Kindern von Alleinerzieherinnen höher als bei Kindern, die bei Vater und Mutter aufgewachsen sind. Insbesondere bei sozial ungünstigen Lebensbedingungen scheint die Abwesenheit des Vaters protektive Wirkung ausgeübt zu haben (vgl. dazu auch Bodenmann, 2002).

Zusammenfassung

Jugendliche Brandstifter berichten häufig von Vaterabwesenheit oder massiven Vaterkonflikten, wie überhaupt ein Zusammenhang zwischen defizitärer Vaterbeziehung und kindlicher oder juveniler Delinquenz besteht.

Bei psychosomatisch Kranken findet sich häufig ein distanziertes, wenig reales Vaterbild; bei bestimmten Schlafstörungen von Buben im Kleinkindalter wird von physischer Absenz des Vaters durch Trennung berichtet; Essgestörte erleben ihren Vater emotional distanziert mit Mangel an Empathie bei physischer Anwesenheit. Bei Colitis-ulcerosa- und Morbus-Crohn-Patienten fehlt es an einer kindgerechten Zuwendung durch den Vater; bei letzteren dürfte Verständnislosigkeit und Dominanz seitens des Vaters vorherrschen. Über die Vaterentbehnung von ängstlich-depressiven sowie aufmerksamkeitsgestörten-hyperaktiven Kindern liegen keine eindeutigen Ergebnisse vor. Die Auswirkung von Vaterentbehnung – weniger der physischen als der psychischen – auf die spätere psychische Gesundheit wird möglicherweise insgesamt unterschätzt.

6. Vaterentbehmung infolge Scheidung

Die folgenden Inhalte geben einen Überblick über die gegenwärtigen Perspektiven der Scheidungsforschung, nämlich die Defizitperspektive, den Prozesscharakter der Scheidung, den Stressaspekt und die Selektionsperspektive. Daran schließen Ergebnisse ausgewählter Studien zu den Scheidungsfolgen bzw. den Folgen des verminderten Kontakts der Kinder zu ihrem Vater. Ein bisher wenig beachtetes Thema betrifft die Tatsache, dass behinderte Kinder überzufällig häufig in Eineltern-Familien aufwachsen. Zudem wird untersucht, ob und welche längerfristigen Folgen für die Kinder eine Ehescheidung der Eltern nach sich zieht.

In Österreich ist z.B. für den Geburtenjahrgang 1998 zu erwarten, dass etwa ein Fünftel aller Kinder bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres eine Scheidung der Eltern erlebt (vgl. Kapitel Demografie). Angesichts der steigenden Scheidungsfrequenz ist in den nachfolgenden Jahrgängen mit einer weiteren Zunahme von Scheidungskindern zu rechnen.

Die seit Jahren ständig angestiegene Scheidungshäufigkeit stellt sich in den USA derzeit so dar, dass etwa 40 % aller Kinder bis zur Volljährigkeit geschiedene Eltern haben (Amato, 2000). Die Entwicklung von Kindern aus Scheidungsfamilien war und ist besonders in den USA, bedingt durch die Aktualität dieses Themas, ein Bereich intensiver Forschung.

Sowohl Erhebungen aus den USA als auch aus dem europäischen, deutschsprachigen Raum kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass ein großer Teil der Scheidungskinder nur mehr einen stark reduzierten oder überhaupt keinen Kontakt mehr zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil, zumeist dem Vater, hat (Wilk, 2002a).

Auch von Adam und Lambert (1999) wird nach Aufarbeitung der Forschungsergebnisse aus den USA bestätigt, dass die Scheidung einen großen Einschnitt für die Vater-Kind-Beziehung mit sich bringt. 31 % der Kinder hätten innerhalb eines Jahres keinen Kontakt mehr zum Vater.

6.1 Frühe Scheidungsforschung

Die aus diesen Gegebenheiten resultierende Frage, wie sich die partielle oder totale Vaterentbehmung infolge der Trennung der Eltern auf die Kinder kurz- und langfristig auswirkt, wird in vielfacher Weise beforscht. Häufig wird in diesen Arbeiten nicht unterschieden, ob die Kinder nach Trennung der Eltern bei der Mutter oder dem Vater verbleiben, da davon ausgegangen wird, dass nur ein sehr geringer Anteil der Kinder nach Trennung der Eltern beim Vater wohnt. Außerdem wird in vielen Arbeiten nicht zwischen Ehescheidung und Trennung von Lebensgemeinschaften differenziert.

Schon 1982 sprechen Fthenakis, Niesel und Kunze von einer kaum mehr überschaubaren Literatur zur Thematik der Vaterabwesenheit und nehmen die Analyse der vorliegenden Forschungsergebnisse in den USA nach folgenden Aspekten vor: Ausmaß, Dauer, Ursache, Zeitpunkt der Vater-Kind-Trennung und Vaterersatz. Die Aufarbeitung der Scheidungsforschung aus den USA führt die Autoren zu folgenden Ergebnissen:

Ehescheidung ist kein einmaliges, traumatisches Ereignis, sondern eine Folge komplexer Ereignisse, die von allen Betroffenen eine Vielzahl von Anpassungsleistungen verlangen;

Für Kinder ist die Beendigung einer dauernd stark konfliktbeladenen Beziehung der Kindeseltern weniger schädlich als das Aufwachsen in einer solchen Familie;

Die Verhaltensweisen „erfolgreicher“ alleinerziehender Eltern sollten Gegenstand der Forschung werden;

Scheidungskinder bei alleinerziehenden Müttern sind verhaltensauffälliger gegenüber ihren Müttern (oppositionell-aggressiv, fordernd, klagend etc.) als Kinder aus vollständigen Familien, und zwar Buben stärker als Mädchen;

Kinder tendieren dazu, Gefühle der Verletztheit, Hilflosigkeit und Trauer durch Ausagieren von Aggressionen abzuwehren;

Langfristig weisen viele Scheidungskinder keine Störungen auf. Die Situation wird für die Kinder durch massive Konflikte der Eltern oder den emotionalen Rückzug der Mutter erschwert. Kinder werden von Müttern oft als Partnerersatz verwendet, und zwar stärker mit zunehmendem Alter und Buben mehr als Mädchen;

Vater-Tochter-Beziehungen sind stabiler als Vater-Sohn-Beziehungen, was Häufigkeit und Regelmäßigkeit des Vater-Kind-Kontaktes betrifft;

Die Wahrscheinlichkeit für die Verbesserung der Vater-Kind-Beziehungen ist bei unter 8jährigen Kindern größer. In der Gruppe der 9- bis 12-jährigen ist die Tendenz zur Verschlechterung am stärksten ausgeprägt;

Kinder mit enger Vaterbeziehung sind bei Rückzugstendenz der Väter besonders belastet. Die Beziehung zum Vater nach der Scheidung ist ebenso wichtig wie die Beziehung zur Mutter und von größerem Einfluss auf die Entwicklung des Kindes als die Scheidung selbst;

Positive Einflussfaktoren für die Vater-Kind-Beziehung nach der Scheidung sind von Seiten des Vaters Sehnsucht nach dem Kind und Sorge um das Kind, psychische Stabilität, Einsamkeit, hoher Bildungsstand und gesicherte materielle Situation, von Seiten der Mutter Bejahung der Besuchskontakte;

Verzicht auf Feindseligkeiten und gleiche Erziehungspraktiken beider Eltern wirken sich ebenfalls positiv auf die Vater-Kind-Beziehung aus;

Kleinkinder zeigen deutliche Signale der Sehnsucht nach dem Vater; Beiträge aus der klinischen Praxis beschreiben eine große Variationsbreite von Reaktionsweisen bei Scheidungskindern.

6.2 Perspektiven neuerer Scheidungsforschung

Die gegenwärtige Scheidungsforschung orientiert sich an vier Perspektiven, nämlich an der Defizitperspektive, der Scheidung als Prozess, der Scheidung als Stress und der Selektionsperspektive (Amato, 2000).

Die **Defizitperspektive** ist zu Beginn der Scheidungsforschung vorherrschend, in welcher „broken-homes“ der „Normalfamilie“ gegenübergestellt werden und die Auswirkung von Defiziten, besonders das Fehlen des Vaters, Gegenstand der Forschung sind. Viele Querschnittuntersuchungen gehen von diesem Ansatz aus. Eine methodisch sehr differenzierte Querschnittsstudie dieser Forschungsperspektive liegt von Hetherington (1972) vor: Die Auswirkung von Vaterentbehnung auf die Persönlichkeitsentwicklung jugendlicher Mädchen wird mit Tests, Interviews von Müttern und Töchtern und mittels Verhaltensbeobachtung untersucht. Im Vergleich der Scheidungskinder, der Halbwaisen und der

Kontrollgruppe mit Vater in der Familie finden sich bei den Mädchen aus Scheidungsfamilien verstärkte Tendenzen zu inadäquater, unsicherer Kontaktaufnahme mit Männern. Frühere Trennung vom Vater verstärkt dieses Verhalten. Die Mütter der vaterlosen Mädchen hatten keinen neuen Partner, zum geschiedenen Vater bestand minimaler Kontakt. Methodisch interessant ist, dass die Beobachtungsergebnisse keine Entsprechung in den Persönlichkeitsskalen haben.

Die Perspektive „**Scheidung als Prozess**“ untersucht den Verlauf der Trennung und unterscheidet zwischen Vorscheidungsphase, Trennungsphase und Nachscheidungsphase (vgl. Textor, 1991), wobei in der Nachscheidungsphase eine anfängliche Desorganisationsphase mit einer darauffolgenden Reorganisationsphase zu beobachten ist (Walper, 2002). Längsschnittstudien dürften der Untersuchung der Phasenverläufe am ehesten gerecht werden. Dabei wären nach Schneewind (1999) die Variablen Alter des Kindes zum Zeitpunkt der Scheidung, sein Temperament, der elterliche Erziehungsstil, die Qualität der Nachscheidungsbeziehung der Eltern, die ökonomische Situation sowie die soziale Unterstützung mit in Betracht zu ziehen. Zu Beginn der Nachscheidungsphase machen Kinder oft eine Krise durch, was sich in Verhaltensauffälligkeiten in der Schule und zu Hause manifestiert und emotionale Probleme ansteigen lässt (Kiernan, 1998). Ca. nach zwei Jahren (nach der Scheidung) verhalten sich viele Scheidungskinder weitgehend unauffällig. Die akute Familienkrise dürfte in diesem Zeitraum bewältigt sein. Einen Überblick über prospektive Scheidungsstudien, über Studien in der akuten und in der Konsolidierungsphase sowie über langfristige Studien, vor allem Jugendliche betreffend, gibt Schwarz (1999).

Die Ergebnisse der Studien über die Vorscheidungsphase sind unterschiedlich, ebenso wie die Ergebnisse über die Scheidungsphase. Emotionale Probleme werden nach Schwarz (1999) kaum an den Jugendlichen selbst untersucht. Die verminderte erzieherische Kompetenz in der Scheidungsphase wird als ungünstig für die Entwicklung der Jugendlichen erachtet. In der Nachscheidungsphase sind nach Amato und Keith (1991) Verbesserungen vor allem in Längsschnittuntersuchungen zu sehen.

Die empirische Arbeit von Schwarz (1999) untersucht den Phasenverlauf und beruht auf einer Berliner Längsschnittuntersuchung zwischen 1982 und 1988 an über 2000 Jugendlichen im Alter zwischen 11 und 17 Jahren. Die Jugendlichen werden mit bestimmten Items aus diversen Skalen zu den Bereichen Familien- und Freundesbeziehungen, Schulleistungen, Selbstkonzept und Problemverhalten befragt.

Bei den Ergebnissen dieser Studie wird zwischen Vorscheidungsphase, Akutkrise und Konsolidierungsphase (im 2. Nachscheidungsjahr) unterschieden. In dieser schneiden Jugendliche aus Scheidungsfamilien hinsichtlich Selbstwert, Tendenz zur Normenübertretung und Zigarettenkonsum schlechter ab. Mädchen aus Scheidungsfamilien weisen externalere Kontrollüberzeugungen auf und tendieren früher zu Partnerbeziehungen als Gleichaltrige aus Kernfamilien. Jugendliche aus Scheidungsfamilien haben zu dieser Zeit mehr Probleme mit Schulnoten und wenden sich stärker Freundesgruppen zu.

Die **Scheidungs-Stress-Bewältigungsperspektive** untersucht die Auswirkung verschiedener Stressoren in den unterschiedlichen Scheidungsphasen auf die Betroffenen. Als Stressoren für Kinder werden elterlicher Konflikt, reduzierter Kontakt zum außerhäuslichen Elternteil, abnehmende Zuwendung und Kontrolle durch die Eltern, Verringerung der ökonomischen Ressourcen und andere trennungsbedingte Faktoren, wie Wohnungs- und Schulwechsel, Verlust der Freunde und anderer Familienangehöriger sowie Hinzukommen eines Stiefelternteil genannt.

Je nach Forscherperspektive wird die Bedeutung von Stressoren unterschiedlich bewertet (Amato, 1993); jedenfalls sind Kinder und Jugendliche aus Scheidungsfamilien mehr Stressoren ausgesetzt als solche aus Kernfamilien (vgl. Wallerstein & Blakeslee, 1989; Seiffge-Krenke & Tauber, 1997).

Stressfaktor ökonomische Situation: Auf die Wichtigkeit der ökonomischen Situation für die kindliche Entwicklung nach der Trennung der Eltern wird vielfach hingewiesen. „Nahezu alle Studien, in denen die finanziellen Folgen der Scheidung systematisch erfasst wurden, belegen, dass alleinerziehende Mütter nach der Scheidung unter teilweise erheblichen finanziellen Einbußen zu leiden hatten“ (Huss

& Lehmkuhl, 1997, S. 19). Die Gefahr, in Armut aufzuwachsen, ist für Scheidungskinder bei alleinerziehenden Müttern größer als für Kinder aus Zwei-Elternfamilien (Kiernan, 1998).

Amato und Gilbreth (1999) kommen in ihrer Meta-Analyse von 63 Studien über nicht beim Kind wohnende Väter und das kindliche Wohlbefinden zu dem Ergebnis, dass väterliche Zahlungen mit dem kindlichen Wohlbefinden einhergehen. Die finanzielle Verschlechterung infolge Trennung der Kindeseltern wird jedoch nicht als alleiniger Stressor für Scheidungskinder betrachtet: „Unter Berücksichtigung der heute verfügbaren empirischen Literatur können ökonomische Schwierigkeiten weder als notwendige noch als hinreichende Erklärung der Problematik von Scheidungskindern angesehen werden“ (Huss & Lehmkuhl, 1997, S. 20).

Stressfaktor Familiärer Konflikt: Als Stress-Faktor „ließ sich am eindeutigsten über alle Studien hinweg die familiendynamische Perspektive bestätigen. In den meisten neueren Übersichtsarbeiten wird ihr die höchste Vorhersagekraft für mögliche psychische Probleme von Scheidungskindern zugesprochen“ (Huss & Lehmkuhl, 1997, S. 20). Der elterliche Konflikt vor, während und nach der Scheidung wird auch von Kiernan (1998) unter Hinweis auf die amerikanische Forschung als negativer Faktor für das Wohlbefinden der Kinder hervorgehoben.

Schmidt-Denter, Beelmann und Hauschild (1997) belegen dies durch eine Längsschnittstudie in Deutschland (drei Messzeitpunkte nach der Scheidung: 10, 25 und 40 Monate) an 60 Scheidungsfamilien mit obsorgeberechtigten Müttern. Die Anpassungsprozesse der Kinder werden demnach durch andauernde elterliche Konflikte erschwert. Verhaltensauffälligkeiten der Kinder sind auch noch 3 Jahre nach der Trennung zu diagnostizieren, wenn die elterlichen Konflikte weiterhin bestehen. Die Autoren unterscheiden zwischen drei Gruppen von Trennungspaaren:

- In der ersten Gruppe erleben beide Elternteile die Beziehung als weniger problematisch. Es zeigt sich zum dritten Messzeitpunkt, dass Kinder aus dieser Gruppe von einer positiven Beziehung zum Vater sprechen. Darüber hinaus verlaufen die Beziehungen in dieser Familie weniger konfliktbelastet, was sich förderlich auf die weitere Anpassung des Kindes auswirkt.

- In der zweiten Gruppe erlebt zumindest ein Elternteil die Beziehung als belastend. Die Problembelastung, wenn auch nur von einem Elternteil, kann vor allem in der ersten Zeit nach der Trennung zu Verhaltensauffälligkeiten der Kinder beitragen.
- In der dritten Gruppe erleben beide Elternteile die Beziehung zum jeweiligen anderen als sehr negativ. Hier finden sich erhebliche Verhaltensauffälligkeiten der Kinder, die jedoch im Laufe der Zeit zurückgehen, aber zum dritten Messzeitpunkt immer noch sichtbar sind.

Aus familien- und paarsystemischer Sicht nimmt Blesken (1998) zum Konflikt der getrennten Eltern Stellung. Die Reduzierung der Kontakte zwischen Vätern und Kindern nach der Scheidung wird von dem Autor auf der Basis seiner Praxiserfahrung auf familiendynamische Faktoren zurückgeführt. Der Beziehungsverlust zwischen Vater und Kind ist nach Meinung des Autors nicht eine Folge von persönlichkeitspezifischen männlichen Defiziten.

Die **Selektionsperspektive** (Amato, 2000) geht von der Hypothese aus, dass sich in Scheidungsfamilien gehäuft Personen mit schweren psychopathologischen Störungen befinden, die das Scheidungsrisiko erhöhen und bereits bei aufrechter Ehe eine Belastung für die Kinder darstellen.

Dieser Aspekt hat in der Forschung bis jetzt noch wenig Niederschlag gefunden. Das Ausscheiden eines gewalttätigen Vaters aus der Familie könnte beispielsweise eine Erleichterung für alle Betroffenen bringen.

6.3 Ausgewählte Studien aus der Scheidungsforschung

Die Berücksichtigung der Perspektiven Defizit, Prozess und Stress in der Scheidung erfolgt in den vorliegenden Forschungsarbeiten in unterschiedlichem Ausmaß, möglicherweise ein Erklärungsansatz für fallweise divergierende Ergebnisse in der Scheidungsforschung.

Blanz et al. (1986) finden bei Kindern mit Vaterverlust nach Trennung der Eltern emotional-soziale Probleme und kommen zu folgenden Ergebnissen: Sowohl Achtjährige als auch Dreizehnjährige mit Vaterverlust zeigen signifikant häufiger psychiatrische Auffälligkeiten. Darüber hinaus können Geschlechtsunterschiede festgestellt werden: Buben aus Vaterverlustfamilien sind im Gegensatz zu Mädchen signifikant häufiger auffällig. Bezüglich der Art des Vaterverlustes weisen achtjährige Buben, die seit der Geburt ohne väterliche Bezugsperson aufwuchsen, die höchste Auffälligkeitsrate auf.

Die Ergebnisse werden im Rahmen einer epidemiologischen Follow-up-Studie von Blanz et al. (1986) an 356 acht- und dreizehnjährigen Kindern gewonnen. Kinder mit einem Vaterverlust, der in nahezu 90 % der Fälle durch Trennung oder Scheidung bedingt war, werden mit Kindern aus vollständigen Familien verglichen. Die Kontrollgruppe wird hinsichtlich Geschlecht des Kindes, Berufstätigkeit der Mutter, Schul- und Berufsausbildung der Mutter, Familieneinkommen, Anzahl der Kinder in der Familie und Schul- und Berufsausbildung des Vaters parallelisiert.

Eine umfangreiche Langzeitstudie über Scheidungsfolgen bei Eltern und Kindern in den USA kommt u.a. zu folgenden Ergebnissen: „Die Kinder haben auch nach der Scheidung das Bedürfnis nach einem Vater. In der Pubertät wird dieses Bedürfnis besonders stark“ (Wallerstein & Blakeslee, 1989, S. 352). Die Anpassungsschwierigkeiten der Kinder werden nach der Akutphase in einem Zeitraum von ca. zwei Jahren in der Übergangsphase geringer. Die Studie enthält viele, sehr ausführliche Falldarstellungen und eine Beschreibung alterstypischer Reaktionen der Kinder. Außerdem sind Aufgaben und Anforderungen für Erwachsene und Kinder im Zuge des Scheidungsgeschehens beschrieben. Ab dem Jahre 1971 werden 131 Kinder und Jugendliche aus 60 Familien kurz nach der Trennung der Eltern, nach 18 Monaten, nach fünf und nach zehn Jahren untersucht. Die Geschlechtsverteilung ist paritätisch, ca. die Hälfte der Kinder ist bis zu acht Jahre alt, die andere Hälfte bis 18 Jahre. Als Untersuchungsmethode werden halbstrukturierte klinische Interviews, die teilweise quantitativ verarbeitet werden, eingesetzt. Es handelt sich nach Angabe der Autoren nicht um eine klinische Stichprobe.

Bei Kindern findet sich unmittelbar nach der Scheidung ein typisches Reaktionsmuster (Beelmann & Schmidt-Denter, 1991; Schmidt-Denter, Beelmann & Trappen, 1991). In dieser 34 Kinder umfassenden Studie zeigt sich, dass sich die Kinder zuerst eng an die Mutter binden und gegenüber dem Vater aversive Gefühle entwickeln. Ca. 30 Monate nach der Trennung kommt es demnach zu einer Distanzierung in der Mutter-Kind-Beziehung. Im weiteren Verlauf erfolgt eine Stabilisierung und Reorganisation des familiären Systems.

Folgen für die Kinder nach Trennung der Eltern wurden in Finnland von Aro und Paloaari (1992, vgl. auch Laederach-Hofmann et al., 1999) in einer prospektiven Studie über sechs Jahre hinweg an über 2.000 Jugendlichen im Alter von 16 bzw. 22 Jahren durch self-rating erhoben und zeigt, dass 16-jährige Mädchen aus Scheidungsfamilien signifikant häufiger über somatische Beschwerden klagen und einen geringeren Selbstwert als Mädchen aus nicht geschiedenen Familien haben. Kinder aus geschiedenen Ehen haben - bei statistischer Korrektur des Sozialstatus - schlechtere Schulleistungen als Kinder aus nicht geschiedenen Ehen. Dieselben life-events scheinen bei Vulnerablen zu deutlich größeren Problemen zu führen als bei Jugendlichen mit erhaltenen Ressourcen.

Von Anpassungsprobleme wie Lügen, Aggressionen, Ungehorsam, Angst und Rückzug berichten Furstenberg und Cherlin (1993) unmittelbar nach der Scheidung. Als Ursachen werden von den Autoren in Betracht gezogen: die Konfliktsituation in der Vorscheidungsphase, die Überforderung der Mütter durch Berufstätigkeit und durch scheidungsbedingte emotionale Probleme sowie das eingeschränkte väterliche Engagement vor und nach der Scheidung. Auf die Wichtigkeit einer andauernden Beziehung zum Vater wird hingewiesen.

Von besonderem Einfluss scheint das Alter der Kinder zum Zeitpunkt der Scheidung zu sein. Kinder, die die Scheidung der Eltern im Kleinkindalter erlebt haben, dürften häufiger unter der Scheidung der Eltern auch noch Jahre später leiden. Dafür sprechen u.a. die Ergebnisse der prospektiven Längsschnittstudie von Fergusson, Horwood und Lynskey (1994, zitiert nach Huss & Lehmkuhl, 1997), bei gleichzeitiger Berücksichtigung von sozioökonomischen und familiendynamischen Variablen. Bei Fünf- bis Zehnjährigen finden sich in dieser Studie keine Zusammenhänge zwischen

Scheidung und psychiatrischen Auffälligkeiten. Überdauernd schlechte Schulnoten haben Furstenberg und Teitler (1994) in einer prospektiven Längsschnittuntersuchung gefunden.

Die angloamerikanische Literatur bis 1996 wird von Wallerstein und Corbin (1996, zitiert nach Lehmkuhl, 1997, S. 7) „dahingehend zusammengefasst, dass Kinder, die aus unvollständigen oder Stieffamilien kommen, ein doppelt und dreifach höheres Risiko aufweisen, emotionale Probleme und Verhaltensschwierigkeiten zu entwickeln als Kinder, die mit ihren biologischen Eltern zusammenleben“.

Zur Klärung der Frage über die Auswirkung des Vaterverlustes durch Trennung der Eltern wäre es notwendig, sich verstärkt den Gefühlen der Kinder und Jugendlichen zuzuwenden, worauf auch Kaltenborn (2000) auf der Grundlage von biografischen Niederschriften von Scheidungskindern hinweist. Auch Briefe von Kindern, in denen sie über ihre Scheidungserfahrungen und ihr Leben ohne Vater berichten, geben Zugang zum Erleben der unmittelbar Betroffenen (Mattussek, 1999). Die Journalistin Maser (1999) gibt durch Interviews von Frauen, die ihren Vater in der Kindheit durch Scheidung verloren haben, Einblick in ihre Gefühle. Reportagen dieser Art mangelt es an Systematik und Kontrolle intervenierender Variablen, weshalb sie zwar Einblick in die Psyche von manchen Betroffenen erlauben, aber die notwendigen Voraussetzungen für Verallgemeinerbarkeit nicht gegeben sind.

Notwendig sind daher Studien, die sich verstärkt auf die emotionale Problematik von Scheidungskindern einlassen, wie z.B. die von Simons et al. (1999): Die Ursachen für die häufigeren Anpassungsprobleme von Scheidungskindern im Vergleich zu Kernfamilienkindern ist Thema dieser methodisch sehr ausgefeilten und aufwendigen Studie (Simons et al., 1999). Von 328 intakten und 206 geschiedenen Familien liegen mehrstündige Interviews aus Hausbesuchen und eine durch Videoaufnahmen dokumentierte Alltagssituation vor. Es zeigt sich, dass das Depressionsrisiko von Scheidungstöchtern erhöht ist, weil das Depressionsrisiko der Mutter ihre erzieherische Qualität herabsetzt. Die Ursache für internalisierte Probleme der Scheidungssöhne ist durch die Variablen verringertes Familieneinkommen, Elternkonflikt, psychische Anpassung und Erziehungsverhalten des obsorgeberechtigten Elternteiles, Ausmaß des Engagements des anderen

Elternteiles nicht erklärbar. Nach Meinung der Autoren werden die Kinder mehr durch den Verlust eines Elternteiles als durch den Konflikt belastet.

Vorangegangene Konflikte, die zu einer Scheidung geführt haben, können bei einer Versöhnung der Partner sogar zu einer Verbesserung der Vater-Kind-Beziehung beitragen. Eine Längsschnittstudie bei 844 alleinerziehenden Vätern und Müttern ergibt, dass getrennte, nicht beim Kind lebende Väter von einer signifikant schlechteren Beziehungsqualität zum Kind berichten als Väter, die beim Kind wohnen, unabhängig davon, ob sie mit den Müttern verheiratet sind. Hingegen teilen in dieser Studie Väter, die zwar geschieden sind, aber beim Kind leben, eine signifikant bessere Vater-Kind-Beziehung mit als solche, die verheiratet sind (Adam & Lambert, 1999.).

Böhm und Grossmann (2000) sowie Böhm, Emslander und Grossmann (2001) beschäftigen sich mit der Frage, ob sich 9- bis 14-jährige Buben aus Scheidungsfamilien hinsichtlich Persönlichkeit von Kernfamilien unterscheiden. Im Rahmen der Untersuchung werden 26 Buben aus vollständigen Familien mit 28 aus geschiedenen Familien verglichen. Die räumliche Trennung der Eltern ereignete sich im Durchschnitt zwei Jahre vor der Datenerhebung. Ein Interview mit den Buben, eine Selbstbeurteilungsskala und Fremdbeurteilungsskalen, bearbeitet von der Mutter, einem Freund und der Interviewerin dienen zur Datenerhebung und zeigen, dass sich Buben aus Scheidungsfamilien stärker belastet fühlen, dies aber nicht zeigen können und vermehrt nach Bestätigung durch das Umfeld suchen. Sie zeigen geringes Selbstwertgefühl und vermehrte Hilflosigkeit, sprechen weniger beziehungsorientiert, können schwerer mit emotionalen Belastungen umgehen und beschäftigen sich weniger mit den Gedanken anderer Menschen. Sie fühlen sich weder vom Vater noch von der Mutter ausreichend unterstützt, fühlen sich abhängiger und sind verschlossener als die Buben aus vollständigen Familien.

Die Autoren gehen bei diesen Buben von einer unsicheren mentalen Bindungsrepräsentation als Folge der mit der Scheidung der Eltern verbundenen Erfahrung aus. Sie weisen darauf hin, dass Streit und Trennung im Rahmen der Scheidung erheblich den mentalen Zustand der heranwachsenden Jungen negativ beeinflusst. Nur ein geringer Teil der männlichen Scheidungskinder verfügt demnach

über eine sichere mentale Bindungsrepräsentation, entsprechend den Kindern aus Kernfamilien.

Kardas und Langenmayr (1999) finden bei einer Feldstudie über kognitive und emotionale Trennungs- und Scheidungseffekte bei 48 Scheidungskindern im Vergleich mit 32 Kindern aus Kernfamilien mit dem Rosenzweig-Picture-Frustration bei den Scheidungskindern wesentlich mehr aggressionsvermeidende Tendenzen. Dies könnte nach Meinung der Autoren auf emotionale Belastungen im Scheidungsprozess zurückzuführen sein, auf Angst, Enttäuschung, Scham- und Schuldgefühle. Die kognitiven Leistungen, gemessen mit Subtests des HAWIK, sind in dieser Studie bei den Scheidungskindern hochsignifikant schwächer.

Die emotionale Problematik der Kinder kann in besonderer Weise durch tiefenpsychologische Studien erhellt werden: In Österreich führt Figdor (1991, 1997) ein Forschungsprojekt über die emotional-soziale Auswirkung von Scheidung auf die psychische Entwicklung im tiefenpsychologischen Kontext durch. Die Kinder werden mit projektiven Tests und die Eltern mit einem psychoanalytisch orientierten Interview untersucht. Auch diese vorwiegend qualitative Arbeit kommt zu dem Ergebnis, dass für die Kinder nach Scheidung der Eltern Kontakte zum Vater sehr wichtig sind. Die Kinder würden andernfalls mit Schuldgefühlen und Enttäuschung reagieren. Das Aggressionspotential von Scheidungskindern sei erhöht. Buben würden den Vater als Identifizierungsmodell benötigen.

Mit den Schuldgefühlen der Kinder im Zuge der Trennung der Eltern befasst sich auch Hirsch (2001). Es wird nicht zwischen alleinerziehenden Mutter- und Vaterfamilien unterschieden. Der Autor geht davon aus, dass das Kind oft die Schuld an der Trennung der Eltern im Sinne eines traumatischen Schuldgefühls bei sich selbst sieht, wenn die Eltern nicht hinreichend Trauer bei sich zulassen. Er spricht in weiterer Folge von Basisschuldgefühlen, Rivalitätsschuldgefühlen und Trennungsschuldgefühlen. Die Eltern sollten selbst die Verantwortung übernehmen und dies dem Kind auch vermitteln, um sein Schuldgefühl zu mindern.

Die psychoanalytische Sichtweise findet sich auch bei Bauers (1993a, b; 1994), die bisherige Forschungsergebnisse in diesem Paradigma interpretiert. Die emotionale

Qualität der frühen Vater-Kind-Beziehung würde sich von der mütterlichen unterscheiden. Fehle der Vater bereits in der frühen Kindheit, würden dem Kind wichtige Erfahrungen vorenthalten. Ebenso komme dem Vater eine wesentliche Bedeutung in der Entwicklung des autonomen Selbstgefühls sowie der Entstehung einer stabilen Drei-Personen-Beziehungsrepräsentanz des Kindes zu. Der Prozess der Triangulierung, etwa beginnend im zweiten Lebensjahr des Kindes, schütze vor „der Einverleibung durch die Mutter“. Abwesenheit des Vaters in dieser Zeit würde eine Gefährdung für die weitere Entwicklung darstellen.

Gute Beziehungen des Kindes zu beiden Eltern würden Voraussetzung für die Autonomiebestrebungen des Kindes und damit für den weiteren Prozess der Loslösung und Trennung von der Mutter aus der Dyade sein. Der Vater hat also eine wichtige Aufgabe für die Identitätsentwicklung des Kindes. Die Beziehung des Kindes zur Mutter sei ambivalent, denn einerseits suche es bei ihr Schutz und andererseits strebe es nach Selbständigkeit. Der Vater als dritte Person biete im Falle des Getrenntseins von der Mutter Sicherheit. Würde die Ablösung von der Mutter nicht gelingen, würden auch noch im Erwachsenenalter Schwierigkeiten bestehen.

Des weiteren habe der Vater Einfluss auf die Geschlechtsidentität des Kindes. Im Falle der Abwesenheit des Vaters könne es bei Buben zu einer sehr intensiven und engen Bindung an die Mutter kommen, was die Entwicklung der männlichen Geschlechtsidentität hemmen würde. Aber auch Mädchen würden bei Vaterabwesenheit eine zu enge Bindung an ihre Mutter aufbauen. Der fehlende Vater könne nicht die Autonomiebestrebungen und die Weiblichkeit der Töchter fördern, was im Erwachsenenalter zu Angst und Aggression führen könne. Eine weitere Gefahr stelle die Vaterabwesenheit für die Entwicklung in der ödipalen Phase dar, welche für die sexuelle Identität wichtig sei. Vaterentbehmung in der Adoleszenz könne zu Problemen in der geschlechtlichen und sozialen Identitätsfindung führen. Resignation und Vermeidungsverhalten wären mögliche Folgen. Bauers gibt im wesentlichen die psychoanalytische Lehrmeinung wieder, wie sie z. B. auch bei Grieser (2001) zu finden ist, der die therapeutische Funktion des Dritten in der Behandlung depressiver Zustände unterstreicht.

Die Metaanalyse von Amato (2000) arbeitet die amerikanischen Forschungen der 90er Jahre und früher mit folgenden Ergebnissen auf: Erwachsene und Kinder aus Scheidungsfamilien weisen öfters Beeinträchtigungen im Wohlbefinden auf als Personen aus verheirateten Familien. Faktoren, die Kinder im Scheidungsgeschehen beeinträchtigen, sind: Unterbrechung von Kind-Eltern-Beziehungen, Konflikte zwischen früheren Lebenspartnern, weniger emotionale Hilfe, ökonomische Probleme, negative Lebensereignisse wie Übersiedlung.

Die Anpassungszeit an die neue Lebenssituation ist individuell verschieden, manche Menschen seien chronisch belastet. Hilfreich für Kinder dürften aktives Coping, therapeutische Interventionen und Hilfen von anderen Familien und Freunden sein. Bei Ehen mit sehr hohem Konfliktpotential würde die Scheidung für Erwachsene und Kinder eine Verbesserung mit sich bringen. Kinder aus dysfunktionalen und aversiven häuslichen Verhältnissen würden sich nach der Trennung der Eltern besser entwickeln. Aufgabe der zukünftigen Forschung wäre es, die Determinanten für positive, neutrale oder langfristig negative Folgen für Kinder und Erwachsene zu klären.

Schleiffer (1988) erhebt unter Kindern und Jugendlichen, die bei einer psychiatrischen Ambulanz der Frankfurter Universitätsklinik vorstellig werden, inwieweit ihre Symptomatik durch einen Elternverlust mitbeeinflusst wird. Von den 138 Kindern und Jugendlichen haben 121 einen Elternteil durch Scheidung verloren, drei Patienten verloren ihren Vater, einer seine Mutter durch Suizid. Bei 13 Kindern führten andere Ursachen zum Tod eines Elternteils. Der Verlust der Mutter ist in der Stichprobe ein seltenes Ereignis: 19 Kinder mussten sich von ihr trennen, bei 104 Kindern war es der Vater, der nicht mehr mit der Familie lebte. Beide Elternteile haben 15 Kinder verloren. Die Daten aus der Krankengeschichte und aus katamnestischen Nachbefragungen der Versuchsgruppe werden mit jenen von 300 minderjährigen Patienten aus intakten Familien verglichen. Grundsätzlich würden sich die minderjährigen Patienten nach Verlust eines oder beider Elternteile nicht von der Gesamtpopulation der Patienten einer Kinder- und Jugendpsychiatrie unterscheiden.

6.4 Behinderung als Risikofaktor

Ein bislang in der Öffentlichkeit wenig beachtetes Phänomen stellt die Tatsache der Häufung von behinderten Kindern in Eineltern-Familien dar, welche zum größten Teil ja Mutter-Familien sind und somit eine zumindest partielle Vaterentbehmung des behinderten Kindes mit sich bringen. So findet Napp-Peters (1987, S. 83) in ihrer in Deutschland durchgeführten Studie über Eineltern-Familien, dass sich in diesen Familien (keine Unterscheidung zwischen Mutter- und Vaterfamilien) relativ gesehen zehnmal häufiger behinderte Kinder finden als in allen Familien zusammen (Zwei- und Eineltern-Familien). Darunter dürfte sich ein großer Anteil an Scheidungskindern befinden (vgl. Kallenbach & Brüdern, 1997). Demnach werden Ehen mit einem behinderten Kind häufiger getrennt (vgl. auch die Literaturübersicht von Schubert, 1987).

Die eigene, familientheoretisch orientierte, empirische Studie an über 150 Familien bringt Schubert u.a. zu folgendem Ergebnis (Einelternfamilien waren in die Untersuchung nicht aufgenommen worden): „Aus einer ganzen Reihe von Möglichkeiten ist der Kreisprozess ‚peripherer Vater – verstrickte Mutter‘ in Familien mit behinderten Kindern besonders häufig anzutreffen“ (Schubert, 1987, S. 94). „Der ‚periphere Vater‘ nimmt in bezug auf das Familiengeschehen eine Randposition ein; er hat eine geringere Erziehungskompetenz inne und trifft auch weniger Entscheidungen in bezug auf die Familie. Seine Interessen sind außenorientiert“ (Schubert, 1987, S. 94). Der periphere Vater findet sich in der Familienhierarchie meist unter dem behinderten Kind und der Mutter, welche oft symbiotisch verstrickt sind (Tatzer, Schubert & Groh, 1985). Dysfunktionale Familien finden sich in einem Sample von Familien mit geistig behinderten Kindern ca. drei Mal häufiger als in der Kontrollgruppe (Tatzer & Schubert, 1990).

Kinder mit Behinderung erleben somit in gehäufterem Ausmaß einen absenten oder peripheren Vater. Das kann einerseits durch die erhöhte Belastung der Eltern aufgrund der Behinderung des Kindes verursacht sein, andererseits haben Väter nach Kallenbach und Brüdern (1997) auf Grund ihrer Berufstätigkeit weniger Möglichkeit als die Mütter, mit den Kindern zu interagieren und Hilfsangebote zur Bearbeitung der Problematik in Anspruch zu nehmen. Auch Helfer würden sich zumeist an die Mutter wenden, wodurch Väter zu Außenseitern in den Familien werden und diese schließlich verlassen. Es könnte jedoch auch ein

Vermeidungsverhalten des Vaters zu einer verstärkten außerfamiliären Tätigkeit und damit zu einer Distanzierung von der Familie führen. Kallenbach und Brüdern kommen auf der Basis von Literaturstudien zu dem Ergebnis, dass Väter, anders als die Mütter, die Behinderung nicht außerfamiliär aufarbeiten und ihre Gefühle weniger offen mitteilen, wodurch die Bewältigung des Problems zusätzlich erschwert wird. Die von Kallenbach und Brüdern durchgeführte Studie an 199 Vätern von körperlich schwerstbehinderten Kindern erfasst über eine persönliche Fragebogenbefragung zu Hause die Lebenssituation dieser Väter und zeigt ihre große Belastung auf. Vom Kind getrennt lebende Väter werden in diese Untersuchung nicht einbezogen.

Auch in den USA ist die Scheidungsrate von Familien mit einem behinderten Kind überproportional hoch. Das wird darauf zurückgeführt, dass das Selbstwertgefühl und die Freude der Väter am Familienleben beeinträchtigt werden. Praktiker und Forscher haben Programme für Väter mit behinderten Kindern ausgearbeitet, um das väterliche Engagement für die Familie zu erhöhen (Lamb & Laumann-Billings, 1997). Die Einbeziehung der Väter in Beratung und Therapie schlagen auch Tatzert und Schubert (1990) als Interventionsstrategie bei Familien mit behinderten Kindern vor. Die Folgen der Vaterentbehmung für das behinderte Kind dürften bislang kaum untersucht worden sein.

6.5 Kurz- und mittelfristige Auswirkung von Vaterentbehmung nach Scheidung

Kinder, die elterlichen Stress, Konflikt und Trennung erleben, leiden anfänglich unter einem großen Spektrum von emotionalen und Verhaltensproblemen. Obwohl diese Probleme nach zwei Jahren geringer werden, weisen Kinder aus Scheidungsfamilien im Durchschnitt mehr Verhaltensprobleme auf. Ihre Anpassung in der Schule, im sozialen und emotionalen Bereich ist durchschnittlich geringer. Es muss allerdings darauf hingewiesen werden, dass zwischen 70 % und 80 % der Scheidungskinder keine ernsten oder anhaltenden Probleme als Reaktion auf die Trennung der Eltern zeigen (Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

Eine negativ erlebte Beziehung zum getrennt lebenden Vater ist ein sozialer Risikofaktor, während eine positiv erlebte Beziehung zu ihm protektive Wirkung hat

(Schmidt-Denter, 2000). Die Einstellung der Mutter zum abwesenden Vater ist von wesentlichem Einfluss auf die weitere Vater-Kind-Beziehung. Schon (1995) berichtet, dass die Kinder eine positive Einstellung zum Vater haben, deren Mütter ebenfalls positiv zum Vater eingestellt sind. Häufiger Kontakt zum getrennt lebenden Vater ist für eine positive, sichere Beziehung zu ihm förderlich (Walper, 2002). Nicht nur die Frequenz der Kontakte, sondern auch die pädagogische Haltung des Vaters ist für die Kinder wichtig. „Autoritative Erziehung seitens getrennt lebender Väter – gekennzeichnet durch hohe Zuwendung und Unterstützung, aber auch klare Regeln und Supervision der Kinder – geht durchgängig mit besseren Schulleistungen sowie weniger externalisierendem und internalisierendem Problemverhalten der Kinder einher“ (Walper, 2002, S. 824).

Bei derzeitiger Forschungslage kann davon ausgegangen werden, dass die Entbehrung des Vaters nach Trennung der Eltern für viele Kinder ein Trauma ist, das geschlechtsspezifisch verarbeitet wird. Buben ohne Vater neigen im Schulalter auf Grund einer erhöhten Unsicherheit häufiger zu aggressivem, externalisierendem Verhalten als Buben aus Kernfamilien, während Mädchen eher im jugendlichen Alter auffällig werden.

Studien aus den USA belegen nach Biller und Kimpton (1997) schulische und kognitive Defizite bei Scheidungskindern, Probleme in der sozialen Anpassung und in der Beziehung zu Gleichaltrigen sowie gesundheitliche Probleme im physischen und psychischen Bereich. Niederer sozioökonomischer Status kann als zusätzlicher Stress hinzukommen, die Belastung durch das Fehlen einer zufriedenstellenden Vaterbeziehung wird aber höher eingeschätzt.

Emotionale Probleme treten bei Scheidungskindern vermehrt auf (Blanz et al., 1986; Wallerstein & Blakeslee, 1989; Kardas & Langenmayr, 1999; Böhm & Grossmann 2000). Das Selbstwertgefühl ist häufig geringer (Böhm et al., 2001). Auf die wichtige Funktion des Vaters weisen nicht nur tiefenpsychologische Arbeiten (Figdor, 1991; Bauers, 1993a, b) sondern auch die methodisch sehr anspruchsvolle empirische Arbeit von Simons et al. (1999) hin.

In der Adoleszenz tendieren Scheidungskinder beiderlei Geschlechts in größerem Ausmaß zu Normenübertretungen und Leistungs- und Beziehungsproblemen als Jugendliche aus Kernfamilien (Schwarz, 1999; Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

6.6 Längerfristige Scheidungsfolgen

Verlaufsuntersuchungen sprechen dafür, dass sich spezifische Ängste auch erst nach einer längeren Latenzzeit, nämlich im jungen Erwachsenenalter manifestieren (Wallerstein & Blakeslee, 1989).

Junge Erwachsene aus Scheidungsfamilien unterscheiden sich von denen aus Zwei-Eltern-Familien in mehrfacher Hinsicht. „Sie weisen einen niedrigeren Bildungsgrad auf, verdienen und haben weniger Geld, ihre Ehen verlaufen weniger glücklich und sie tendieren eher zur Scheidung. Sie haben weniger Zuneigung zu ihren Eltern, speziell zu den Vätern. Sie geben den Vätern weniger Hilfe und erhalten von ihnen auch weniger Unterstützung. Ihr Wohlbefinden ist geringer“ (US-amerikanische Übersichtsarbeiten: Amato, 1999, S.159; Adam & Lambert, 1999).

Obwohl statistisch signifikant, sind die Unterschiede zwischen den beiden Gruppen nicht sehr groß. Dementsprechend verfügen auch viele Scheidungskinder über eine gute schulische Ausbildung und machen Karriere. Viele leben in glücklichen Ehen und halten enge Kontakte zu ihren Eltern. Hingegen gibt es auch viele Kinder aus Zwei-Eltern-Familien, welche das alles nicht erreichen. Scheidung bewirkt bei den meisten Kindern nicht, dass sie ein unproduktives und unglückliches Leben im Erwachsenenalter führen. Allerdings erstrecken sich Scheidungsfolgen auf viele Bereiche und betreffen viele Kinder (Amato, 1999).

Scheidungsforschung aus verschiedenen Ländern über langfristige Scheidungsfolgen kommt nach Kiernan (1998) zu folgenden Ergebnissen: Scheidungskinder haben im Vergleich zu Kindern aus Zwei-Eltern-Familien ein geringeres Bildungsniveau und ein geringeres Einkommen, haben ein höheres Risiko für Arbeitslosigkeit und geringere Chancen für beruflichen Aufstieg. Frauen gehen früher sexuelle Verbindungen und Ehen ein, tendieren eher zu Schwangerschaften

im Jugendalter und unehelichen Geburten. Das Scheidungsrisiko bei den erwachsenen Scheidungskinder ist erhöht. Manche jungen Erwachsenen aus Scheidungsfamilien leiden unter psychischen Erkrankungen in Verbindung mit der Scheidungserfahrung der Eltern. Frauen aus Scheidungsfamilien weisen im mittleren Erwachsenenalter mehr psychiatrische Symptome auf. Insbesondere Frauen aus Scheidungsfamilien, die selbst wieder eine Scheidung erlebt haben, haben hohe Depressionsscores. (Kiernan, 1998; Hetherington & Stanley-Hagan, 1997).

Als Ursache für Spätfolgen beschreibt Kiernan (1998) neben der eingeschränkten finanziellen Situation der Heranwachsenden die Verringerung der Kontakte zum nicht beim Kind lebenden Elternteil, meist dem Vater. Auch die obsorgeberechtigten Kindesmütter würden wegen Arbeitsüberlastung und depressiver Reaktionen weniger Zeit und Aufmerksamkeit für ihre Kinder aufbringen können. Da Scheidungskinder den Vater zumeist nur mehr selten sehen, fehlt es den Kindern an einem vorgelebten Rollenmodell für Beruf und Familie, wodurch diese Kinder weniger Möglichkeiten haben, soziale Fertigkeiten zu erlernen.

In Österreich findet Novak (1997) folgende Auffälligkeiten bei einem Vergleich von jungen Erwachsenen aus Scheidungsfamilien und Nicht-Scheidungsfamilien: Scheidungskinder sind bei Beginn einer Lebensgemeinschaft um ein $\frac{3}{4}$ Jahr jünger. Scheidungskinder, vor allem Frauen, heiraten um ein halbes Jahr später. Bei Personen, die eine Scheidung miterlebt haben, ist das Risiko eines Abbruchs der eigenen Lebensgemeinschaft deutlich höher.

Nach Huss und Lehmkuhl (1997, S. 21) dürfte die hohe Scheidungsrate bei ehemaligen Scheidungskindern ein internationales Phänomen sein: „Über alle Studien und nahezu alle Differenzierungen nach Alter, Geschlecht, sozioökonomischem Status und Hautfarbe hinweg lagen die Scheidungsraten bei Eheleuten, die selbst als Scheidungskind aufgewachsen waren, höher als bei Paaren aus nicht geschiedenen Familien. Die Effekte waren teilweise nur schwach ausgeprägt. Gegen die Hypothese des Rollenlernens spricht, dass die höchsten Scheidungsraten bei Frauen auftraten, die mit einem Stiefvater oder einer Stiefmutter aufgewachsen waren“.

Die Beziehungen zwischen Söhnen und Vätern sowie Töchtern und Müttern sind im Erwachsenenalter nicht beeinträchtigt, wenn die Scheidung in die späte Adoleszenz der Kinder fällt. Für die Entwicklung der Kinder wirken sich Armut, Vernachlässigung und Misshandlung sowie schlechte Nachbarschaft negativer aus als Scheidung (Amato, 1999).

Im psychotherapeutischen Kontext finden sich Hinweise auf langfristige Traumatisierung durch Scheidung, doch kann der Faktor Vaterentbehmung oft nicht isoliert erfasst werden, wie beispielsweise bei der Fallbeschreibung von Grothaus-Neiss (2001) über die Psychotherapie einer etwa 30-jährigen Frau, welche Scheidung der Eltern, Selbstmordversuch der Mutter, Wiederheirat der Mutter, Alkoholabusus des Stiefvaters und neuerliche Scheidung der Mutter erlebt hatte. Die Patientin litt unter einer depressiv-zwanghaften Neurose mit konversionsneurotischen Zügen.

Zusammenfassend

lassen sich aus dem Vergleich zwischen den Entwicklungsverläufen von Kindern aus geschiedenen Ehen und Zweielternfamilien nur bedingt Schlüsse hinsichtlich möglicher Vaterentbehmung ziehen, weil viele weitere Faktoren im Scheidungsgeschehen von Bedeutung sind. Dazu gehören die Verschlechterung der sozioökonomischen Situation, die Reaktion der Mutter auf die Trennung und möglicherweise dadurch zumindest eine vorübergehende Beeinträchtigung ihrer pädagogischen Kompetenz und die Umstellung auf eine neue Lebenssituation samt Wechsel des Wohnsitzes und der Schule, Verlust des bisherigen Freundeskreises und der väterlichen Verwandtschaft. Insbesondere stellt der Konflikt der Eltern vor, während und nach der Scheidung eine besondere Belastung für die Kinder dar.

Viele Scheidungskinder entwickeln sich unauffällig bis in das Erwachsenenalter. Das Fehlen einer positiven Vaterbeziehung wird allerdings bei den meisten Autoren als Risikofaktor für unmittelbare Auswirkungen, für die Entwicklung in der Adoleszenz und für das Erwachsenenalter angesehen. Es finden sich geschlechtsspezifische Effekte. Schulische und berufliche Ausbildung sowie Beziehungsfähigkeit, Emotionalität und soziale Integration können bei Vaterentbehmung nach Scheidung

schwer beeinträchtigt sein. Armut, Misshandlung und Vernachlässigung werden jedoch als gravierendere Traumatisierungen eingeschätzt.

7. Alleinerziehende Mütter

Alleinerziehende Mütter (notabene: auch alleinerziehende Väter) befinden sich vielfach in einer besonderen Situation: es betrifft dies vor allem, aber nicht nur, die ökonomische Situation, die Möglichkeiten der Nutzung sozialer Netze, und die spezifischen Belastungen, die Mütter und ihre Kinder im Alltag zu bewältigen haben.

Arnold (1999) geht in einer Studie von der Frage aus, ob sich alleinerziehende Mütter in ihrem Erziehungsverhalten von Müttern mit Partnern unterscheiden und welche Konsequenzen sich daraus ergeben. Aufgrund von durchgeführten Selbsteinschätzungen alleinerziehender/lediger Mütter lässt sich schließen, dass sie sich nicht anders als verheiratete Mütter sehen, aber ihre Beziehung zu den Kindern als enger und inniger beschreiben. Darüber hinaus seien ihre Kinder elterlichen Auseinandersetzungen, die in vielen Familien zu finden sind, nicht ausgesetzt. Auch bei systematischen Beobachtungen von Mutter-Kind-Interaktionen können bis zum ersten Lebensjahr des Kindes keine nennenswerten Unterschiede gefunden werden. Mit ca. 18 Monaten jedoch ergreifen Kinder alleinerziehender Mütter seltener die Initiative, um die Aufmerksamkeit der Mutter zu erlangen, sie bleiben eher im Blickfeld der Mutter und werden von den Müttern weniger in ihrer Selbständigkeit unterstützt. Bei älteren Kindern, vor allem bei Buben, zeigen sich bei alleinerziehenden Müttern oft Disziplinierungsschwierigkeiten. Allerdings können z.B. sozioökonomische Faktoren, psychosoziale oder biologische Risikofaktoren und psychische Probleme der Mutter das Erziehungsverhalten mitbestimmen und Entwicklungsverzögerungen und Fehlentwicklungen der Kinder bewirken.

Im Rahmen einer explorativen Studie geht Arnold der Frage nach, welche Bedingungen und Prozesse für Familiengründungen ohne Partner ausschlaggebend sind. Dazu werden 24 alleinstehende Frauen gegen Ende der Schwangerschaft sowie Mitte des ersten Lebensjahres des Kindes mittels Interviews, Fragebögen und systematischer Beobachtung im Vergleich zu Frauen, die einen Partner haben, untersucht. Die Ergebnisse zeigen, dass Alleinstehende ihre Einkünfte über staatliche Einrichtungen beziehen und ihnen im Gegensatz zu Elternpaaren oft nur die Hälfte an Einkommen zur Verfügung steht. Auch in höherem Alter der Kinder sind sie zusätzlich zu ihrem Berufseinkommen auf Sozialhilfe angewiesen.

Die Geburt und damit einhergehende Umstellungen werden von alleinerziehenden Müttern als belastender erlebt. Darüber hinaus zeigen die Einstellungen Alleinstehender, dass sie sich häufiger frustriert fühlten, Trost und emotionale Unterstützung bei ihren Kindern suchen und zu Überfürsorglichkeit neigen. Im Verhalten alleinerziehender Mütter im Umgang mit ihren Kindern können sonst keine Unterschiede zu den verheirateten Müttern gefunden werden. Sie wünschen sich aber vermehrt Unterstützung durch eine Partnerschaft.

7.1 Leistung und Schule

Mittels einer Befragung von 15.554 Familien holländischer Schüler/innen im Alter von etwa 13 Jahren (davon 1.033 Kinder von Alleinerzieherinnen und 154 Alleinerziehern und weiteren 346 in Stieffamilien) untersucht Dronkers (1994) schulische Leistungen in Abhängigkeit von Abwesenheit eines Elternteils. Die Daten der VOCL `89 Kohorte wurden durch The Netherlands Central Bureau (Mikrozensus) erhoben. Die sozioökonomische Lage von Alleinerzieherinnen und ihrer Kinder ist im Vergleich zur Gesamtbevölkerung schlecht. Familien alleinerziehender Väter seien in einer besseren Situation, wenn auch deren Familieneinkommen im Schnitt unter dem „intakter“ Familien liege.

Dronkers warnt davor, Befunde zur Situation von Einelternfamilien aus den USA für Europa anzuwenden, schließlich seien die sehr unterschiedlichen sozialen Wohlfahrtsmodelle von großer Bedeutung für viele Fragestellungen (vgl. Christoffersen, 1995). Die in dieser Studie beschriebene Stichprobe stammt aus dem holländischen Mikrozensusprogramm, erhoben wurden vor allem schulische Parameter. Der Autor stuft diese Variablen als relativ valide ein, da das holländische Schulsystem auch Kindern aus sozial schwachen Familien den Besuch einer qualitativ hochwertigen Schule ermöglicht. In den Niederlanden erfolgt die Zulassung für einen von vier Zweigen der Sekundärstufe auf Grundlage eines Leistungstests und einer Empfehlung durch die Grundschullehrkraft.

In bezug auf die schulischen Leistungen finden sich Defizite im Vergleich zu vollständigen Familien, jedoch nicht auf signifikantem Niveau. Die Variable

„Haushaltszusammensetzung“ erklärt nur 1 % der Varianz, das Bildungsniveau der Mutter zwischen 9 und 14 %. Kontrolliert man die Variable „Empfehlung durch den Lehrer/in“, so hat die Tatsache, dass ein Kind ohne Vater aufwächst, überhaupt keinen Einfluss auf die schulischen Leistungen eines Kindes. Das lässt Dronkers zu folgendem Schluss kommen: „Part of the educational lag of children from lone mother families stem from a negative image of lone mother families in society at large“ (1994, S. 182).

Die Anwesenheit eines Stiefvaters ändert nichts an den schulischen Ergebnissen der Kinder. Die leichten negativen Auswirkungen der Vaterentbehmung nehmen mit einer wachsenden Geschwisterzahl zu, hier wirkt die Anwesenheit eines Stiefvaters kompensatorisch. Im Vergleich zu Alleinerzieherfamilien wird auch festgehalten, dass die Mutterentbehmung deutlichere negative Auswirkungen auf die Schulleistung hat als die Trennung vom Vater. Jedoch ist hier wieder vor allem die Empfehlung des Grundschullehrers ausschlaggebend. Sowohl alleinerziehende Mütter als auch Väter (und damit auch ihre Kinder) haben in der holländischen Gesellschaft mit einem negativen Image zu kämpfen.

Zu den Daten merkt Dronkers an, dass die Eltern aufgefordert wurden, die Zusammensetzung des Haushalts anzugeben. So hätten sich beispielsweise auch einige Stiefväter als Väter bezeichnet. Der Autor hält deswegen die Kombination „ein natürlicher Elternteil und ein Stiefelternteil“ für unterrepräsentiert. Im Unterschied zu anderen Studien wird hier auch das Bildungsniveau der Eltern miterhoben, leider jedoch nicht der Trennungsgrund sowie die seit der Trennung verstrichene Zeit.

Milne et al. (1986) und Myers et al. (1987, beide zitiert nach Bofinger, 1994) kommen in ihren Studien über Alleinerziehende im Vergleich zu in vollständigen Familien lebenden berufstätigen Müttern zu dem Ergebnis, dass insgesamt gesehen die Schulleistung von Kindern von Alleinerziehern schlechter ist, jedoch der negative Effekt von Berufstätigkeit in Zweieltern-Familien auf die Schulleistungen der Kinder im Lesen und Rechtschreiben größer ist. Dies gilt sowohl für Grundschüler als auch für Schüler einer Highschool. Außerdem steigen mit der Zunahme der Zeitintensität der mütterlichen Berufstätigkeit die Probleme mit den Schulleistungen ihrer Kinder. Darüber hinaus verbringen diese Kinder ihre Zeit vermehrt mit Fernsehen. Erklärung

für genannte Ergebnisse könnte sein, dass Kinder aus Alleinerzieherfamilien grundsätzlich enormen Belastungen ausgesetzt sind, so dass die Berufstätigkeit der Mutter kaum mehr einen Einfluss hat. Milne et al. weisen allerdings darauf hin, dass in dieser Studie Variablen wie die Einstellung der Mutter zur Arbeit oder alternative Kinderbetreuung unberücksichtigt blieben.

Alessandri (1992; zitiert nach Bofinger, 1994) zeigt aber in einer Befragung von 144 alleinerziehenden Müttern (48 voll erwerbstätig, 48 teilzeitbeschäftigt und 48 nicht erwerbstätig) und ihren zehn- bis zwölfjährigen Kindern, dass die Berufstätigkeit der Mutter vor allem bei Mädchen deren Persönlichkeitsentwicklung und Selbständigkeit fördert.

Nock (1988; zitiert nach Bofinger, 1994) beschäftigte sich mit schulischen Langzeitwirkungen bzw. Kindern von Alleinerzieherinnen im Erwachsenenalter. Er konnte aufgrund einschlägiger amerikanischer Literatur feststellen, dass sich diese von Personen, die in vollständigen Familien aufwuchsen, hinsichtlich Ausgeglichenheit, psychischer und emotionaler Stabilität sowie Anpassungsfähigkeit nicht unterscheiden. Sie waren jedoch in ihrer beruflichen Laufbahn weniger erfolgreich.

7.2 Same-Sex Argument

Downey und Powell (1993) untersuchen die Auswirkungen der Geschlechterkonstellationen in Alleinerzieher/innen-Haushalten. Sie bedienen sich der Datenanalyse aus einer Repräsentativerhebung (n = 3.982) ca. 14-jähriger Schüler und Schülerinnen. Die Daten wurden für die „National Education Longitudinal Study of 1988 (NELS:88)“ erhoben, um eine in den USA unter Wissenschaftlern wie auch Richtern populär gewordene Hypothese auf ihren Wahrheitsgehalt zu überprüfen: Das sogenannte „same-sex argument“ besagt, dass Kinder nach Trennung der Eltern dem gleichgeschlechtlichen Elternteil zugesprochen werden sollen. Befürworter dieser Strategie stützen sich auf Lehrmeinungen der Psychoanalyse wie der Theorie des Sozialen Lernens unter Vernachlässigung des reziproken Rollenlernens, wonach auch ein Geschlechtsrollenmodell, von dem sich das Kind abgrenzen kann, wesentlich für eine gesunde Entwicklung sei. Tatsache ist, dass zahlreiche Richter in den USA von dem „same-sex argument“ überzeugt sind

und die Kinder eher dem gleichgeschlechtlichen Elternteil zusprechen, so sich beide Eltern um das Sorgerecht bemühen und keine schwerwiegenden Argumente dagegen sprechen.

Downey und Powell verfügen mit dem Datensatz des NELS:88 über eine große Stichprobe mit Repräsentativität für die amerikanischen Schüler und Schülerinnen im Alter von 14 Jahren. Wiederverheiratete Eltern werden ausgeschlossen, es werden nur Kinder von Alleinerziehern/innen zur Analyse herangezogen. Zu der Aufteilung auf die einzelnen Konstellationen: 1.817 Mädchen und 1.666 Buben leben bei ihrer Mutter, 174 Mädchen und 235 Buben werden von ihrem Vater großgezogen. Die größten Gruppen stellen die Haushalte nach Scheidung oder Trennung dar, Halbweisen oder Kinder, deren Eltern nie geheiratet haben, machen einen geringen Anteil aus (zusammen 28,1 %). Von allen Probanden liegen eine Reihe von Daten vor: Aussagen der Schüler, Beurteilungen durch Lehrer, Schulnoten und Informationen von den Eltern. Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass in keiner einzigen Variablen durch das Zusammenleben mit dem Elternteil selben Geschlechts signifikant bessere Ergebnisse festgestellt werden – weder für Mädchen noch für Buben. Damit stimmen auch die Aussagen von Dronkers (1994) für holländische Kinder von Alleinerzieherinnen überein: „Boys are not additionally handicapped by living in a lone mother family and girls do not derive extra benefits from it“ (S. 183).

Einschränkend merken Downey und Powell an, dass ihre Schlüsse auf einem Querschnitt-Design beruhen. Das Lebensalter der Jugendlichen war recht homogen, nicht erhoben wurde außerdem, wie lange diese Haushaltsform schon bestand. Der Einwand, dass viele Schwierigkeiten die Geschlechtsrollenorientierung betreffend erst im späten Adoleszenz- bzw. frühen Erwachsenenalter auftreten, können durch die vorliegende Arbeit nicht entkräftet werden.

7.3 Lebenslage und soziales Netz

Mithilfe standardisierter Interviews (Telefon oder face to face) bei 532 alleinerziehenden Müttern und 478 alleinerziehenden Vätern vergleicht Christoffersen (1995) in Dänemark die Befindlichkeit von drei- bis fünfjährigen

Kindern. Hauptaugenmerk liegt auf der sozioökonomischen Situation der Familien. Einkommen, Bedingungen am und Sicherheit des Arbeitsplatzes sind bei Männern positiver zu beurteilen. Der Autor konstatiert einen Zusammenhang zwischen ungünstigen Bedingungen am Arbeitsplatz (bis hin zur Arbeitslosigkeit) und bestrafendem Erziehungsstil. Im Vergleich der Geschlechter zeigt sich, dass Frauen sich durchschnittlich häufiger unterschätzt und unterbezahlt fühlen, außerdem mehr Stresssymptome und einen geringeren Selbstwert aufweisen. Hinzu kommt noch, dass das soziale Ansehen von alleinerziehenden Müttern nicht mit dem alleinerziehender Väter mithalten kann. Letztere haben weniger Schwierigkeiten mit der Aufrechterhaltung ihres sozialen Netzes.

Dodge, Pettit und Bates (1994) untersuchten 585 Kinder aus zwei verschiedenen US-Bundesstaaten (209 Kinder stammen aus Einelternfamilien). Bei der Beschreibung der Stichprobe schlüsseln die Autoren nach Zugehörigkeit zu fünf sozialen Schichten auf. In der niedrigsten Klasse stammen 90 % der Kinder aus Einelternfamilien (vgl. Dronkers, 1994 oder Fthenakis, 1988a). Dieser Anteil sinkt beständig, in der fünften und höchsten Schicht sind es nur mehr 12 %. Die Autoren differenzieren zwar nicht explizit nach Geschlecht des alleinerziehenden Elternteils, doch werden beispielsweise Variablen wie „maternal values regarding aggression“ oder „observed mother warmth to child“ erhoben, ohne dass irgendwie auf Väter in der Stichprobe verwiesen wird. Bei den „single-parent-headed households“ dürfte es sich ausschließlich um vaterlose Familien handeln.

Clason (1989) schließt aus den vorliegenden Ergebnissen zur Abwesenheit des Vaters und einer eventuell daraus resultierenden späteren Delinquenz der Kinder bzw. der Söhne, dass weniger die physische Präsenz des Vaters als vielmehr die familiäre Atmosphäre ausschlaggebend sei. Negativ prädisponierend zu kriminellen Verhalten wirken „ein rigider Erziehungsstil, Indifferenz dem Sohn gegenüber, aber auch eine negative Arbeitsmoral des Vaters“ (S. 416). Von Bedeutung dürfte auch die soziale Stigmatisierung sein, Kinder aus Einelternfamilien werden häufig als schlechtere Schüler oder gar als Problemfälle gesehen. Der Autor bezeichnet dies als Defizithypothese, die seiner Meinung nach nicht belegt ist, viele Studien litten unter methodischen Problemen. Vor allem sei die Definition der Abwesenheit problematisch: Ab welchem Zeitraum ist von Abwesenheit zu sprechen?

In ihren Ausführungen zur Lebenslage von Kindern in Eineltern-Familien hebt Braches-Chyrek (2002) hervor, dass sich die Alleinerziehenden-Forschung in den 50er und 60er Jahren vor allem mit dem Fehlen eines Elternteils und den daraus resultierenden psychologischen Konsequenzen für das Kind beschäftigt hat. Die jüngere Forschung (seit den 80er Jahren) lenkte ihr Augenmerk vor allem auf die sozioökonomischen Schwierigkeiten, mit denen Alleinerzieher bzw. vor allem Alleinerzieherinnen und ihre Kinder zu kämpfen haben. Dass das Interesse wieder größer wurde, führt die Autorin darauf zurück, dass die Eineltern-Familie „als eine Alternative zur ‚Kernfamilie‘“ (S. 43) gesehen wurde. Die jüngeren Ergebnisse zusammenfassend kommt auch Braches-Chyrek zu dem Schluss, dass „die ungünstigere und oft unsichere sozioökonomische Situation der Eineltern-Familie die maßgebliche Ursache für Nachteile in den Entwicklungsbedingungen der Kinder – im Vergleich zur Zweieltern-Familie – darstellt“ (S. 46). Von Bedeutung seien weiters Zuschreibungen und soziale Normen, die von außen an das System Familie herangetragen oder auch von den Betroffenen selbst übernommen werden. Die Tatsache, bei nur einem Elternteil aufzuwachsen, stelle per se kein Risiko für die Entwicklung des Kindes dar. Die Autorin zitiert Daten des Statistischen Bundesamts der BRD, wonach in Deutschland 39,8 % der alleinerziehenden Mütter geschieden sind, 33,8 % ledig, 15,4 % getrennt lebend und 9,6 % verwitwet. Auch die oft kritische Einkommenssituation wird beleuchtet: Ein Drittel der Eineltern-Familien mit Kindern unter 18 Jahren müssen mit monatlich weniger als € 900,-- das Auslangen finden, 61 % haben nicht mehr als € 1.250,-- pro Monat zur Verfügung.

Für ihre eigene Untersuchung wählte Braches-Chyrek nach recht strengen Kriterien 30 Kinder aus 22 Familien aus: Nur solche Kinder wurden interviewt, die seit mindestens fünf Jahren in einer Eineltern-Familie leben. Von diesen 30 Kindern lebten nur drei bei ihrem Vater, die Auswertung der Ergebnisse beschränkt sich daher auf Kinder alleinerziehender Mütter. Die Mütter waren zum Zeitpunkt der Befragung durchschnittlich 40,6 Jahre alt, die Gruppe der „Teenager-Mütter“ wurde nicht erfasst.

Ein Hauptaugenmerk bei der Erhebung der Daten wurde auf die sozialen Netzwerke der Kinder gelegt. Hier geben 90 % der befragten Kinder an, dass die Mutter die

wichtigste Person in ihrem Leben sei. Bei den jüngeren Befragten folgen unmittelbar danach die Großeltern (mütterlicherseits), die bei 50 % der Familien in unmittelbarer Nähe wohnten und sowohl emotionale als auch finanzielle Unterstützung darstellen. Mit zunehmendem Alter werden dann Gleichaltrige immer wichtiger. Viele Alleinerzieherinnen müssen aufgrund der Mehrfachbelastung mit ihrer Zeit sehr haushalten, die Kinder leiden unter dieser Knappheit, nehmen die Berufstätigkeit der Mutter jedoch sehr positiv wahr und entwickeln mit der Zeit ein Eigeninteresse daran, dass das Familieneinkommen hoch ist. Im Zusammenhang mit den monetären Ressourcen stehen schließlich auch Wohnraumversorgung oder Freizeitaktivitäten. Gerade im ländlichen Bereich handelt es sich in den Augen vieler um eine Abweichung von der Norm, die durch Eingehen einer neuen Partnerschaft oder Ehe behoben werden kann.

Kinder von Alleinerzieherinnen werden auch recht stark in die alltäglichen Aufgaben einbezogen, dies führt zu einer egalitäreren Beziehungsstruktur. Eigenverantwortung wird ihnen früher und in größerem Ausmaß abverlangt als dies bei Kindern aus Zweieltern-Familien der Fall ist, woraus auch Überforderungen resultieren können. Die Anwesenheit älterer Geschwister entlastet in vielen schwierigen Situationen und mindert auch häufig auftretende Verlustängste.

Auch Rupp und Rost (1998) weisen auf die schwierige sozioökonomische Situation der alleinerziehenden Mutter und die Dreifachbelastung durch Beruf, Kindererziehung und Haushalt hin. Die Autoren finden in Deutschland bei dauerhaft alleinerziehenden Frauen eine von Anfang an recht positive Einstellung gegenüber der Schwangerschaft und dem Kind (meist auch positiver als jene des leiblichen Vaters), so dass man von gewollten Schwangerschaften sprechen kann. Im Vergleich der Bundesländer findet sich der Verlaufstyp „dauerhaft alleinerziehend“ vor allem in den alten Bundesländern, die Mütter weisen zum Zeitpunkt der Geburt ein höheres Lebensalter auf und verfügen über einen höheren sozioökonomischen Status. Wenn Frauen schon zum Zeitpunkt der Entbindung nicht in einer Partnerschaft leben, so ist die Wahrscheinlichkeit recht groß, dass sie die Erziehung des Kindes alleine bewältigen werden. Einerseits weil sie die dafür notwendigen Kompetenzen mitbringen, andererseits weil sie aufgrund ihres höheren Alters und

der spezifischen Lebensumstände geringere Chancen haben, einen neuen Partner zu finden.

Kranz (2000) erwähnt neben den Veränderungen, die eine Alleinerzieherfamilie mit sich bringt, auch die ökonomische Situation von alleinerziehenden Müttern. Demnach sind alleinerziehende Mütter in ihren finanziellen Möglichkeiten stark eingeschränkt, denn ihr Einkommen beträgt oft nicht einmal die Hälfte des durchschnittlichen Einkommens. Die Gründe dafür können vielfältig sein (vgl. Kiernan, 1998):

- Frauen verdienen um ca. 20 Prozent weniger als Männer
- Alleinerziehende Mütter verdienen daher weniger als ein verheirateter Vater
- Alleinerziehende Mütter haben im Vergleich zu vor der Scheidung weniger Geldmittel zur Verfügung
- Häufig sind Alleinerziehende von staatlicher Unterstützung sowie väterlicher Unterhaltszahlungen abhängig
- Aufgrund der mangelnden Unterstützung durch den Partner sind die Kosten für die Kinderbetreuung erhöht.

Verweijen et al. (1986) beschäftigen sich mit der Lebenssituation von Alleinerzieherfamilien. Im Rahmen ihrer Untersuchung wurden mit 180 Alleinerzieherfamilien (davon 168 alleinerziehende Mütter) Interviews durchgeführt. Außerdem wird eine Kontrollgruppe mit vollständigen Familien herangezogen. Faktoren wie soziale Schicht, Alter der Alleinerzieher, Zahl der Kinder und Bildung wurden berücksichtigt.

Einige wichtige Ergebnisse: Kinder von Alleinerziehern hatten in bezug auf die ganze Klasse größere Probleme den an sie gestellten Anforderungen gerecht zu werden. Kinder aus Alleinerzieherfamilien wiesen signifikant mehr Schulleistungsschwierigkeiten auf, ebenso unter Berücksichtigung verschiedener Schultypen, vor allem in der Volksschule. Am wenigsten sichtbare Unterschiede ergaben sich im Polytechnischen Lehrgang sowie in Allgemeinbildenden Höheren Schulen. Als mögliche Ursache für die verminderten Leistungen werden mangelnde Arbeitshaltung sowie nicht ausreichende häusliche Unterstützung genannt.

Alleinerzieher überschätzten oft die Schulleistungen ihrer Kinder, wohingegen Lehrer für Kinder aus Alleinerzieherfamilien oft ein niedrigeres Ausbildungsniveau prognostizierten. Kinder von Alleinerziehern zeigten darüber hinaus signifikant mehr Verhaltensauffälligkeiten in der Schule, wobei dies wieder in erster Linie für Volksschüler galt.

7.4 Kinder in lesbischen Beziehungen

Kinder, die in lesbischen Beziehungen aufwachsen (Mutter und Partnerin), sind besonders in den USA Gegenstand der Forschung geworden, vor allem was ihre Geschlechtsrollenorientierung betrifft.

Nach Aufarbeitung der einschlägigen empirischen Untersuchungen aus den USA kommt Kentler (1989) zu der Auffassung, dass es keine Unterschiede im Verhalten, in den Einstellungen und in der Orientierung zwischen den Kindern heterosexueller Eltern und homosexueller Eltern gäbe, die mit der sexuellen Orientierung der Eltern zusammenhängen. Kinder, die bei ihrer lesbischen Mutter und deren Freundin aufwachsen, hätten ein reicheres, offeneres und stabileres Familienleben als Kinder, die bei alleinlebenden heterosexuellen Müttern wohnen.

Patterson (1992) von der Universität Virginia referiert in ihrem Beitrag zu lesbischen und homosexuellen Lebensgemeinschaften und möglichen Auswirkungen auf deren Kinder den bisherigen Forschungsstand zu diesem Thema. Da in vielen bisherigen Studien keine eindeutigen Hinweise auf Unterschiede zwischen Kindern, die in homosexuellen oder lesbischen Familien aufwachsen im Vergleich zu jenen, die in heterosexuellen Familien groß werden, zu finden sind, ist die Autorin der Meinung, dass es an weiteren, vor allem längsschnittlich durchgeführten Studien in der mittleren und späteren Kindheit sowie Adoleszenz bedarf, die auch Faktoren wie den Familienprozess, die Beziehungen der Familienmitglieder zueinander, deren Einstellungen sowie den sozioökonomischen Status berücksichtigen.

Brewaeyts et al. (1997) kommen bei ihrer Untersuchung in den Niederlanden nach Befragung von lesbischen Müttern und ihren Kindern ebenfalls zu dem Ergebnis, dass die Geschlechtsrollenentwicklung im Vergleich zu heterosexuellen Familien ohne Auffälligkeiten verlaufe und auch der "disziplinierende Vater" nicht fehlen

würde. (Siehe Kapitel Heterologe Insemination). Es stellt sich allerdings die Frage, wie weit die verwendete Untersuchungsmethode, nämlich ausschließliche Befragung der unmittelbar Beteiligten, der Fragestellung gerecht werden können.

Auch die Langzeitstudie von Tasker und Golombok (1997) kann keine Klarheit über die Entwicklungschancen von Kindern, die bei lesbischen Paaren aufwachsen, bringen. Die Stichprobe ist klein. Zudem sind viele dieser Kinder in den ersten Lebensjahren bei Vater und Mutter aufgewachsen. Nicht erfasst wird zudem das Ausmaß von weiteren Kontakten zum biologischen Vater.

Die referierten Arbeiten bringen keine Hinweise dafür, dass das Aufwachsen in lesbischen Beziehungen für die Kinder von Nachteil ist. Es bleibt allerdings dahingestellt, ob mit den zur Anwendung gebrachten Untersuchungsmethoden die komplexe Fragestellung erfasst werden kann. Ohne Zweifel wären Longitudinalstudien für eine weitere Erforschung dieses Bereiches notwendig, wobei das Ausmaß von Kontakten zu Vätern, Großvätern und anderen männlichen Bezugspersonen mitberücksichtigt werden müsste.

Zusammenfassend

lässt sich feststellen, dass sich alleinerziehende Mütter zwar nicht anders sehen als solche in Partnerschaften, ihre Schwangerschaft positiv bewerten, sie sich aber mit zunehmenden Alter der Kinder ihnen gegenüber teilweise anders verhalten, tendenziell überfürsorglicher sind, eher bei ihnen Trost suchen und mit Söhnen Disziplinschwierigkeiten haben.

Was den Leistungsaspekt betrifft, wird immer wieder darauf hingewiesen, dass Kinder von Alleinerziehenden schlechtere Schulleistungen aufweisen. Zu beachten ist aber dabei, dass hier der sozioökonomische Status und der Bildungsstatus der Mutter als wichtige intervenierende Variable Einfluss nimmt. Für die Alleinerzieherfamilie besteht eine ungünstigere und oft unsichere sozioökonomische Situation im Vergleich zur Zweielternfamilie. Zusätzlich sind Mutter-Familien nicht nur wegen des geringeren Familieneinkommens, sondern auch wegen des geringeren Ansehens gegenüber Vater-Familien benachteiligt.

Für die meisten Kinder besteht eine sehr enge Bindung an die Mutter, aber auch die Großeltern mütterlicherseits sind sehr wichtig, die in vielen Fällen in unmittelbarer Nähe wohnen und emotionale und finanzielle Unterstützung bieten. Die Kinder in Alleinerzieherfamilien sind schon in jüngerem Alter stärkeren Belastungen und höherer Eigenverantwortung ausgesetzt als Kinder in Zweielternfamilien; sie empfinden im Falle von Sozialhilfe diese als belastend.

Wie sich das Aufwachsen von Kindern in lesbischen Beziehungen auswirkt, ist noch zu wenig erforscht. Vorliegende Untersuchungen sprechen nicht dafür, dass sich das Aufwachsen in solchen Familien in besonderer Weise auf die sexuelle Orientierung auswirken würde.

8. Stieffamilien

Stieffamilien haben in unserer Kultur eine lange Tradition und finden sich in unterschiedlichster Zusammensetzung, der Begriff Stieffamilie ist aber mit negativen Konnotationen verknüpft. Neben der Genese, Struktur und dem quantitativen Vorkommen von Stieffamilien, werden die Entwicklungsaspekte von Kindern in Stieffamilien und die Beziehungen von Kindern zum Stiefvater im Vergleich zum leiblichen Vater beschrieben.

„Die“ Stieffamilie gibt es nicht, halten Bien, Hartl und Teubner (2002) in ihrer umfassenden Studie fest. Grundmuster ist, dass zu den beiden leiblichen Elternteilen ein sozialer Elternteil hinzukommt oder ein verstorbener Elternteil durch einen sozialen ersetzt wird und in einer Lebensgemeinschaft mit zumindest einem minderjährigen Kind wohnt (vgl. auch Krähenbühel et al., 1995; Ritzenfeldt, 1998).

Der Ausdruck „Stieffamilie“ wird umgangssprachlich kaum verwendet. Der Grund dafür dürfte in der Tatsache zu suchen sein, dass das Wort „Stieffamilie“ emotional negativ besetzt ist. Betroffene sprechen oft von „Patchwork-Familie“; in der Wissenschaft werden auch andere Termini verwendet, wie remarried (wiederverheiratet), combined (zusammengesetzt), blended (gemischt), reconstituted sowie repartnering, REM family (wiederverheiratete Familie), bi-nuclear family (Zwei-Kern-Familie), second family und two-fams sowie Mehrelternfamilie (Bray, 1999; Napp-Peters, 1995).

Dennoch haben Stieffamilien in unserer Kultur eine lange Tradition. Umso auffallender ist die Tatsache, dass bis vor kurzem noch wenig sozialwissenschaftliche und psychologische Forschung dazu vorlag (vgl. Bien, Hartl & Teubner, 2002). Das Motiv Stiefeltern findet sich in vielen Märchen, allerdings zumeist als Stiefmutter, was damit zusammenhängen dürfte, dass Mütter früher eine geringere Lebenserwartung hatten und ihre Kinder bei ihrem Tod oft noch unmündig waren. Durch neuerliche Eheschließung des Kindesvaters kam es zur Bildung einer Stieffamilie mit einer Stiefmutter.

Während sich in Kernfamilien das Alltagsleben für gewöhnlich in einem Haushalt abspielt, sind Stieffamilienkonstellationen komplex. Das Alltagsleben erstreckt sich häufig auf zumindest zwei Haushalte. Das Kind lebt die meiste Zeit, wie Bien, Hartl und Teubner ausführen, bei seinem leiblichen Elternteil in der Alltagsfamilie, oft existiert daneben der Haushalt des ausgezogenen Elternteils, den das Kind an Wochenenden und in der schulfreien Zeit besucht (Wochenendfamilie). In dieser Definition sind verheiratete Paare, nichtehelich zusammenlebende Paare und Paare mit getrennten Haushalten (Living-Apart-Together/LAT) inbegriffen. Auch die Alltagsfamilien oder primären Stieffamilien – das sind jene, in denen das Kind und der Stiefelternteil zusammenleben – sind noch von großer Vielfalt gekennzeichnet. Wenn man die Stieffamilien danach unterteilt, welcher Partner Kinder in die Beziehung einbringt, lassen sich drei Stieffamiliientypen unterscheiden (vgl. Bien, Hartl & Teubner, 2002, S. 11):

- Einfache Stieffamilien: ein Partner bringt Kinder in die Beziehung ein, es gibt keine weiteren Kinder im Haushalt, es gibt einen leiblichen und einen Stiefelternteil;
- Zusammengesetzte Stieffamilien: beide Partner bringen Kinder in die Beziehung ein, es gibt keine gemeinsamen Kinder, jeder der Partner ist zugleich ehelicher und Stiefelternteil;
- Komplexe Stieffamilien: kann aus einer einfachen oder aus einer zusammengesetzten Stieffamilie hervorgehen, es gibt zusätzlich noch gemeinsame Kinder der Partner.

Unterscheidet man nach dem Geschlecht des hinzukommenden Elternteils in eine Stieffamilie, spricht man von Stiefmutter- bzw. Stiefvaterfamilie.

Von den 15,3 Millionen Kindern unter 18 Jahren in Deutschland, die in Paarfamilien oder bei Alleinerziehern leben, sind 0,85 Millionen Stiefkinder. Diese 850.000 – das sind 6 % aller Kinder bis 18 Jahren – leben mit einem leiblichen und einem Stiefelternteil zusammen. Von diesen 850.000 Kindern wachsen „etwa 60 % bei verheirateten Eltern auf, während bei 40 % der Kinder der leibliche Elternteil und der Stiefelternteil unverheiratet in einem Haushalt zusammenleben. ... Ende der 90er Jahre lebt die überwiegende Mehrheit der Stiefkinder mit der leiblichen Mutter und

einem Stiefvater zusammen. Nur etwa 10 % leben in ‚Stiefmutterfamilien‘ ... Wechselt man die statistische Perspektive, zählt man statt der Kinder die Familien, so zeigt sich folgendes Bild: Unter den rund 9,5 Millionen Familien mit Kindern unter 18 Jahren ... sind 658.000 Stieffamilien im engeren Sinn (7 %). In zwei Drittel dieser Stieffamilien sind die Eltern verheiratet, ... Gut jede zweite ‚eheliche Stieffamilie‘ in Deutschland ist eine sogenannte ‚komplexe Stieffamilie‘, in der neben den Stiefkindern auch gemeinsame leibliche Kinder leben. ... Die Zahlen zeigen sehr deutlich, dass ... Stieffamilien erheblich seltener sind, als lange Zeit vermutet wurde. Im europäischen Vergleich rangiert vor allem Westdeutschland im hinteren Drittel und erreicht nicht die vergleichsweise hohen Anteile von Stieffamilien, wie sie für skandinavische Länder und die meisten osteuropäischen Länder typisch sind“ (Bien, Hartl & Teubner, 2002, S. 12f; vgl. dazu auch Christofferson, 1995).

Wichtig ist die Frage, wie sich die Kontakte der Kinder zum außerhalb lebenden Vater gestalten. Ein großer Teil der in Stieffamilien lebenden Kinder hat nach der Trennung ihrer Eltern zu ihrem außerhalb lebenden leiblichen Vater keine Beziehung mehr (32 %). 29 % sehen ihn nur mehrmals im Jahr oder seltener; weitere 29 % sehen ihn mehrmals im Monat und nur 8 % sehen ihn mehrmals die Woche bzw. 2 % mehrmals täglich. Im Vergleich zu Kindern von Alleinerziehenden sehen Kinder in Stieffamilien ihren außerhalb lebenden, leiblichen Vater nicht nur seltener, sondern es ist auch häufiger der Fall, dass sie gar keinen Kontakt mehr zu ihm haben. So kommen die Autoren zu dem Schluss,

„... dass mit der elterlichen Trennung oft für einen Elternteil, zumeist den Vater, die Verbindung zum Kind beendet wird.... Mit der Gründung einer Stieffamilie kommt es also zu einer weiteren Verschlechterung der Beziehung zwischen dem Kind und seinem außerhalb lebenden Elternteil. Eltern mit hohem Bildungsniveau und einer gemeinsamen Sorgerechtsregelung vergrößern die Chancen für das Kind, dass die Verbindung zum externen Elternteil erhalten bleibt“ (Bien, Hartl & Teubner, 2002, S. 17).

Die Frage, ob ein Stiefvater den abwesenden Vater beim Kind ersetzen kann, ist unter verschiedenen Aspekten zu betrachten. Manche wiederverheiratete Mütter und auch biologische Väter sind der Meinung, dass ein weiterer Kontakt des Kindes zu seinem biologischen Vater nicht notwendig ist, da das Kind nun einen „neuen Vater“

hätte, mit dem es zusammenleben würde. Bei dieser Frage, ob der absente leibliche Vater durch den Stiefvater für das Kind ersetzt werden kann, wäre es notwendig, hinsichtlich der Ausgangslage der Mutter (geschieden, unehelich, verwitwet) und der sich daraus ergebenden verschiedenartigen Beziehungen des Kindes zu seinem leiblichen Vater zu differenzieren. Lebt der leibliche Vater außerhalb der Familie und hat das Kind zu ihm eine Bindung aufgebaut und führt sie weiter, wie dies bei geschiedenen Eltern, aber auch bei unehelichen Kindern möglich ist, so stellt diese Konstellation für den Aufbau einer Stiefvater-Kind-Beziehung eine andere Voraussetzung dar als die von Kindern, die ihren Vater nie kennengelernt oder ihn durch Tod verloren haben. Allerdings gehen vorliegende Untersuchungen auf diese unterschiedlichen Voraussetzungen für die Bildung von Stiefvaterfamilien nicht ein und beschäftigen sich vor allem mit der Entwicklung von Stiefkindern nach Trennung der leiblichen Eltern ohne zwischen Stiefvater und Stiefmutterfamilien zu unterscheiden.

8.1 Genese und Struktur der Stiefvaterfamilie

Grundsätzlich können Stiefvaterfamilien auf drei verschiedenen Ausgangspositionen der Mütter beruhen: geschiedene Mutter, uneheliche Mutter oder verwitwete Mutter. Im Gegensatz zu früher überwiegen derzeit die Stiefvaterfamilien gegenüber den Stiefmutterfamilien, weil Stieffamilien in unserer Zeit zumeist durch Wiederverheiratung nach Scheidung zustande kommen (Friedl & Maier-Aichen, 1991, Fthenakis, 1993). Das bringt mit sich, dass die Kinder im Gegensatz zu Stieffamilien in früheren Zeiten zu den lebenden biologischen Eltern weitere Elternfiguren erhalten. Nach Fthenakis (1995) gehen etwa 40 % der Geschiedenen eine weitere Ehe ein, hinzu sind auch die Lebensgemeinschaften zu zählen. Da die Obsorge für die meisten Kinder nach Scheidung der Mutter zugesprochen wird, leben die meisten Scheidungskinder nach Wiederheirat oder Eingehen einer neuen Lebensgemeinschaft des obsorgeberechtigten Elternteils mit einem Stiefvater. In den Studien wird dementsprechend eine gesonderte Trennung von Stiefmutter- und Stiefvaterfamilien nur selten vorgenommen. Der Anteil der Stiefmutterfamilien an den gesamten Stieffamilien dürfte unter 10 % liegen. Im Forschungsprojekt des deutschen Forscherteams Krähenbühl et al. (1995, S. 30) finden sich z.B. 8,5 % Stiefmutterfamilien. Bei Stieffamilien ist die Scheidungsrate höher als bei Erstehen,

was mit sich bringt, dass manche Kinder eine weitere Scheidung verkräften müssen (Fthenakis, 1995). Die ökonomische Situation der Stieffamilie ist zumeist besser als die der Einelternfamilie (Friedl & Maier-Aichen, 1991, S. 231).

Therapeutische Arbeit mit 94 Stieffamilien ist die Grundlage für Typologie und Entwicklungsphasen von Stieffamilien von Krähenbühl et al. (1995). Sie unterscheiden zwischen Stiefmutterfamilien, Stiefvaterfamilien, zusammengesetzten Stieffamilien und Stieffamilien mit gemeinsamen Kind oder Kindern. Die drei Phasen der Entwicklung der Stieffamilie sind Abschied von der alten Familie, die Phase der Teilfamilie sowie die Phase der neuen Partnerschaft und der Stieffamilienbildung. Als vier typische Muster von Anpassungs- und Konfliktbewältigungsstrategien finden diese Autoren „Tabuisierung des Stieffamilien-Seins, Überengagement des Stiefelternteils, Funktionalisierung eines Mitglieds der Stieffamilie und Ausgrenzung/Rückzug eines Mitglieds der (erweiterten) Stieffamilie“ (S. 95). Von der letztgenannten Strategie können der außerhalb lebende Elternteil, der Stiefelternteil oder das Stiefkind betroffen sein.

Mit bisher unauffälligen Stieffamilien wurden hingegen die komplexen Reorganisationsprozesse von Stieffamilien im Rahmen einer Studie von Maier-Aichen und Friedl (1993, S. 315) untersucht. Stieffamilien machen nach Meinung der Autorinnen in ihrer Entwicklung andere Phasen als Kernfamilien durch, da die übliche Einheit von Position und Rolle beim Stiefvater nicht gegeben ist. Kinder können in einen Gefühlskonflikt geraten, wenn sie den von der Mutter geliebten Partner gefühlsmäßig ablehnen. Die Autorinnen unterscheiden zwischen drei familialen Mustern der Reorganisation, nämlich „Als-ob-Normalfamilien“, „ambivalenten Stieffamilien“ und „Aushandlungsfamilien“.

„Als-ob-Normalfamilien“ sind Familien, bei denen die biologischen Väter kaum oder keinen Kontakt mehr zu den Kindern haben und der Stiefvater als Vater betrachtet wird. Am häufigsten ist in der Untersuchung von Maier-Aichen und Friedl die „ambivalente Stieffamilie“ vertreten. In dieser ist die Rollendefinition des Stiefvaters nicht eindeutig, der biologische Vater richtet sich kaum nach den Bedürfnissen seiner Kinder, und manche Kinder idealisieren ihn oder verleugnen sein Desinteresse an ihnen. In diesen Familien würden die Kinder aber ausreichend Geborgenheit und

Stabilität erfahren. Die „Aushandlungsfamilie“ sucht neue Konzepte für die Beziehungen innerhalb der Familie, zum biologischen Vater würde freundschaftlicher und unkomplizierter Kontakt bestehen. Er würde sich an Erziehungsfragen beteiligen und Interesse an häufigem und regelmäßigem Kontakt zu seinen Kindern haben.

Diese Kategorien sind sehr ähnlich jenen, die Bien, Hartl und Teubner (2002) vorschlagen: Sie unterscheiden zwischen „Als-ob-Normalfamilien“, „gescheiterten Stieffamilien“ und „erweiterten Stieffamilien“. Unter „Als-ob-Normalfamilien“ werden Stieffamilien verstanden, die sich als Kernfamilien verstehen und den leiblichen Vater ausgrenzen. Dies wird als harmonisch erlebt, sofern alle Beteiligten den Kontaktabbruch zum externen leiblichen Vater akzeptieren. „Gescheiterte Stieffamilien“ – ähnlich den „ambivalenten“ – sind durch die misslungene Integration des Stiefvaters in die Familie gekennzeichnet. Die „erweiterte Stieffamilie“ – in etwa vergleichbar mit der „Aushandlungsfamilie“ – ist durch erweiterte Familiengrenzen und ein intensives haushaltsübergreifendes Interaktionsgeschehen gekennzeichnet, wobei der Stiefelternteil und der leibliche Elternteil, jeweils mit ihren Herkunftsfamilien in die Fortsetzungsfamilie integriert sind.

Günstige Voraussetzungen für das Gelingen von Stieffamilien wären u.a. Interesse des Stiefelternteiles an seinem Stiefkind, ein kooperativer, nicht störender biologischer Vater, die Möglichkeit des Kindes, eine eigenständige Beziehung zum Stiefelternteil aufzubauen und eine uneingeschränkte Beziehung zum leiblichen Elternteil. Detaillierte Angaben über die Untersuchungsmethodik liegen nicht vor.

Die Kooperation der Erwachsenen in offenen Mehrelternfamilien findet sich in jeder fünften Scheidungsfamilie (Napp-Peters, 1995). Die Ehe der leiblichen Eltern war in diesen Stieffamilien kurz (durchschnittlich 5 Jahre) und ohne Gewaltakte oder Vernachlässigung der Kinder verlaufen. Es haben keine Kämpfe um das Sorgerecht stattgefunden. Die Kinder haben sich zum Zeitpunkt der Trennung der Eltern im Volksschulalter befunden. Die Wohnsitze der biologischen Eltern liegen so nahe beieinander, dass die Kinder die Wege zu Fuß zurücklegen können. Die Besuchsregelung wird großzügig und flexibel gehandhabt. Der nicht obsorgeberechtigte Elternteil versorgt die Kinder bei Bedarf auch bei Krankheit. Die gerichtliche Festlegung der Besuchsregelung wird als Mindestmaß betrachtet.

8.2 Stiefvater-Stiefkind-Beziehung

Die Position des Stiefvaters ist zwiespältig. Es wird zwar von ihm finanzielle und emotionale Unterstützung für Mutter und Stiefkind erwartet, es stehen ihm aber keine erzieherischen Rechte zu (Schaffer, 1992). Trotzdem übernimmt er faktisch Elternaufgaben (Napp-Peters, 1995). Es fehlt ein allgemein anerkanntes Rollenbild für den Stiefvater (Bray, 1999; Napp-Peters, 1995). Kinder und Eltern einer Familie haben zudem oft eine verschiedene Perzeption der Rolle vom Stiefvater (Fine, Coleman & Ganong, 1999).

Der Aufbau einer Beziehung zum Stiefvater kann wegen Loyalität des Kindes zu seinem leiblichen Vater vom Kind konflikthaft erlebt werden und macht seine oft geheimen Wünsche nach Wiedervereinigung der leiblichen Eltern zunichte (Wallerstein & Blakeslee, 1989; Bray, 1999). Hat das Kind allerdings seinen Vater als desinteressiert oder gar bedrohlich und gewalttätig erlebt, so ist seine Annäherung an den neuen Partner der Mutter durch Enttäuschung oder sogar durch Angst aus der primären Vaterbeziehung belastet. In Stieffamilien mit einer Vorgeschichte durch Vernachlässigung, Gewalt und Alkoholismus in der Primärfamilie finden sich jedoch nach mehreren Jahren in großer Anzahl befriedigende und harmonische Beziehungen zum Stiefelternteil (Napp-Peters, 1995).

Der Stiefvater tritt in der Regel nicht bei Geburt des Kindes in dessen Leben sondern erst mit fortgeschrittenem Lebensalter, sodass eine von Anfang an gemeinsame Geschichte und der Aufbau einer frühen Bindung nicht gegeben sind. Die Beziehung zwischen Stiefvater und Stiefkind hat demnach in der Regel schlechtere Voraussetzungen als die zwischen Vater und Kind, was die oft relativ geringe emotionale Qualität der Stiefvater-Stiefkind-Beziehung erklärt, welche in diversen Untersuchungen zu finden ist: Bei dysfunktionalen Stieffamilien ist eine schwächere Beziehung zwischen Stiefkind und Stiefvater und eine Tendenz zu nicht ausbalancierten Familienbeziehungen (Bray, 1999) beobachtbar, insbesondere eine Neigung zu einer Koalition zwischen leiblichem Elternteil und Kind gegenüber dem Stiefelternteil.

Emotionen in Stieffamilien werden von White (1999) mittels Interview (teilweise über Telefon) in einem Abstand von 7 Jahren an 1.743 Elternteilen und an 1.090 12- bis 18-jährigen Kindern erfragt. Stiefväter und Stiefkinder berichten signifikant von weniger „Wärme zueinander“ als biologische Vater-Kind-Dyaden. Die Mutter beeinflusst diese Beziehung nicht mehr als in Kernfamilien. Die Variable Spannung ist in Stiefvater-Kind-Dyaden nicht größer als in biologischen.

Auch Bray (1999) kommt nach Aufarbeitung der Forschungsarbeiten in den USA zu dem Ergebnis, dass Stiefvater-Kind-Beziehungen distanzierter, konfliktreicher und in den Interaktionen negativer sind als Vater-Kind-Beziehungen in Kernfamilien. Koalitionen und Triangulierungen sind demnach in Stieffamilien häufiger und besonders im Jugendalter ist die Wahrscheinlichkeit für Verhaltensauffälligkeiten und emotionale Probleme größer. Stiefväter sollten ihre Annäherung an das Stiefkind von dessen Bereitschaft zur Beziehungsaufnahme abhängig machen, da sich die Kinder sonst abweisend verhalten würden.

Mädchen dürften nach Bray (1999) und Ritzenfeldt (1998) mit der Integration in Stiefvaterfamilien größere Probleme als Buben haben. Diese scheinen vor allem dann den Stiefvater eher akzeptieren zu können, wenn sie vorher ohne Vater aufgewachsen sind. Die Mädchen zeigen gegenüber Stiefvätern weniger Wärme als Buben und tendieren dazu, ihn negativ zu beschreiben. Mädchen ziehen verbalen dem körperlichen Ausdruck von Zuneigung durch den Stiefvater vor, was auch mit besserer Anpassung der Mädchen korreliert (Bray, 1999, S. 262).

Das Alter der Kinder bei Wiederverheiratung des leiblichen Elternteiles ist von entscheidendem Einfluss auf die Stiefeltern-Kind-Beziehung. Demnach können sich Kleinkinder an einen Stiefvater schneller gewöhnen als ältere Kinder, weil die Beziehung im frühen Kleinkindalter an den Vater noch nicht so stark ausgebildet sei wie zur Mutter (Krehan-Riemer & Krehan, 1993); jüngere Kinder können einen Stiefelternanteil eher akzeptieren, während über Zehnjährige deutlich seltener eine gute Beziehung zu ihm aufbauen können (Napp-Peters, 1995) und Kinder scheinen Stiefeltern schneller zu akzeptieren als Jugendliche (Bray, 1999).

Wilk (2002b) konstatiert, dass die empirische Forschung über Stieffamilien in Österreich noch ganz am Beginn steht und noch zahlreiche Forschungsdefizite aufzuholen sind. Wenngleich der Anteil an Kindern, die sich nicht wohl fühlen, in Stieffamilien höher ist als in anderen Familienformen, können Stieffamilien durchaus die Chance beinhalten, eine Familienform zu sein, in der ihre psychosozialen Bedürfnisse zufrieden gestellt werden, wie Wilk (2002b) betont: „Kinder haben kein Problem, zu mehr als zwei Elternpersonen eine enge Beziehung aufzubauen und zu erleben“. Voraussetzung für eine solche bereichernde und positive Beziehung ist aber, dass bei der Gestaltung dieser Beziehungen „die Bedürfnisse, Fähigkeiten, Wünsche und Interessen des Kindes im Mittelpunkt stehen und dem Kind ... zugestanden wird, ... Beziehungen und Kontakte zu allen Elternpersonen aufrechtzuerhalten“ (Wilk, 2002b, S. 280).

Einem Großteil der Stiefvaterfamilien gelingt es, zufriedenstellende Beziehungen zwischen Stiefvater und Kind aufzubauen, insbesondere dann, wenn die Kinder in die Stiefvater-Familiengründung einbezogen waren. Wilk beschreibt auch weitere Faktoren, die zum Gelingen einer positiven Stiefvater-Kind-Beziehung beitragen können: der Stiefvater sollte von Anfang an nicht nur für die Mutter, sondern auch für das Kind von Bedeutung sein; er sollte zu Beginn der Beziehung keine „väterlichen“ Forderungen stellen und er sollte nicht vor dem Bestehen einer emotional sichereren Bindung erzieherischen Einfluss ausüben wollen.

8.3 Vater-Kind und Stiefvater-Stiefkind-Beziehung im Vergleich

Sehr klar beschreibt Wilk (2002b, S. 281) die Beziehung von Kindern zu ihrem Stiefvater bzw. leiblichen Vater:

„Nur zirka die Hälfte der Kinder in Stieffamilien steht in einigermaßen regelmäßigem Kontakt mit seinem leiblichen Vater. Jene Kinder, die bei der Trennung der Eltern noch sehr jung waren und deren Väter so noch keine Beziehung zu ihnen aufgebaut hatten, vermissen diesen großteils nur wenig, insbesondere dann, wenn es dem Stiefvater gelungen ist, umfassend die Vaterrolle wahrzunehmen. Jene Kinder, die längere Zeit mit ihrem Vater gelebt hatten und jetzt in keinerlei Kontakt mit ihm stehen, fühlen sich vorwiegend enttäuscht und leiden darunter, dass sie ihrem Vater scheinbar nichts bedeuten.“

Jene Kinder, die in halbwegs regelmäßigem Kontakt zu ihrem Vater stehen, genießen fast alle die Zeit mit diesem, möchten meist mehr gemeinsame Zeit verbringen, schätzen ihren Vater und vertrauen ihm.“ (Wilk, 2002b, S. 281).

Kinder, die eine sehr intensive Bindung an ihren Vater aufgebaut haben und die Trennung der Eltern nicht verkraften konnten, sehnen sich zurück; einige werten ihn – unter dem Einfluss der Mutter – stark ab, wodurch auch in diesen Fällen das Wohlbefinden der Kinder beeinträchtigt ist. Oft besteht zwischen Vätern und Stiefvätern ein gleichgültiges Verhältnis. Stiefväter sehen sich als Alltagsväter, leibliche Väter werden oft als Freizeitväter gesehen.

Grundsätzlich sprechen sich Visher und Visher (1995) auf Grund ihrer psychotherapeutischen Erfahrung mit Stieffamilien für die Aufrechterhaltung der Beziehung zum leiblichen Vater aus, ebenso Fthenakis (1988a) nach Aufarbeitung der einschlägigen Forschungsarbeiten. Insgesamt schätzen die Kinder ihre Beziehung zum biologischen Vater wesentlich enger ein als zum Stiefvater. Buben und Mädchen unterscheiden sich nicht hinsichtlich der von ihnen angegebenen Distanz zum Stiefvater (Ritzenfeldt, 1998). Eine Longitudinalstudie in den USA (Bray et al., 1999) ergibt, dass der Kontakt der Mädchen zum leiblichen Vater im Zeitraum bis zu sieben Jahren nach Wiederheirat der Mutter zeitlich abnimmt, aber in seiner Qualität gleich bleibt. Buben hingegen berichten von einer Verbesserung ihrer Beziehung zum Vater bei kontinuierlich gleichem Zeitaufwand für die Kontakte. Das könnte auch ein Alterseffekt insofern sein, als männliche Adoleszente generell mehr Interesse am Vater entwickeln.

Die vorliegenden Forschungsergebnisse über die Beziehung des Kindes zum leiblichen Vater in Stieffamilien fasst Ritzenfeldt (1998, S. 61) dahingehend zusammen, „dass eine kontinuierliche Beziehung zum leiblichen Vater positiv für die Kinder und deren Integration in das Stieffamiliengefüge zu sein scheint.“ Von Bedeutung sind dabei Kontakthäufigkeit, Qualität der Vater-Kind-Beziehung und eine geringe Konfliktbelastung zwischen den biologischen Eltern. Selbst zwei bis drei Jahre nach der Gründung einer Stieffamilie sind Intensität und Intimität der emotionalen Beziehungen in dieser geringer als in Kernfamilien (Ritzenfeldt, 1998, S. 65).

Die Untersuchung von Leitner (1997) an 20 Stiefkindern mittels problemzentriertem, ca. einstündigem Interview und qualitativer Inhaltsanalyse über ihre Beziehung zum leiblichen Vater kommt zu folgenden Ergebnissen: Bei emotional enger Beziehung zum Vater besteht häufiger, regelmäßiger Kontakt zu ihm, oft verbunden mit dem Wunsch nach mehr Kontakt (S. 95). Auch bei kühler, distanzierter Beziehung haben die Kinder den Wunsch nach mehr Kontakt zum leiblichen Vater.

Die Arbeit von Ritzenfeldt (1998) an 20 Stiefvaterfamilien (Ehen und Lebensgemeinschaften) und 20 Kernfamilien befasst sich unter anderem mit den Stiefvater-Kindbeziehungen und den Vater-Kind-Beziehungen aus systemtheoretischer Sicht. Die Untersuchungsgruppe umfasst zehn Buben und zehn Mädchen im Alter zwischen sieben und elf Jahren ohne Stiefgeschwister, kein Kind erhielt psychotherapeutische Behandlung. Die Erhebungen erfolgen mit einem Familien-Skulptur-Verfahren, einem Familien-Beziehungstest und einem demographischen Fragebogen. Die Trennung der biologischen Eltern war vor drei bis vier Jahren erfolgt, die Stieffamilien bestanden seit mindestens 18 Monaten und stellten sich auf Grund eines öffentlichen Aufrufs für die Untersuchung zu Verfügung. Das Ausmaß der Besuchskontakte zum leiblichen Vater differiert sehr stark. Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, dass die Familiensicht der Kinder stärker durch das elterliche Subsystem geprägt ist, d. h. der Vater bleibt für das Kind auch während seines Lebens in der Stieffamilie Mitglied seiner Familie, während der Stiefvater dies nicht automatisch ist. Die Buben weisen eine größere emotionale Distanz zum Stiefvater auf als Buben in Kernfamilien zum leiblichen Vater. Die Mädchen aus Stieffamilien beschreiben ihre Beziehung zum leiblichen Vater signifikant enger als Mädchen in Kernfamilien.

Die Dauer der Existenz der Stieffamilie ist von Einfluss auf das Beziehungsgefüge. Kontakte zum biologischen Vater sind in den ersten Monaten der Stiefvaterfamilie für die Anpassung des Kindes wichtig, verlieren mit zunehmender Dauer der Stieffamilie an Bedeutung (Bray, 1999; auch Coleman, Ganong & Fine., 2000): nach 30 Monaten Dauer ist ein positiver Einfluss von Vater-Kind-Kontakten auf das Verhalten des Kindes nur mehr bei Mädchen nachweisbar. Nach 4,5 Jahren Leben in einer Stieffamilie findet sich kein Zusammenhang zwischen Ausmaß und Qualität der

Kontakte zum biologischen Vater und dem Verhalten der Kinder. Das mag auch damit zusammenhängen, dass ältere Kinder überhaupt weniger Zeit mit der Elterngeneration verbringen, um vermehrt den Kontakt zu Gleichaltrigen zu suchen (vgl. auch Seltzer & Bianchi, 1988).

8.4 Die Entwicklung des Stiefkindes

Man kann davon ausgehen, dass Stieffamilien wegen des vielfältigeren Beziehungsgeflechtes anders und komplexer als Kernfamilien strukturiert sind (Bray, 1999; Wallerstein & Blakeslee, 1989). Viele Scheidungskinder werden schon früh mit diesen komplexen Familienbeziehungen konfrontiert, weil sie bei Wiederverhehlichung der Mutter noch sehr jung sind. Bei Bildung der Stieffamilie sind in England fast drei Viertel aller Kinder jünger als zehn Jahre (Haskey, 1994, zitiert nach Deater-Deckard & Dunn, 1999).

Stiefkinder haben in der Regel nicht nur den Verlust ihres Vaters, sondern oft auch der väterlichen Großeltern und der väterlichen Verwandtschaft zu bewältigen. Sie müssen sich mit dem neuen Partner der Mutter, den sie sich ja im Unterschied zur Mutter nicht ausgesucht haben, zurechtfinden. Nach der Umstellung auf ein Familienleben ohne Vater (außer bei bisherigem ausschließlichen Aufwachsen in einer Mutterfamilie) müssen sie nun zum zweiten Mal eine Anpassungsleistung an eine neue Familienform mit neuen Lebensgewohnheiten und Regeln vollbringen, bedingt durch den Eintritt des Stiefvaters in die Familie. Stiefkinder verlieren die enge Beziehung zur Mutter, weil sie die Mutter mit dem Stiefvater teilen müssen. Außerdem können Stiefgeschwister aus der neuen Partnerschaft der Mutter und voreheliche Kinder des Stiefvaters die Position des Stiefkindes in der Familie wesentlich verändern. Diese Gesamtproblematik des Stiefkindes wird von Visher und Visher (1995) sowie Krähenbühl et al. (1995) auf der Basis von psychotherapeutischer Erfahrung ausführlich beschrieben.

Die Dauer der Stieffamilie ist auch von Einfluss auf die Entwicklung des Kindes (Napp-Peters, 1995). Schon in den 80er Jahren kommen Hetherington et al. (1985) zu folgenden Ergebnissen über den Anpassungsverlauf: Bei neuerlicher Eheschließung der Mutter zeigen Buben und Mädchen in gleicher Weise

Verhaltensauffälligkeiten, wenn die Heirat vor weniger als zwei Jahren stattfand. Zwei Jahre und mehr nach Wiederheirat gehen die Anpassungsschwierigkeiten bei den Buben zurück, bei den Mädchen jedoch weniger. Weitere Faktoren, welche die Anpassung des Kindes an die neue Situation beeinflussen, sind nach dieser Untersuchung die Einstellung des Stiefvaters zum Kind und das Konfliktpotential der neuen Ehe.

Kinder im Vorschulalter aus Stieffamilien, Alleinerzieherinnenfamilien und nicht geschiedene Familien werden durch die Avon Longitudinal Study of Pregnancy and Childhood (ALSPAC) (Deater-Deckard & Dunn, 1999) erfasst. Hinsichtlich der Entwicklung der 6.000 Vierjährigen sind, allerdings nur über Befragung der Mütter, keine Unterschiede zwischen den verschiedenen Familienformen zu finden.

Die Schulleistungen der Buben verbessern sich nach der Metaanalyse von Amato und Keith (1991), sobald die Mutter neuerlich eine Partnerschaft eingeht und die Konflikte zwischen Müttern und Söhnen in Stieffamilien reduzieren sich. Mädchen hingegen verschlechtern ihre soziale Kompetenz (Hetherington, Cox & Cox, 1985). Jungen aus Einelternfamilien und Jungen aus Stieffamilien sind im Vergleich zu Jungen aus Kernfamilien in Hauptschulen deutlich überrepräsentiert und in Gymnasien deutlich unterrepräsentiert. Hingegen hat bei Mädchen die Familienform keinen Einfluss (Bien, Hartl & Teubner, 2002).

Unterschiedlich ist auch der Anteil an Repetenten: er ist bei den Buben aus Stieffamilien am höchsten (29 %) und damit fast doppelt so hoch wie in Kernfamilien. Vor allem dürfte die elterliche Trennung zur Schulproblemen der Kinder führen – und Buben werden wesentlich stärker beeinflusst als Mädchen (Bien, Hartl & Teubner, 2002).

Ein Überblick über Themen, Forschungsprojekte und Theorien der Forschung in den USA im Zeitraum von 1990 - 2000 über Wiederverheiratung findet sich bei Coleman et al. (2000). Die Auswirkung auf Kinder und Jugendliche wurde durch Langzeitstudien über Schulleistung, Anpassung und Verhaltensauffälligkeiten untersucht. Die Ergebnisse beziehen sich sowohl auf Stiefväter als auch auf Stiefmütter, wenn nicht anders angegeben.

Demnach weisen Kinder aus Stief- und Einelternfamilien geringere Schulleistungen und eine geringere Schulabschlussrate auf. Stiefkinder verlassen ihre Familie früher als Kinder aus Kernfamilien. Stieftöchter nehmen früher sexuelle Beziehungen auf als Töchter aus Kernfamilien oder anderen Familienformen. Bei Stiefkindern treten mehr internalisierte Verhaltensprobleme, wie Depression und emotionale Probleme, auf als bei anderen. Stiefkinder haben mehr externalisierte Verhaltensprobleme (Drogen, Alkoholabusus), häufiger sexuellen Verkehr, mehr uneheliche Schwangerschaften und werden häufiger inhaftiert. Obwohl viele Stiefkinder unauffällig sind, haben sie ein größeres Risiko ein Problemkind zu werden als Kinder aus biologischen Familien.

Die negativen Effekte können bis in das Erwachsenenalter dauern. Im Erwachsenenalter übernehmen Stiefkinder mit Stiefvater ihre alten Eltern in ihren Haushalt etwa gleich häufig wie leibliche Kinder. Von dem Elternpaar Stiefelternteil/biologischer Elternteil werden für die Kinder im Erwachsenenalter weniger Unterstützung wie Geld, Intergenerationenhilfe, Solidarität, geboten.

Die Hypothese, positives väterliches Engagement würde mit weniger Verhaltensauffälligkeiten der Kinder korrelieren, wird von Amato und Rivera (1999) an 994 Familien untersucht. Die Hypothese wird bestätigt und zwar auch dahingehend, dass ähnliche Effekte bei biologischen und Stiefvätern auftreten würden.

Eine Longitudinalstudie mit 100 Stieffamilien und 100 Kernfamilien (Bray, 1999) basiert u.a. auf umfangreichen Interviews von engeren und weiteren Familienmitgliedern und Videoaufnahmen von Familieninteraktionen. Die Stieffamilien werden 6 Monate, 30 Monate und 5 bis 7 Jahre nach Wiederverheiratung untersucht. Es ergeben sich hinsichtlich der psychosozialen Anpassung der Kinder Unterschiede in Abhängigkeit von der Dauer der Stieffamilie: Kinder in 6-Monat- und mehrjährigen Stieffamilien zeigen mehr Verhaltensprobleme, mehr Stress und weniger soziale Kompetenz als vergleichbare Kinder in Kernfamilien. Die Stiefkinder aus den 6-Monat-Stieffamilien zeigen mehr externalisierendes Verhalten als die Stiefkinder aus den anderen Familien. Die

Kinder aus den 30 Monate bestehenden Stieffamilien weisen signifikant geringere Unterschiede bei sozialer Kompetenz auf als vergleichbare Kinder aus Kernfamilien. Während der Adoleszenz weisen Stiefkinder mehr Stresszeichen auf, weniger soziale Kompetenz und mehr externalisierendes Verhalten als Kinder aus Kernfamilien. Obwohl auch diese während der Adoleszenz mehr Probleme haben, sind die Stiefkinder signifikant auffälliger.

Ein höheres Risiko für Verhaltensauffälligkeiten bei Adoleszenten in Stieffamilien wird auch von Anderson et al. (1999) gefunden. Die an 202 Familien durchgeführte Longitudinalstudie über zwei Jahre unterscheidet zwischen nicht-geschiedenen, geschiedenen wiederverheirateten und geschiedenen alleinstehenden Eltern, wobei die Eltern zumindest einen High-School-Abschluss haben. Alle Familienmitglieder wurden mit strukturierten Interviews befragt, ebenso wurden Tests und videoaufgezeichnete Verhaltensbeobachtungen eingesetzt. Ergebnis: Gelingt es der Stieffamilie, eine emotional warme und unterstützende Atmosphäre zu schaffen, dann fühlen sich die Heranwachsenden besser als in einer konfliktreichen und punitiven Familie.

Nach Aufarbeitung der Forschungen in den USA kommen Hetherington und Henderson (1997) zu dem Ergebnis, dass Stieffamilien für Kinder und Eltern vielfache Hilfe sein können und auf diese Weise das Risiko einer Einelternfamilie vermieden werden kann. Obwohl die Reorganisation der Rollenverteilung in der Familie durch Wiederheirat eine Belastung ist, gelingt es doch einer großen Zahl von Stieffamilien diese Aufgabe erfolgreich zu lösen.

Zusammenfassend ergeben die vorliegenden Studien, dass

- Kinder aus Stieffamilien meist zu unauffälligen Erwachsenen heranwachsen;
- Die Reorganisation der Familie bei Eintritt eines Stiefvaters Belastung der Kinder mit sich bringen kann, welche zu Verhaltensauffälligkeiten führen kann;
- Kinder mit unterstützendem Stiefvater den Risiken einer Alleinerzieherfamilie entgehen können;
- Buben in ihrer schulischen Leistungsfähigkeit durch einen Stiefvater profitieren können.

-
- Kinder kein Problem haben, zu mehr als zwei Elternpersonen eine positive Beziehung aufzubauen, sofern ihnen dies auf der Basis ihrer Bedürfnisse, Möglichkeiten und Interessen auch zugestanden wird;
 - Es häufig gelingt, positive Stiefvater-Kind-Beziehungen aufzubauen, sofern der Stiefvater erst dann erzieherisch tätig wird, wenn die Kinder zu ihm eine emotionale Bindung aufgebaut haben;
 - Bei einer frühen Trennung der Eltern es dem Kind eher gelingt, zum Stiefvater eine gute Beziehung aufzubauen und dieser die Vaterrolle weitgehend übernehmen kann;
 - Hingegen Kinder, die längere Zeit mit ihrem Vater zusammengelebt und an ihn gebunden sind, sich seltener emotional eng an den Stiefvater binden;
 - Kinder aus Stieffamilien, die in regelmäßigem Kontakt zu ihrem Vater stehen, ihm vertrauen, ihn schätzen und gerne die Zeit mit ihm verbringen;
 - Väter häufig die Rolle des Freizeitvaters und Stiefväter häufig die Rolle des Alltagsvaters einnehmen;
 - Im Falle einer gegenseitigen Ablehnung von Mutter und Vater das Kind in einen unlösbaren Loyalitätskonflikt gerät, der extrem belastend erlebt wird und es ihm unmöglich macht, zu allen (drei) Elternteilen eine positive Beziehung aufzubauen und sich in der Stieffamilie wohl zu fühlen;
 - das positive stiefväterliche Engagement mit geringeren Verhaltensauffälligkeiten der Kinder korreliert;
 - sie aber ein höheres Risiko für Anpassungsprobleme als Kinder aus Kernfamilien haben, vor allem dann, wenn der Kontakt zum leiblichen Vater nicht aufrechterhalten wird;
 - ein Ersatz des leiblichen Vaters durch einen Stiefvater bei vorhandener Bindung des Kindes an seinen Vater nicht möglich ist;
 - auch bei guten Beziehungen zwischen Stiefvater und Stiefkind die Kinder eine Weiterführung der Kontakte zum Vater wünschen und dies für die Entwicklung förderlich ist;
 - geschlechtsspezifische Unterschiede in der Beziehungsqualität zum Stiefvater bestehen und Mädchen diesbezüglich größere Probleme haben;
 - jüngere Kinder einen Stiefvater eher akzeptieren als ältere;
 - am Anfang der Stieffamilien-Gründung und in der Adoleszenz Stiefkinder zu einem größeren Ausmaß an Auffälligkeiten tendieren als Kinder aus Kernfamilien;

9. Besuchskontakte zum Vater

Der Frage der Besuchsregelung, die sich im Fall der Scheidung der Eltern und generell bei Alleinerzieherinnen stellt, ist oft ein brisantes Thema. In diesem Kapitel werden Häufigkeit und Bedeutung von Besuchskontakten für das Kind referiert. Weiters wird auf die Frage der optimalen Gestaltung und auf die kontroversiell geführte Debatte Besuchsrecht versus elterlicher Konflikt eingegangen.

Eine soziologische, methodisch aufwendige Untersuchung wird von Napp-Peters (1987) in Deutschland vorgelegt, bei welcher u. a. die Beziehungen zum abwesenden Elternteil bei Unehelichkeit und Scheidung erhoben werden. Bei 400 in Eineltern-Familien betreuten Kindern im Alter von 0 bis 16 Jahren wurden mehrstündige strukturierte Interviews mit den obsorgeberechtigten Eltern durchgeführt und die vom Untersuchungsteam initiierten Tagebücher der Eltern statistisch verwertet. Demnach haben 60 % der Scheidungskinder Kontakt zu ihrem abwesenden Elternteil, wobei die Besuchshäufigkeit mit der Zeit abnimmt. Die Frequenz variiert je nach Familie von täglich, wöchentlich, 14-tägig bis zur Beschränkung auf Ferien oder Wochenenden.

Im Vergleich dazu kennen in dieser Untersuchung nur ca. 25 % der unehelich geborenen Kinder ihren Vater, die meisten dieser Mütter lehnen Kontakte der Kinder zu ihm ab. In Hinblick darauf, dass die Erhebung in den 80er Jahren erfolgte, ist die Gültigkeit der Ergebnisse für unsere Zeit in Frage zu stellen. In diese Befragung sind weder die Kinder noch die abwesenden Elternteile einbezogen, eine Unterscheidung zwischen abwesenden Vätern und abwesenden Müttern wird nicht getroffen.

9.1 Brauchen Scheidungskinder Besuchskontakte zum Vater?

Die erste Überblicksarbeit im deutschsprachigen Raum über die Forschungsarbeiten in den USA durch Fthenakis et al. (1982) führt zu dem Ergebnis, dass die Aufrechterhaltung des Kontaktes des Kindes zum Vater nach der Scheidung ebenso wichtig wie die Beziehung zur Mutter und von größerem Einfluss als die Scheidung selbst ist. Fthenakis (1993) betrachtet die Möglichkeit des Kindes zu ständigem

Kontakt zu beiden Eltern als günstige Voraussetzung zur Reduktion scheidungsbedingter negativer Folgen für das Kind.

Der positive Einfluss von Besuchskontakten des Vaters auf die Entwicklung des Kindes wird auch in der neueren US-amerikanischen Forschung gesehen. Der nicht beim Kind lebende Elternteil kann durch eine emotional warme Beziehung das Selbstwertgefühl des Kindes und seine sozialen und kognitiven Fähigkeiten verbessern, wenn er gleichzeitig seine Funktion als Autorität wahrnimmt. Bei Kindern mit solchen Vaterkontakten werden auch weniger Verhaltensauffälligkeiten registriert (Hetherington & Stanley-Hagan, 1997). Auch Matzner (1998) hält nach Aufarbeitung der vorliegenden Literatur Kontakte zum nichtsorgeberechtigten Elternteil für entwicklungsfördernd.

Dem scheinen neuere Forschungsarbeiten zu widersprechen, welche zu dem Schluss kommen, dass väterliche Kontakte zum Scheidungskind mit dem Wohlbefinden des Kindes nicht hoch korrelieren (Amato & Gilbreth, 1999; King & Heard, 1999; Walper & Gerhard, 2001).

Walper und Gerhard (2001) untersuchen in den 90er Jahren in Ost- und Westdeutschland die Frage der Vaterentbehmung in zwei umfangreichen Projekten. Zur Erfassung der Individuationsentwicklung wird der Separation-Individuation-Test of Adolescence in modifizierter Form in den alten Bundesländern 422 Schülern im Alter von 10 und 18 Jahren zur schriftlichen Bearbeitung vorgegeben. Die Vergleichsgruppen Jugendliche aus Kernfamilie/Stiefvaterfamilie/Alleinerziehende Mutter werden nach Alter und Geschlecht parallelisiert. Bezüglich des Einflusses der Kontakthäufigkeit des Vaters auf die Individuation der Kinder gelangen die Autorinnen zu folgendem Ergebnis:

„Die zusätzliche Binnendifferenzierung innerhalb der Trennungsfamilien im Hinblick auf die Kontakthäufigkeit zum getrennt lebenden Vater (und deren Vergleich mit der Zufallsstichprobe an Kernfamilien) erbrachte einen hochsignifikanten Effekt, der fast alle Aspekte der Individuation betrifft. Hinsichtlich Individuation und Bindungsbedürfnis haben Kinder mit mindestens wöchentlichem Kontakt zum Vater einen deutlichen Vorteil gegenüber Kindern, die ihren Vater seltener als einmal im Monat sehen. Sie unterscheiden sich in

dieser Hinsicht nicht einmal von ihren AltersgenossInnen aus Kernfamilien. Lediglich das Anlehnungsbedürfnis ist in Kernfamilien höher als in den anderen Gruppen“ (S. 150).

In den neuen Bundesländern haben Walper und Gerhard 321 Kinder und Jugendliche im Alter zwischen 9 und 17 Jahren aus Kernfamilien, Mutterfamilien (Scheidungs-mütter und ledige Mütter) und Stiefvaterfamilien befragt. Die Ergebnisse auf der Basis von Varianzanalysen ergeben im Vergleich zum Westen geringere Effekte der Kontakthäufigkeit zum Vater auf die Individuation. Für die Erklärung dieses Phänomens werden von den Autorinnen weitere Analysen für notwendig erachtet.

Die Häufigkeit und das Ausmaß der väterlichen Besuchskontakte stehen zwar nach der Metaanalyse von Amato und Gilbreth in den USA (1999) nicht in Beziehung zum Wohlbefinden des Kindes im Allgemeinen. Aber zwei Dimensionen der Vater-Kind-Beziehung, nämlich Gefühl von Nähe und autoritative Elternschaft, korrelieren positiv mit schulischem Erfolg des Kindes und negativ mit externalen und internalen kindlichen Problemen.

Nach Meinung der Autoren würden Vater-Kind-Kontakte, die allein nach dem Vergnügen der Kinder ausgerichtet sind, den Kindern wenig bringen. Väter würden dazu tendieren, Spannungen bei den Besuchskontakten zu vermeiden und sich scheuen, Regeln vorzugeben. In den letzten Jahren würden Väter wieder vermehrt ihre Autorität ausüben, was für die Kinder notwendig sei. Ein entsprechendes Training für Väter, die nicht bei ihren Kindern leben, wäre wichtig. Zu Vätern mit Misshandlungsproblemen wäre ein minimaler Kontakt für die Kinder besser.

Bei bestehenden Vater-Kind-Kontakten wird vom Vater eher finanzielle Unterstützung gegeben und er beteiligt sich eher an Entscheidungsprozessen, die das Kind betreffen. Sofern persönliche Kontakte zwischen Vater und Kind bestehen, kommunizieren sie auch häufiger über Telefon oder Mail als die Väter, die keinen Besuchskontakt zum Kind haben (King & Heard, 1999).

Wöchentliche Besuche führen zu einer anderen Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind als seltenere Kontakte. Am meisten beeinträchtigt erscheinen Kinder, deren Mütter häufige Vater-Kind-Kontakte ablehnen (King & Heard, 1999).

Die Langzeitstudie von Napp-Peters (1995) führt zu dem Ergebnis, dass Scheidungskinder aus Eineltern- oder Stieffamilien ohne Vater-Kind-Kontakte bedeutend häufiger Störungen und Probleme aufweisen als Kinder mit Vaterkontakten. Am wenigsten sind demnach Kinder durch die Trennung der Eltern belastet, wenn sich diese auch weiterhin gemeinsam um ihr Kind kümmern.

Es wurden 109 Nachscheidungsfamilien (Alleinerzieherfamilien und Stieffamilien), davon zwei Drittel Mütterfamilien und ein Drittel Väterfamilien, untersucht. Die häufigste Familienform nach der Scheidung ist demnach die Einelternfamilie, die den nicht obsorgeberechtigten Elternteil ausgrenzt. Etwa die Hälfte aller Kinder dieser Studie wächst in einer Einelternfamilie ohne regelmäßigen Kontakt zum anderen Elternteil auf. Der Abbruch der Kontakte erfolgt bei der Mehrheit dieser Kinder bereits im ersten Scheidungsjahr.

Viele dieser Kinder ohne Kontakte zum anderen Elternteil erleben die Scheidung auch nach längerer Zeit als schmerzlich und belastend. Im Vergleich mit den kooperativen Einelternfamilien (Besuchskontakt zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil erfolgt kontinuierlich) sind diese Kinder depressiver und unzufriedener. Sie haben Identitätsprobleme, sind beziehungsgestört und mit einem geringen Selbstwertgefühl ausgestattet. Es zeigen sich Tendenzen zu destruktiven Verhaltensweisen gegenüber sich selbst und anderen und zu einem frühzeitigen Verlassen der Familie.

Im jugendlichen Alter gehen die Töchter früh Beziehungen ein, tendieren zu Drogenkonsum und sexueller Freizügigkeit. Ein Viertel dieser Söhne unterhält im Jugendalter keine Kontakte zur Familie und beteiligt sich gehäuft in rechtsradikalen Gruppen. Sie tendieren zu Gewalttätigkeit, zu Bandenbildung und Sekten. Sie suchen Ersatz für den fehlenden Elternteil bei Schwiegereltern, älteren Geschwistern und Großeltern. Jedes fünfte Kind stellt im Erwachsenenalter Kontakt zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil her.

In den Alleinerzieherinnenfamilien, in denen die Kinder ohne Kontakt zum Vater aufwuchsen, sind die Söhne zum Teil Vaterersatz für die jüngeren Geschwister oder werden zum Teil wegen Ähnlichkeit mit dem Vater von der Mutter abgelehnt. Zwischen alleinerziehender Mutter und Tochter ohne Vaterkontakt bildet sich oft eine besonders intensive Beziehung. Ein Drittel dieser Kinder hat keine abgeschlossene Ausbildung. Aber ein weiteres Drittel dieser Kinder ist im Erwachsenenalter lebensstüchtig und verständnisvoll.

Untersuchungsergebnisse zwischen Besuchskontakten und schulischer Entwicklung werden in den USA von Biller und Kimpton (1997) referiert. Angepasste Kinder verbringen demnach wesentlich mehr Zeit (7 Tage im Monat) mit ihrem von ihnen getrennt lebenden Elternteil als unangepasste (2 Tage im Monat). Dies wird dadurch erklärt, dass der Kontakt mit zwei Elternteilen die Interessen erweitern kann. Das Fehlen des Vaters kann zu einer überaus engen Mutter-Kind-Beziehung und zu Leistungsproblemen in der Schule führen.

Die psychotherapeutische Position ist dadurch gekennzeichnet, dass in der Regel weitere Kontakte zwischen dem Kind und dem nicht beim Kind lebenden Elternteil als wesentlich erachtet werden. Die Ausgrenzung des nicht beim Kind lebenden Elternteiles ist normalerweise dysfunktional und nur bei triftigen Gründen vorübergehend oder zeitweise angebracht (Krähenbühl et al., 1995,). Kontaktabbruch zwischen Kind und dem nicht beim Kind lebenden Elternteil ist demnach dann notwendig, wenn dieser Elternteil sich selbst verweigert oder wenn er das Kind physisch und/oder psychisch in Gefahr bringt. Für die Aufrechterhaltung der Kontakte zum getrennt lebenden Elternteil spricht die Erfahrung, dass sich Kinder mit regelmäßigen Besuchskontakten unproblematischer entwickeln würden. Kinder ohne Kontakt zum getrennt lebenden Elternteil „träumen sich oft in eine Fantasiewelt hinein“ oder bilden „gerade jene Eigenschaften und Charakterzüge in destruktivem Ausmaß aus, um derentwillen die Trennung der Eltern erfolgte und der Kontakt abgebrochen wurde“ (Krähenbühl et al., 1995, S. 108).

9.2. Welche Faktoren können die Besuchskontakte hemmen und fördern?

Einen Überblick über amerikanische Studien, die sich mit dem Ausmaß von Besuchskontakten der Väter beschäftigen, geben King und Heard (1999). Es besteht die Tendenz, dass die Kontakte zwischen Vater und Kind im Laufe der Zeit geringer werden. Diese Tendenz wird durch die geographische Entfernung zwischen Vater und Kind und die Wiederheirat eines oder beider Elternteile verstärkt.

Stabilisierende Faktoren für Besuchskontakte sind hingegen

- hoher sozioökonomischer Status des Vaters,
- ein fortgeschrittenes Alter des Kindes,
- die eheliche Geburt des Kindes,
- die gemeinsame Obsorge der Eltern,
- positive elterliche Beziehungen und die Akzeptanz des Vaters in seiner Bedeutung für das Kind durch die Mutter.

Wenn Mütter eine neue Partnerschaft eingehen, sinkt die Besuchsfrequenz beim Vater signifikant (Schmidt-Denter, 2000).

Bei einer relativen Nähe der Expartner, bei Kooperationsbereitschaft und bei einer relativen Distanz zu neuen Partnern können Kinder „größtenteils herzliche, weitgehend unbelastete und konfliktarme Beziehungen zu beiden Elternteilen unterhalten“ (Schmidt-Denter, 1999, S. 310).

9.3. Besuchskontakte und elterlicher Konflikt

Hinsichtlich der Auswirkungen von Elternkonflikten liegen unterschiedliche Forschungsergebnisse vor (King & Heard, 1999). Es finden sich unterschiedliche Korrelationen zwischen Konflikten und Besuchshäufigkeit. Es ist in Betracht zu ziehen, dass Konflikte hinsichtlich Inhalt, Häufigkeit, Intensität, Verlauf, Lösung und Betroffenheit der Kinder variieren. Es scheint, dass offene und destruktive Konfliktaustragung Kinder am meisten beeinträchtigt. Wenn Eltern trotz Konflikten hinsichtlich Kinderbetreuung kooperieren, erhalten die Kinder oft positive

Unterstützung durch die Eltern. Wenn die mütterliche Unzufriedenheit zu restriktiven Kontakten zwischen Vater und Kind führt, geraten die Kinder in einen Loyalitätskonflikt und leiden oft schwer.

Eine Aufstellung über auffälliges Verhalten von Kindern bei Uneinigkeit der Eltern über die Besuchskontakte des Vaters findet sich bei Klosinski (1999). In einer Retrospektivanalyse von 60 Familienrechtsgutachten mit der Frage nach dem Umgangsrecht ergeben sich bei den Kindern gehäuft diverse Verhaltensauffälligkeiten und psychosomatische Beschwerden. Bei dieser Aufstellung wird allerdings nicht auf mögliche andere pathogene Faktoren eingegangen, zudem fehlt ein Vergleich mit einer Kontrollgruppe.

Ein charakteristisches Verhalten von Vorschulkindern stellt das „Besuchsrechtssyndrom“ dar (Felder & Hausheer, 1993). Wenn sich ein Kleinkind bei den Besuchskontakten zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil in einem massiven Loyalitätskonflikt befindet, so sind folgende Verhaltensweisen zu beobachten:

- Das Kind geht nicht gerne auf Besuch. Es kann Schlaf- und Essstörungen entwickeln, verbal oder tatsächlich den Besuchskontakt verweigern und ist ärgerlich verstimmt.
- Beim Besuch ist das Kind anfangs schlecht ansprechbar, dann beruhigt es sich und verhält sich unauffällig. Gegen Ende der Besuchszeit wird das Kind bedrückter und möchte nicht nach Hause gehen.
- Nach der Rückkehr zum obsorgeberechtigten Elternteil ist das Kind schlecht gelaunt und wird erst nach Tagen wieder unauffällig.

Während dieses Verhalten nach Klosinski (1999) vorwiegend bei Kleinkindern auftritt, ist bei Schulkindern eher das elterliche Entfremdungssyndrom (PAS, parental alienation syndrom) zu beobachten. Dabei lehnt das Kind einen Elternteil strikt ab und ergreift ausschließlich für den anderen Elternteil Partei, was auf dessen intensive Beeinflussung zurückgeführt wird.

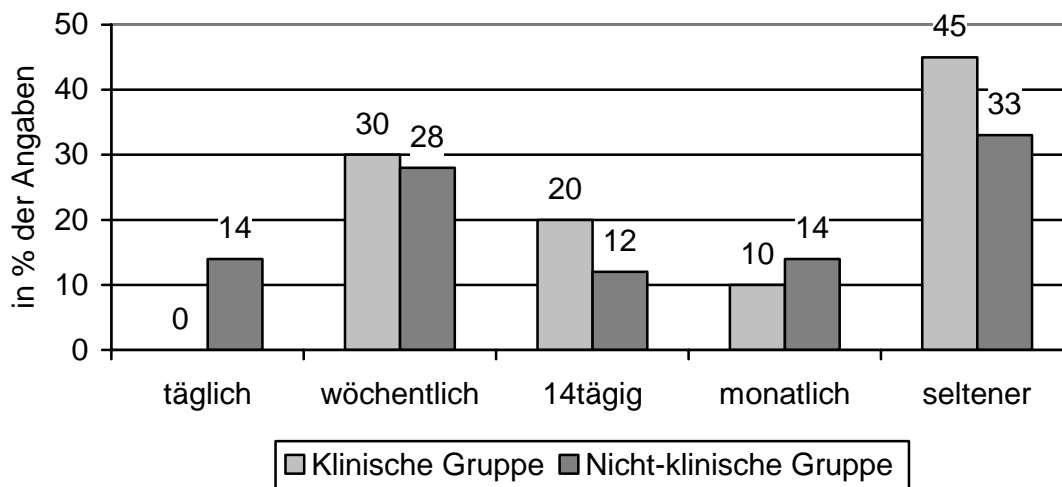
„Wichtige Mittel dabei sind Abwertung des außerhalb lebenden Elternteils, Kontaktunterbrechung, gezielte Fehlinformationen und/oder Vermittlung von verwirrenden Doppelbotschaften“ (Boch-Galhau, 2002, S. 8). Die von Gardner (2002)

vorgelegte Verlaufsstudie beschäftigt sich mit einem Vergleich der Entwicklung von Scheidungskindern, bei denen das Gericht den Umgang mit dem entfremdeten Elternteil anordnete, mit solchen Kindern, die keinen Kontakt mehr zum entfremdeten Elternteil pflegten. Da nur die entfremdeten Elternteile befragt wurden, ist diese Studie nur als ein Diskussionsbeitrag zu werten.

Elterliche Konflikte und Distanziertheit müssen nicht zwangsläufig die Vater-Kind-Kontakte unterbinden (Schmidt-Denter, 1999). Allerdings kommt es in dieser Konstellation zu einer höheren Zahl von Kontaktabbrüchen seitens der Väter. Die methodisch sehr exakte Studie von Simons et al. (1999) kommt zu dem Ergebnis, dass Kinder mehr durch den Verlust eines Elternteiles als durch den Konflikt belastet werden.

Wie das Fehlen von Vaterkontakten nach Trennung der Kindeseltern psychodynamisch verarbeitet wird, wird von Seiffge-Krenke und Tauber (1997) thematisiert und empirisch untersucht: Ob Idealisierung des Vaters eine grundsätzliche Folge der Scheidung sein muss, wird an einer Stichprobe von 243 Jugendlichen zwischen 12 und 17 Jahren mittels biografischer Daten und Fragebogen untersucht und die Ergebnisse mit bisherigen empirischen Befunden verglichen. Bei klinisch unauffälligen Jugendlichen finden sich häufig solche, die täglich mit ihrem Vater Kontakt haben; bei klinisch auffälligen Jugendlichen finden sich mehr Jugendliche, die seltener als monatlich Kontakt zu ihrem Vater pflegen (vgl. Abb. 9.1). Eine Idealisierung des nicht sorgeberechtigten Vaters ist nur bei klinisch auffälligen Jugendlichen, die in der Regel wenig Kontakt zum Vater haben, nachweisbar. In der Vergleichsgruppe wenig symptombelasteter Jugendlicher aus Scheidungsfamilien ist das Vaterbild ähnlich dem Bild, das Jugendliche aus Kernfamilien haben.

Abbildung 9.1: Kontakt zum abwesenden Elternteil (nach Seiffge-Krenke & Tauber, 1997)



Die Idealisierung bezieht sich auf die erwartete Aufgabenerfüllung, die Rollenanpassung, die Kommunikation von Gefühlen, die Unterstützung und die Akzeptanz der Beeinflussung. Vor allem weibliche Jugendliche dieser Gruppe tendieren zur Idealisierung des Vaters bei seltenem persönlichen Kontakt (vgl. auch Wallerstein & Blakeslee, 1989), männliche Jugendliche aus Scheidungsfamilien tendieren hingegen eher zu externalisierenden Symptomen.

Die Idealisierung ist aus psychoanalytischer Sicht ein Abwehrmechanismus zur Verarbeitung starker negativer Affekte, wie Wut und Trauer. Die Entidealisierung beider Eltern ist aber besonders bei Jugendlichen sehr wichtig, weil sie eine notwendige Voraussetzung für das Gelingen der Ablösung von den Eltern darstellt. Der „Disneyland-Daddy“, der selten und dann mit besonderen Gratifikationen kommt, fördert aber die Idealisierung. Der „uninvolved father“ (Shulman & Seiffge-Krenke, 1997) ist am Anfang noch relativ aktiv und zieht sich dann immer mehr von seinen Kindern zurück, was ebenfalls die Idealisierung unterstützt.

Kaltenborn (2000) hat Fallgeschichten beschrieben und ausgewertet, die auf Autobiographien von jungen Erwachsenen aus Scheidungsfamilien beruhen. Sie geben Einblick in die Beziehungen zum nicht obsorgeberechtigten Elternteil. Die Stichprobe rekrutiert sich aus 81 Gutachtensfällen zur Scheidungsproblematik. Die Wünsche der Kinder und ihr Mitgestaltungspotential erweisen sich demnach als

wichtigstes Element für die Beziehungsqualität und -geschichte. Der Autor fordert, dass Kindern in erweitertem Umfang die Möglichkeit gegeben wird, sich zu artikulieren und dass sie in die Scheidungsforschung stärker einbezogen werden sollten.

Ausmaß und Häufigkeit der Besuchskontakte sollten dem Alter des Kindes angepasst werden. Dafür plädieren Krehan-Riemer und Krehan (1993) aus entwicklungspsychologischer und systemischer Sicht.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass

- die bisherigen neueren Untersuchungen für die Wichtigkeit der Kontakte des Kindes zum Vater nach Trennung der Eltern sprechen;
- aber qualifizierte Untersuchungen, die sich mit spezifischen Bedingungen von Besuchskontakten, wie zum Beispiel Frequenz und Dauer in Bezug auf das Alter des Kindes und die Vorseidungs-Bindungsqualität zum Vater auseinandersetzen, noch fehlen;
- die Väter Nähe und autoritatives Verhalten in diese Beziehung einbringen müssen, damit sie für die Kinder förderlich ist;
- Konflikte der Eltern die Kinder in einen Loyalitätskonflikt bringen können;
- das Unterbinden der Kontakte zum Vater zu seiner Idealisierung führen kann;
- Kinder, die ohne Vaterbeziehung aufwachsen, ein höheres Risiko als andere haben, unglücklich, erfolglos, beziehungsgestört und gewalttätig zu werden;
- wöchentliche Kontakte die Absenz des Vaters kompensieren können.

Daraus ergeben sich die Fragen:

- Wie wirken sich Frequenz und Dauer des Besuchskontaktes im Kleinkindalter und Schulalter unter Berücksichtigung der Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind aus?
- Welchen Einfluss hat die Bindungsqualität zwischen Vater und Kind in verschiedenen Altersstufen auf die Auswirkung einer Trennung vom Vater durch Scheidung? Leiden von Geburt an an den Vater gebundene Kinder mehr unter dem Weggang des Vaters als andere?

- Entspricht die Aufrechterhaltung der Kontakte zum Vater den Bedürfnissen des Kindes, wenn der Vater eine schwere Persönlichkeitsstörung, eine Psychose oder eine schwere Suchterkrankung hat oder in der Familie gegen ein Kind oder die Mutter gewalttätig (misshandelnd, missbrauchend) vorgegangen ist bzw. eine asoziale Persönlichkeit ist oder keine Beziehung zum Kind aufgebaut hat?
- Welche Wirkung hat die Aufrechterhaltung bzw. die Aussetzung von Besuchskontakten, wenn die Mutter diese entschieden ablehnt? Für diese Fragestellung scheint eine retrospektive Analyse bei bereits erwachsenen Scheidungskindern angebracht, da Kinder in der aktuellen Situation in einem Loyalitätskonflikt zwischen den Eltern stehen könnten und damit die Angaben der Kinder verfälscht sein könnten.

10. Partielle Abwesenheit des Vaters

Die Auswirkungen partieller – etwa berufsbedingter – Abwesenheit des Vaters stellen ein methodisch durchaus anspruchsvolles Phänomen dar. Dementsprechend wenige aussagekräftige Studien liegen dazu vor. Im Folgenden seien daher neben diesen wenigen einschlägigen Studien einige Aspekte zur Annäherung an das Phänomen skizziert.

Hollstein (1999) beschreibt aus soziologischer Sicht Probleme männlicher Selbstfindung. Durch die Auflösung der agrarischen Gesellschaft haben sich die Erziehungsbedingungen wesentlich verändert. Durch die Industrialisierung haben sich Arbeitsort und Ort des familiären Zusammenlebens getrennt, wodurch eine Integration in die väterliche Arbeitswelt für die Kinder nicht mehr selbstverständlich gegeben ist. Hollstein sieht vor allem Auswirkungen auf die Söhne, die nicht mehr erleben können, was der Vater tut, es oft nicht einmal wissen. Der Sohn wird vor allem durch familienfremde Personen, durch Lehrerinnen, auf die Arbeitswelt vorbereitet. „Die räumliche, geistige und emotionale Entfernung des Vaters in der Industriegesellschaft wird durch die wachsende Bedeutung und Nähe der Mutter aufgewogen, ohne dass dies natürlich eine wirkliche Kompensation darstellen kann“ (Hollstein, 1999, S. 65). Die Mutter wird nicht nur zu seinem wichtigsten Identifikationsobjekt, sondern muss auch – zumindest zu einem Teil – die Rolle des Vaters übernehmen, an den Heranwachsenden Forderungen stellen und von ihm Konkurrenzverhalten und Distanz fordern, was für den Sohn traumatisch sei und zu einer „double-bind“-Situation führen würde. Als Erwachsener würde der Sohn dies unbewusst auf alle Frauen projizieren.

In der von Fthenakis, Kalicki und Peitz (2002) durchgeführten LBS-Familienstudie zum Thema „Übergang zur Elternschaft“ werden die Entwicklungsverläufe junger Familien über fünf Erhebungszeitpunkte ab dem letzten Drittel der Schwangerschaft bis 34 Monate nach der Geburt des ersten Kindes beobachtet. Dabei zeigt sich, dass die Sicherung des Lebensunterhaltes nach wie vor als die vorrangige Aufgabe des Mannes angesehen wird. Wie sehr aber der Vater in der Familie präsent ist, hängt stark von seinem beruflichen Engagement und dem zeitlichen Umfang seiner Berufstätigkeit ab. Ein extrem hohes berufliches Engagement – die Autoren betonen,

dass sie von extremen, leider nicht seltenen Fällen sprechen – ist in der Regel nur auf Kosten der Familie möglich.

Ein traditionelles Muster der innerfamiliären Rollenaufteilung trägt zur Verschlechterung der Partnerschaftsbeziehung bei – und geht letztlich zu Lasten der Kinder – wenn diese Rollenaufteilung nicht den Vorstellungen beider Partner entspricht, der Mann sein eigenes berufliches Engagement nicht reduziert, um auch der Frau die Chance zu geben, sich beruflich zu etablieren. Auch die dem Vater zugesprochene Rollenkompetenz trägt zum Aufbau einer stabilen Vater-Kind-Beziehung und zu einer Entlastung der Mutter bei. Die Art der Vaterrolle ist jedenfalls weniger kulturell normiert als die Mutterrolle. Männer müssen zu einer aktiven Vaterrolle motiviert, deren Chancen betont und positive Modelle davon vermittelt werden. Männer, die besonders intensive Pflege- und Versorgungsaufgaben für ihre Kinder übernehmen verlieren weder ihre „Maskulinität“ noch werden sie „feminin“.

In der Familienberatung ist Kölling (1993) häufig mit dem Phänomen des emotional abwesenden Vaters konfrontiert und zieht zur Erklärung dieses Vaterverhaltens die psychoanalytische Sichtweise heran. Es sei ein weitverbreitetes Phänomen, dass Väter sich in die Erziehung der Kinder emotional nicht einbringen würden, zu bestimmten, meist sehr eng begrenzten Zeiten jedoch mit ihnen „in enger Verbundenheit spielen oder in andere Gemeinsamkeiten versinken“ würden (1993, S. 78). Sie würden dabei meist zur Verwöhnung tendieren und keine Grenzen setzen. „Sie verlieren sich in der Vater-Kind-Einheit“ (S. 78), was eine symbiotische Verstrickung von Vater und Kind mit regressiven Anteilen des Vaters darstellt. Der Autor führt dieses Verhalten auf Vaterentbehrung in der Kindheit dieser Väter zurück. Sie wären daher unsicher und zu stark mit der Mutter identifiziert geblieben.

Aus psychoanalytischer Perspektive geht Mertens (1997) davon aus, dass die Beziehung und die Identifizierung mit dem Vater dem Kind die Ablösung von der Mutter und die Individuation möglich machen. Der abwesende oder gleichgültige Vater würde dazu beitragen, dass der Sohn das „väterliche Prinzip“ in seiner Fantasiewelt überkompensiert und sich mit Heldenfiguren fernab der Realität identifiziert. Die entwicklungsadäquate Phallizität könne hypertrophieren und regressiv beibehalten werden, wodurch sich genitales und generatives Verhalten nur

eingeschränkt entwickeln würden. Diese Männer würden Sexualität weitgehend nur in der phallisch-narzisstischen Eroberung einer Frau ohne genitales, liebevoll-fürsorgliches Interesse an ihr leben.

In seiner Untersuchung bei 29 Familien, in denen sich ein psychosomatisch krankes Kind befand, geht Frank (1988) einerseits der Frage nach, wo der Vater während der Schwangerschaft, der Geburt und des ersten Lebensjahres des Kindes gewesen ist, andererseits wird Augenmerk auf das Vorhandensein einer frühen Triangulation gelegt. Von Interesse ist neben der physischen Abwesenheit des Vaters auch dessen innere Präsenz beim Kind. Die durch Familieninterviews erhaltenen Ergebnisse zeigen, dass Väter, meist aus beruflichen Gründen, generell wenig Kontakt zu ihren Kindern haben. Diese Väter haben weiters eine enge Bindung an ihre Herkunftsfamilie und werden von ihren Ehefrauen oft als schwach, unnahbar und emotional nicht ansprechbar bezeichnet. Außerdem lässt sich aus der Exploration ableiten, dass die Kinder oft unerwünscht waren.

Shulman (1997) kommt in zwei eigenen empirischen Untersuchungen in Israel und unter Einbeziehung anderer Studien zu dem Ergebnis, dass Väter zwar weniger Zeit als Mütter mit ihren heranwachsenden Kindern verbringen, aber Jugendliche mit der Rolle, die der Vater in ihrem Leben spielt, zufrieden sind. In der Phase der Loslösung würden die Jugendlichen ein entferntes Vorbild benötigen. Der Vater würde Loslösung und Individuation unterstützen und sei Vorbild für nachfolgende Entwicklungsziele, z.B. für das Eheleben. Die Auswertung der Interviews zeigt, dass die Eheerwartung von weiblichen Jugendlichen weniger durch elterliche Erwartungen beeinflusst war als die männlicher Jugendlicher. In der ersten Studie wurden insgesamt 78 12-, 14- und 16-jährige Jugendliche, einzeln in einem 90minütigen Interview über ihre Beziehung zu den Eltern befragt. In der zweiten Studie wurden 81 Triaden (Mutter-Vater-Jugendlicher) hinsichtlich ihrer Erwartungen an die Ehe untersucht.

In einer schon älteren Literaturübersicht zu unvollständigen und vaterlosen Familien weist Thomas (1980) darauf hin, dass „viele Kinder in nach außen vollständig erscheinenden Familien faktisch ohne Vater aufwachsen“ (S. 28). In diesen Familien sind Väter berufs- oder krankheitsbedingt oder aus anderen Gründen nicht präsent,

kümmern sich teilweise über längere Intervalle nicht um die Erziehung und Entwicklung ihrer Kinder. Die Tatsache, dass Thomas in seiner sonst recht umfassenden Analyse der einschlägigen Forschungsliteratur keine Studie zur Thematik des teilweise, etwa berufsbedingt abwesenden Vaters, präsentiert, mag darauf hindeuten, dass nichts zu finden war.

In einer familienbezogenen Auswertung der österreichischen Zeitbudgeterhebung 1992 aus Mikrozensusdaten kommen Beham, Huter und Nowak (1998) zu aufschlussreichen Erkenntnissen. Es wurde das Zeitbudget von Familienmitgliedern analysiert, deren Grundlage Tagebuchaufzeichnungen einer für die österreichische Bevölkerung repräsentativen Stichprobe waren ($n = 25.233$). Daraus geht hervor, dass für zwei von drei österreichischen Vätern werktags die Kinderbetreuung keine Haupttätigkeit darstellt. Im Vergleich dazu ist dies für 24,8 % der Mütter sehr wohl der Fall (vgl. Tabelle 10.1). Auch am Wochenende geben 65 % der Väter (und 40 % der Mütter) keine Zeit an, die sie für Kinderbetreuung aufwenden. Die Zahlen gelten für Mütter und Väter mit Kind/ern unter 15 Jahren im gleichen Haushalt.

Tabelle 10.1: Zeit, die Eltern werktags für Kinderbetreuung aufwenden (Beham et al., 1998, S. 35)

	WERKTAG			
	Väter		Mütter	
	n	in %	n	in %
keine Kinderbetreuung	1.085	65,8	530	24,8
Bis 1 Stunde	349	21,2	438	20,5
1 – 2 Stunden	144	8,7	388	1,2
2 – 3 Stunden	46	2,8	284	13,3
3 – 4 Stunden	12	0,7	193	9,0
mehr als 4 Stunden	13	0,8	301	14,2
Summe	1.649	100,0	2.134	100,0

Mütter (28 %) geben werktags viel öfter als Väter (5 %) an, Kinderbetreuung gleichzeitig mit einer anderen Tätigkeit zu erledigen. Am Wochenende verringert sich diese Differenz, bleibt aber noch immer recht deutlich ausgeprägt (20 % der Mütter versus 10 % der Väter widmen sich an Samstagen, Sonn- und Feiertagen ihren Kindern „nebenbei“). Interessanterweise lernen Väter kaum mit ihren Kindern, nur jeder 25. Mann gab an, mit seinem Kind Hausaufgaben zu erledigen. Beim Spielen

oder Basteln gibt es jedoch kaum Unterschiede zwischen den Elternteilen. Yeung et al. (1998, zitiert nach Cabrera et al., 2000) führen an, dass die Zeit, die US-amerikanische Väter mit ihren Kindern verbringen, in den letzten Jahren zunimmt. An Werktagen macht das Zeitkontingent, das Väter ihren Kindern widmen, 67 % von dem der Mütter aus, am Wochenende steigt dieser Anteil sogar auf 87 %.

Hausarbeit ist nach wie vor eine Domäne der Frau. Als Rollenmodell für Haushaltstätigkeiten dient die Mutter, relativ unabhängig von einer möglichen Erwerbstätigkeit. Im internationalen Vergleich befinden sich die österreichischen Männer am unteren Ende der Beteiligungsskala. Etwa ein Drittel oder mehr der schwedischen und deutschen Väter nehmen eigenen Angaben zufolge der Partnerin „mehr als 40 %“ des Haushaltes ab, in Österreich behaupten dies nur neun Prozent der Befragten. Vier von fünf Vätern kochen gar nicht, bei den Müttern sind es nur 7,5 %. Im Vergleich dazu die Zahlen für TV und Video schauen: 78,1 % der Väter und 72,1 % der Mütter geben an, werktags mehr als 60 Minuten fernzusehen. Die fehlenden 21,9 bzw. 27,9 % fallen unter die Kategorie „bis 1 Stunde“ (Beham, Huter & Novak, 1998, S. 42). Ansonsten fällt beim Freizeitverhalten auf, dass die Tatsache, ob Kinder unter 15 Jahren im Haushalt leben, sich bei Männer stärker (einschränkend auf sportliche Aktivitäten und soziale Kontakte) auswirkt als bei Frauen. Beispielsweise betreiben 15,4 % der Männer ohne Kinder unter 15 Jahren mehr als drei Stunden pro Werktag Sport, unter den Vätern liegt dieser Anteil bei 8,4 %. Im Vergleich seien die entsprechenden Zahlen für die Frauen genannt: 8,3 % der Mütter und 9,1 % der kinderlosen Frauen verwenden an Werktagen mehr als drei Stunden für sportliche Aktivitäten.

In einer Studie von Mboya und Nesengani (1999) befassen sich die Autoren mit der schulischen Leistung von Jugendlichen, deren Väter berufsbedingt abwesend sind. Diese Untersuchung wurde in Südafrika durchgeführt. In den ländlichen Regionen der afrikanischen Homelands übersteigt die Rate der erwachsenen Männer, die berufsbedingt von zu Hause abwesend sind, die 50 %-Marke. Schulpsychologen und Lehrer haben wegen der Abwesenheit der Väter und der dadurch bewirkten schlechten Schulleistungen ihrer Kinder ihre Besorgnis ausgedrückt. Die Autoren gehen von der Annahme aus, dass die jugendlichen Kinder von abwesenden Vätern

schlechtere allgemeine und spezielle Schulleistungen, wie in Biologie, Mathematik und Englisch (= Zweitsprache), aufweisen.

Dazu wurden 138 weibliche und 138 männliche Jugendliche (grade twelve) aus der Nordprovinz Südafrikas mit standardisierten Leistungstests getestet. Die Ergebnisse zeigen durchgehend, dass Jugendliche, deren Väter berufsbedingt nicht abwesend sind, höhere Leistungen in allen untersuchten Dimensionen aufweisen, was die Autoren zu der Schlussfolgerung führt, dass die Anwesenheit beider Elternteile die schulische Leistungsfähigkeit ihrer Kinder fördert und daher die Arbeitsbedingungen männlicher Erwachsener genauer untersucht und verbessert werden sollte.

Die Forschungsergebnisse in den USA können einerseits dahingehend interpretiert werden, dass direkte Effekte der Quantität väterlichen Engagements minimal sind, weil die Art der väterlichen Interaktion mit dem Kind wesentlich wichtiger ist (Pleck, 1997). Andererseits sprechen viele Forschungsergebnisse dafür, dass sich Kinder von engagierten Vätern bereits im Vorschulalter hinsichtlich Selbstkontrolle, kognitiver Entwicklung, Einfühlungsvermögen und geringerer Fixierung von geschlechtsstereotypem Verhalten positiv von anderen Kindern unterscheiden.

Zusammenfassend

lässt sich feststellen, dass extremes berufliches Engagement des Vaters (aber auch der Mutter) stets zu Lasten der Kinder und der Partnerschaft geht. Trotz einiger vorliegender Zeitbudgetstudien über väterliche An- oder Abwesenheit in der Familie, Beschäftigung der Väter mit ihren Kindern, u.ä., fehlt es an Analysen, die eine differenzierte Aussage darüber treffen lassen, welche Auswirkungen kürzere oder längere Anwesenheitszeit in der Familie oder Beschäftigungszeit mit den Kindern auf diese haben.

11. Kranker Vater

Mehrere Studien geben darüber Auskunft, wie sich die Vaterabsenz oder mangelnde Verfügbarkeit von Vätern auf die Kinder auswirkt. Einerseits sind dies Studien, die psychische oder physische Erkrankung in ihrer Auswirkung auf die Kinder untersuchen, andererseits sind es Studien, die sich mit dem Problem alkoholkranker bzw. drogensüchtiger Väter befassen – wobei auf die mögliche Transmission auf die nächste Generation und den Zusammenhang mit Persönlichkeitsstörungen geachtet wird.

Eine Studie (Hummel, 1999), die sich mit der Frage befasst, ob und in welchem Umfang sich jugendliche Straftäter im Alter von 14 bis 20 Jahren bezüglich der Auswirkungen des Alkoholmissbrauchs in ihren Herkunftsfamilien unterscheiden, ergibt unterschiedliche, möglicherweise deliktspezifische Muster. So gibt es deutliche Zusammenhänge zwischen dem regelmäßigen Alkoholmissbrauch des Vaters und dem Alkoholmissbrauch des Sohnes (bei Sexualdelikten des Sohnes mit Frauen als Opfern), mit Schulausschluss (bei Sexualdelikten der Söhne, bei welchen die Opfer Kinder waren) und bei Alkoholisierung der jugendlichen Täter zum Tatzeitpunkt (bei Körperverletzungsdelikten).

Einem anderen Aspekt geht die Studie von Kröger et al. (1994) nach. In der Untersuchung von Alkoholikerfamilien wird die Entwicklung von Kindern beschrieben. Im einzelnen werden aus dem Eltern-Kind-Interaktionsgeschehen das Verantwortungsverhalten der Familienmitglieder und deren intrafamiliäre Isolation untersucht. Zur Erhebung der Daten für diese Fragestellungen wird an zwei Stichproben – einer Gruppe mit alkoholabhängigen Vätern und einer nicht-klinischen Gruppe – das SYMLOG-Methodeninventar und die Familienklimaskalen eingesetzt.

Kröger et al. (1994) gehen in ihrer Arbeitshypothese in Anlehnung an andere Autoren davon aus, dass ein wesentliches, die Familien mit Alkoholkranken kennzeichnendes Element das Ungleichgewicht in der Verantwortungsübernahme innerhalb der Elterndyade sei. D.h., es bestehe eine komplementäre Beziehung zwischen Mutter und Vater derart, dass der Vater der Verantwortung ausweicht und die Mutter dieses Vakuum durch gesteigerte Verantwortungsübernahme zu kompensieren trachtet.

Immer wieder seien in der Literatur auch Hinweise zu finden, dass auch die Kinder dazu tendieren, die vom sich entziehenden alkoholkranken Vater entstehende Lücke durch verstärktes Engagement zu kompensieren. Sie nehmen eine Rolle ein, die eigentlich dem Vater zusteht, von ihm aber nicht wahrgenommen wird. Dieses Phänomen wird als Parentifizierung bezeichnet. Parallel zu dieser Verantwortungsübernahme durch die Ehepartnerin und die Kinder gehe eine zunehmende Isolierung des alkoholkranken Patienten einher.

Die Datenlage dieser Untersuchung ist zwar nicht befriedigend, aber dennoch hinreichend in ihrer Bedeutung. Die Interpretation der Daten muss aber mit entsprechender Vorsicht erfolgen. Die Ergebnisse zeigen, dass es eine starke Wechselwirkung zwischen dem Verantwortungsverhalten der Väter und jenem der Kinder besteht. Kinder aus Familien mit einem alkoholkranken Vater nehmen eine stärkere Verantwortungsposition ein als Kinder unauffälliger Familien. Die Kinder „aus Alkoholkranken-Familien sind in das familiäre Beziehungsfeld stärker verstrickt als die Gruppe der nichtklinischen Kinder“ (Kröger et al., 1994, S. 164). Erstere sind also überlastet, was ein nicht unerhebliches Entwicklungsrisiko darstellt, die Entwicklungsmöglichkeiten reduziert und die Selbstentfaltung ungünstig beeinflussen kann. Zudem muss aber auch befürchtet werden, dass im Fall einer (therapeutisch induzierten) Stabilisierung des alkoholkranken Vaters neue Entwicklungsrisiken entstehen können sowie auch eine gewisse Isolierung, sofern die Kinder die dann (wieder) gewonnenen Freiräume nicht nutzen können.

Carbonneau et al. (1998) fanden bei einer Befragung von 642 sechs- und zwölfjährigen Knaben aus Familien mit niedrigem sozioökonomischen Status, dass Söhne von Alkoholikervätern eher zu aggressivem, opponierendem und hyperaktivem Verhalten und zu geringerer Angst tendieren als Söhne von Nichtalkoholikern. Die Teilnehmer an dieser Studie stammen aus einer Längsschnittstudie aus dem französischsprachigen Teil Kanadas. Die Familien wurden brieflich gebeten und telefonisch aufgefordert, an der Studie teilzunehmen und haben dies freiwillig und ohne Bezahlung getan. So wurden Daten von 680 Familien eingeholt. Die erste Befragung erfolgte als die Söhne sechs Jahre alt waren. Die verschiedenen Daten wurden von den Eltern mittels standardisierter Telefoninterviews ermittelt.

Söhne von Alkoholikern haben ein erhöhtes Risiko für Schulschwierigkeiten, kognitive Einschränkungen, alkoholbezogene Probleme, tragen ein höheres Risiko für soziale Fehlanpassungen. Allerdings ist es so, dass nicht der Alkoholismus der Eltern bzw. des Vaters für sich genommen Auslöser für das erhöhte Risiko der Kinder ist, sondern eine Kombination mit umweltbedingten Stressoren, wie etwa Scheidung, Armut, aber auch psychische Erkrankungen der Eltern (Carbonneau et al., 1998, S. 387). Die Ergebnisse zeigen auch, dass die Söhne von Alkoholikervätern mehr opponierendes, hyperaktives und aggressiveres Verhalten aufweisen als die Söhne von Nichtalkoholikervätern sowohl mit sechs als auch mit zwölf Jahren. Die Tendenz zu physischer Aggressivität und ein niedriges Angstniveau ist das beste Unterscheidungskriterium zwischen Söhnen von Alkoholiker- und Nichtalkoholikervätern.

In diesem Kontext – Auswirkungen des Alkoholismus von Vätern auf ihre Kinder – wird auch die Frage erörtert, ob nicht die Trennung des Kindes vom Vater einen positiveren Einfluss auf das Kind hätte, als es gemeinsam mit dem alkoholkranken Vater in der Familie zu belassen. Carbonneau et al. führen dazu aus:

„Although parental separation has consistently been linked with adjustment problems in children ..., the results of some studies indicate that, in families with maladjusted parents, separation may in fact serve as a protective factor for the child. ... when the father was an alcoholic or a convicted criminal, the boys who were separated from their fathers were better adapted than were boys who were in intact families. Dobkin et al. (1994), examining health-related data in COAs and non-COAs, [Kinder von Alkoholikern und Nicht-Alkoholikern] found that sons of alcoholic fathers in intact families and sons of nonalcoholics living in nonintact families were more likely to have used psychologists' services than were the peers. These findings are consistent with the results of other studies that suggest that a positive relationship between mothers and their children in single-parent families is better for the children's development than conflicts and adversity with the presence of both parents in an intact family... Finally, early research on paternal deprivation has also pointed out, that father-absent children often have better personality adjustment than children living with nonnurturant fathers ... The conclusions of these different studies support the hypothesis that children in intact families with an alcoholic father present would be at higher risk for social

maladjustment than children from nonintact/father-absent alcoholic families. Thus, the separation from an alcoholic father may represent a protective factor for the child rather than a risk factor, as is generally suggested in the literature on the effects of divorce“ (Carbonneau et al., 1998, S. 388; vgl. auch Eiden & Leonard, 2000).

In einer Studie von Hell und Ryffel (1986) wird eine Stichprobe von 40 männlichen Alkoholikern mittels der deutschsprachigen Version des „Parental Dending Instruments“ und eines Fragebogens, der retrospektiv Erinnerungen an die eigene Kindheit erfasst sowie eines halbstrukturierten Interviews befragt. Es zeigte sich ein hochsignifikanter Unterschied bezüglich der Familienstruktur – Alkoholiker wuchsen wesentlich seltener in vollständigen Familien auf. Die Väter der Alkoholiker wurden retrospektiv als weniger zuwendend, als intoleranter und abweisender beschrieben als die Väter der Nichtalkoholiker. Die Autoren schließen daraus, dass die Alkoholiker im Gegensatz zu den Nichtalkoholikern während ihrer Kindheit eine deutliche Vaterdeprivation erleiden mussten.

In einem Überblicksartikel berichtet Zobel (1997, vgl. auch 1999) über die Studien zur Transmission des Alkoholproblems, welche in den letzten fünfzehn Jahren vermehrt in den Blickpunkt der Forschung gelangen. Grundsätzlich haben Söhne von Alkoholikern ein vielfach erhöhtes Risiko selbst alkoholabhängig zu werden im Vergleich zu Söhnen von Nichtalkoholikern. So zeigen Längsschnittstudien übereinstimmend, dass mehr als ein Viertel der Söhne abhängiger Väter im Laufe des Lebens selbst alkoholabhängig werden und ein weiteres Zehntel bis ein Fünftel Missbrauch betreiben. Im Zusammenhang mit der Transmission werden u.a. biologische Erklärungen und das Erlernen von Rollenmustern diskutiert. Es kann aber nicht davon ausgegangen werden, dass Alkoholismus im eigentlichen Sinn vererbbar ist; eher möglich ist eine Interaktion von genetischer Disposition mit Umweltfaktoren. Zobel berichtet dazu von Studien, bei welchen Risikoprobanden (d.s. Söhne von Alkoholikern) und Probanden ohne Risikoneigung eine bestimmte Dosis Alkohol verabreicht wurde, um anschließend physiologische und psychologische Parameter zu messen. Risikoprobanden zeigten eine geringere autonome Stressreaktion (z.B. niedrigere Herzfrequenz) und schätzten ihre Intoxikation geringer als die Kontrollprobanden ein.

„Insbesondere die Ergebnisse zur verminderten Wahrnehmung von Intoxikation legen den Schluss nahe, dass Risikoprobanden einerseits größere Mengen Alkohol trinken müssen, um die verstärkenden, euphorisierenden Effekte des Alkohols wahrzunehmen, und andererseits nach einer durchzechten Nacht kaum Missempfindungen („Kater“) verspüren. Beides zusammen lässt erhöhten Alkoholkonsum und damit die Gefahr einer Abhängigkeit wahrscheinlich werden“ (Zobel, 1997, S. 21).

Auch haben Längsschnittuntersuchungen von Schuckit (1994) gezeigt, dass Probanden, „die im Alter von etwa 30 Jahren als alkoholabhängig oder -missbrauchend eingestuft wurden, bei Messungen im Alter von 20 Jahren eine signifikant geringere subjektive Intoxikation und eine geringere motorische Reaktion (Körperschwanken) auf Alkohol gezeigt hatten als diejenigen Probanden, die später nicht abhängig wurden“ (Zobel, 1997, S. 21). Zudem spielt auch die Modellfunktion der alkoholabhängigen Eltern eine gewichtige Rolle: tendenziell neigen Jugendliche dazu, das Trinkverhalten des gleichgeschlechtlichen Elternteil zu übernehmen, dies auch dann, wenn dieser Elternteil stark trinkt.

Barde (1985) berichtet über die psychotherapeutische Arbeit mit alkohol- und medikamentenabhängigen Frauen. Eine der dabei auftretenden Konfliktformen innerhalb der Familien der Patientinnen zeigt eine verachtende und ablehnende Mutter bei einem psychisch und physisch kranken Vater, der nicht in der Lage ist, korrigierend einzugreifen.

Kagerer (1998) beschreibt vier Typen mangelnder Verfügbarkeit von Vätern: unbekante, gewalttätige und/oder kranke, schwache und funktional-rigide Väter. Letztgenannter Vätertypus war der bei Glücksspielsüchtigen vorherrschende (bei 10 der 16 befragten Glücksspielsüchtigen). Als Ergebnis dieser Fallstudien zeigte sich, dass zwischen Glücksspielsucht und Vaterbindung eine funktionale Beziehung besteht: funktional-rigide agierende Väter, die als kompromisslos, kalt, angsteinflößend und unerreichbar angesehen werden, haben auf ihre Söhne eine die Entwicklung ihres Selbstwertgefühls zersetzende Wirkung – was nach Kagerer im Mittelpunkt der Glücksspielproblematik steht.

Vor dem Hintergrund der Tatsache des Einflusses familiärer Beziehungen auf eine mögliche psychopathologische Entwicklung von Kinder wird in der Studie von Moss et al., (2002) der Einfluss von drogenabhängigen Vätern mit oder ohne antisoziale Persönlichkeitsstörungen auf ihre präadoleszenten Kinder untersucht. Im Konkreten werden drei Gruppen von Kindern untersucht:

- Kinder von drogenabhängigen Vätern mit antisozialen Persönlichkeitsstörungen
- Kinder von drogenabhängigen Vätern ohne antisoziale Persönlichkeitsstörungen und
- Kinder von Vätern, die weder drogenabhängig sind noch antisoziale Persönlichkeitsstörungen aufweisen.

In einer vorangegangenen Studie (Moss et al., 2001) haben die Autoren festgestellt, dass Kinder von Vätern mit antisozialen Persönlichkeitsstörungen und Drogenabhängigkeit ein höheres Ausmaß an Verhaltensstörungen, Angst und Depression aufweisen als Kinder aus den beiden anderen Gruppen. Diese Studie (Moss et al., 2002) sollte nun den relativen Einfluss der genannten Faktoren gemeinsam mit Aspekten der Familienbeziehungen und allfälligen Problemen mit Peers auf das Verhalten dieser präadoleszenten Kinder untersuchen.

Teilnehmer an der Studie waren 181 Knaben und 41 Mädchen im durchschnittlichen Alter von 11 Jahren. 84 der Knaben und 20 der Mädchen haben einen Vater ohne Drogenabhängigkeit oder antisozialer Persönlichkeitsstörung; 69 der Knaben und 15 der Mädchen haben einen Vater, der drogenabhängig ist, aber keine antisoziale Persönlichkeitsstörung aufweist; 28 der Knaben und 6 der Mädchen haben einen Vater, der drogenabhängig ist und eine antisoziale Persönlichkeitsstörung aufweist. Im allgemeinen sind die Beziehungen in Familien, in welchen die Väter drogenabhängig sind ungünstiger: die Rollenerfüllung, die Aufgabenerfüllung der Gefühlsausdruck und das allgemeine Funktionieren der Familienbeziehungen werden schlechter beurteilt. Ob der Vater zusätzlich zur Drogenabhängigkeit noch eine antisoziale Persönlichkeitsstörung aufweist oder nicht, hat keinen Einfluss auf das Funktionieren der Familie.

Kinder aus Familien, in welchen der Vater weder drogenabhängig noch persönlichkeitsgestört ist, zeigen das geringste Ausmaß an „internalen“ (Depression,...) oder „externalen“ (antisoziales Verhalten,...) Problemen, jene deren Väter sowohl drogenabhängig als auch persönlichkeitsgestört sind, das höchste Ausmaß. Jene Väter, die zwar drogenabhängig, aber nicht persönlichkeitsgestört sind, liegen mit ihrem problembezogenen Werten im mittleren Bereich zwischen den beiden anderen Gruppen. Auch besteht ein Zusammenhang zwischen dem Delinquenzverhalten der Kinder und der Belastung ihrer Väter: die Delinquenzrate der Kinder ist am geringsten, wenn die Väter weder drogenabhängig noch persönlichkeitsgestört sind und steigt mit der Zunahme der Störungen ihrer Väter an. Die Kinder von drogenabhängigen und persönlichkeitsgestörten Vätern leben nach Ansicht von Moss et al. (2001, 2002) in einem substantiellen Risikomilieu, das die Wahrscheinlichkeit, dass sie selbst später als Jugendliche oder Erwachsene drogenabhängig oder persönlichkeitsgestört werden, drastisch erhöht.

Von mehreren Autoren werden nicht nur Zusammenhänge zwischen dem Alkoholabusus oder der Alkoholerkrankung (der Väter) wie bei Moss et al. (2001, 2002) und der kindlichen Entwicklung hergestellt, sondern es wird auch betont, dass das gleichzeitige Auftreten von Alkoholabhängigkeit und Persönlichkeitsstörungen, ebenso wie unterschiedliche Arten psychischer und geistiger Erkrankungen oder Defizienz zu unterschiedlichen, erhöhten Belastungen der Kinder führe (vgl. Foley et al., 2001; Mun et al., 2001; Nicholson et al., 1999; Nigg & Hinshaw, 1998; Reti et al., 2002; Richter, 1995; Sidebotham et al., 2001; Styron et al., 2002; Walsh et al., 2002).

Die Forschungsergebnisse in den USA sprechen dafür, dass Kinder von alkoholkranken Vätern ein erhöhtes Risiko für Alkohol- und Drogenmissbrauch und andere Probleme haben (Phares, 1997). Auch im Erwachsenenalter haben diese Kinder in erhöhtem Ausmaß die Tendenz zu Alkoholmissbrauch und anderen psychopathologischen Manifestationen. Töchter von Alkoholikern neigen dazu, sich einen alkoholkranken Partner zu suchen. Es mangelt allerdings an Untersuchungen, die den Unterschied zwischen den Folgen von Alkoholismus des Vaters und anderen Psychopathologien erhoben haben.

Die Erkrankung von Eltern kann, muss aber keine weitreichende Auswirkung auf ihre Kinder haben. In einer empirischen Untersuchung mittels biografischer Interviews bei zwölf jungen Erwachsenen zwischen 18 und 31 Jahren mit einem psychosekranken Elternteil (Sollberger, 2000) konnte der Autor feststellen, dass die Kinder in der Regel zwar selbst nicht psychisch krank werden, dass sie es aber schwer haben, ihre Identität zu finden. Diese Kinder haben gegenüber der Durchschnittsbevölkerung ein erhöhtes Risiko selbst an Schizophrenie oder affektiven Störungen zu erkranken. Die meisten Kinder erkranken selbst nicht, haben aber große Entwicklungsprobleme: sie sind vielfach in ihren schulischen und persönlichen Belangen auf sich allein gestellt, müssen Haushaltsarbeiten und andere Arbeiten erledigen, die sie überfordern und ihnen wenig Raum für die eigene Entwicklung lassen. Es stellt sich für diese Kinder das Problem der Identitätsfindung in besonderer Weise. Die Identitätsproblematik zeigt sich aber nicht als psychopathologisches Merkmal der Entwicklung, sondern als durchaus gesunder Anteil der Lebensbiografie. Die Kinder wollen voll verantwortlich für ihr Leben sein, sie sind dabei Rechtfertigungsbedürfnissen und Entlastungswünschen von möglicher Schuld ausgesetzt (Sollberger, 2000).

Phares (1997) kommt in ihrer Übersichtsarbeit über die US-amerikanische Forschung über die Auswirkung von väterlicher Depression auf die Kinder zu folgendem Ergebnis: Depression des Vaters ist ebenso wie Depression der Mutter ein Risikofaktor für eine Vielfalt von Problemen der Kinder. Die Folgen von Angststörungen der Väter auf die Kinder sind nach Phares (1997) noch zu wenig untersucht.

Richter (1995) berichtet anhand eines Fallbeispiels eines 14-jährigen Jungen, dessen Vater an Multipler Sklerose leidet, über die auf Kinder im allgemeinen einwirkenden Belastungen und die Belastungsbewältigung beeinflussenden Faktoren – wie Beschwerdebild der Erkrankung, familiäre und soziale Randbedingungen sowie die Entwicklungsgegebenheiten des Kindes bei Ausbruch der elterlichen Erkrankung.

Zusammenfassend

steht im Zentrum der Forschung über den Alkoholismus von Vätern die Frage der Transmission auf die Kinder. Im allgemeinen sind Kinder (v.a. Söhne) von Alkoholikern einem erhöhten Risiko, selbst alkoholkrank oder drogenabhängig zu

werden, ausgesetzt. Kinder von drogenabhängigen oder alkoholabhängigen Vätern fallen auch durch erhöhtes Oppositions- und Aggressionsverhalten auf. Es ist aber nicht so, dass Drogenabusus als solcher vererbbar ist, sondern die familiären Begleitumstände spielen dabei eine entscheidende Rolle.

Vor allem in der US-amerikanischen Forschung werden Drogenmissbrauch und Persönlichkeitsstörungen bei Vätern immer wieder hinsichtlich ihrer negativen Auswirkungen auf ihre Kinder gemeinsam untersucht.

Auch geistige, körperliche und psychische Erkrankungen von Vätern führen zu erhöhten familiären Belastungen, die in vielen Fällen nicht mehr bewältigt werden können und in der Folge „Störungen“ unterschiedlicher Art bei den Kindern bewirken.

12. Misshandelnder Vater

Die Formen der Misshandlung – Vernachlässigung, physische und psychische Misshandlung und sexueller Missbrauch werden insbesondere bezogen auf die Rolle der Väter, die diese dabei spielen und hinsichtlich der Auswirkungen auf die Kinder ausgeführt.

Kindesmisshandlung ist „eine gewaltsame psychische oder physische Beeinträchtigung von Kindern“ (Engfer, 2002, S. 800) und tritt in verschiedenen Modalitäten auf. Zur Misshandlung werden *Vernachlässigung, psychische Formen der Misshandlung, körperliche Misshandlung* und *sexueller Missbrauch* gezählt.

Bei der Ursachenerforschung von innerfamiliärer Gewalt wird von drei Modellen ausgegangen, dem soziologisch-ökologischen, dem psychologisch-psychopathologischen und dem interaktiven. Das Geschlecht des Täters wird außer beim sexuellen Missbrauch nicht berücksichtigt. So finden sich in der Literaturübersicht von Amelang und Krüger (1995) Studien, die Eltern oder Mütter erfassen, aber keine, die sich ausschließlich mit misshandelnden (ausgenommen sexuell missbrauchenden) Vätern beschäftigen. Beim interaktiven Ansatz wird den Mutter-Kind-Beziehungen großer Raum eingeräumt, während Vater-Kind-Beziehungen nicht erwähnt werden.

12.1 Vernachlässigung

Üblicherweise wird als Vernachlässigung „deutliche und dauerhafte Vernachlässigung der grundlegenden körperlichen und seelischen Bedürfnisse des Kindes nach Nahrung, Sauberkeit, bedarfsgerechter medizinischer Versorgung und affektiver Kommunikation“ beschrieben (Dornes, 2000, S. 70).

Untersuchungen über Vernachlässigung in der beschriebenen Weise allein durch den Vater liegen nicht vor. Amerikanische Untersuchungen zeigen überwiegend auf, dass Vernachlässigung und Misshandlung wesentlich häufiger in Einelternfamilien – zumeist Mutter-Familien – nachweisbar sind (Amelang & Krüger, 1995). Die Beteiligung des Vaters bei der Kindererziehung wird als protektiver Faktor gegen Vernachlässigung eingeschätzt, wie die Untersuchung von Dubowitz et al. (2000)

ergeben hat. Mittels Interviews, Videoaufnahmen und Besuch zu Hause wurden bei 244 afroamerikanischen Kindern im Alter von fünf Jahren und ihren Familien ein negativer Zusammenhang zwischen Involviertheit des Vaters in die Kindeserziehung und eventuell auftretender Vernachlässigung des Kindes gefunden. Bei Familien mit biologischen und Stiefvätern zeigen sich ähnliche Ergebnisse. Allerdings ist die Stichprobe nicht repräsentativ für die afroamerikanische Bevölkerung der USA; ihre Rekrutierung erfolgte in zwei Kinderkliniken in urbanen Ballungszentren und die Väter wurden für ihre Mitarbeit entschädigt.

12.2 Psychische (seelische) Misshandlung

„Unter psychischer Misshandlung versteht man alle Handlungen oder Unterlassungen von Eltern oder Betreuungspersonen, die Kinder ängstigen, überfordern, ihnen das Gefühl der eigenen Wertlosigkeit vermitteln und sie in ihrer psychischen und/oder körperlichen Entwicklung beeinträchtigen können“ (Engfer, 2000, S. 26).

Psychische Misshandlung – auch: emotionale oder verbale Misshandlung oder verbale Aggression – wird nach Amelang und Krüger (1995) durch folgende Verhaltensweisen praktiziert:

- Ständiges Bedrohen und Manövrieren in die Sündenbockrolle,
- Ablehnung des Kindes durch Herabsetzung und demonstratives Vorziehen eines Geschwisters,
- inkonsistente und widersprüchliche Erziehungspraktiken,
- Isolieren des Kindes.

Es besteht keine Einigkeit darüber, welche konkreten elterlichen Verhaltensweisen zu psychischem Missbrauch zu zählen sind. Bei amerikanischen Autoren wird z.B. auch wirtschaftliche Ausbeutung genannt (Miller & Knudsen, 1999). Sidebotham et al. (2001, S. 1181) bezeichnen unter „emotional abuse“ „Actual or likely severe adverse effect on the emotional and behavioral development of a child caused by persistent or severe emotional illtreatment or rejection“. Sie betonen, dass alle Missbrauchsformen auch emotionale Misshandlung beinhalten.

Wegen der Schwierigkeit, psychische Misshandlung zu operationalisieren und sie von anderen Variablen zu isolieren, gibt es nach Miller und Knudsen (1999) keine großangelegten empirischen Untersuchungen. Doch schätzen diese Autoren in ihrer Übersichtsarbeit die Inzidenzrate von psychischer Misshandlung wesentlich höher ein als die von sexuellem Missbrauch.

Nach Miller und Knudsen (1999) unterscheiden sich psychisch misshandelte Kinder von psychisch nicht misshandelten Kindern durch ein geringeres Selbstwertgefühl und weniger Ehrgeiz, durch geringere soziale Kompetenz sowie geringere verbale und kognitive Fähigkeiten, außerdem durch höhere Depressivität und die Neigung, auf Aggressionen mit Aggressionen zu reagieren. Als Langzeiteffekte werden geringeres Selbstwertgefühl und geringere soziale Kompetenz angeführt, doch liegen repräsentative empirische Studien über Langzeitfolgen von psychischer Misshandlung nicht vor.

Wie bereits erwähnt, ist Auswirkung von psychischer Misshandlung allein durch den Kindesvater kaum erfasst worden. Aus dem psychotherapeutischen Bereich finden sich diesbezüglich Hinweise z.B. bei Aigner (2001), welcher ehemalige Skinheads (Anzahl nicht angegeben) über ihre Kindheit interviewt und bei ihnen eine „Grundstimmung von Erniedrigung“ (S. 413) durch den Vater findet. Diese Arbeit spricht für erhöhte Aggressivität als Langzeitfolge, doch werden andere Variablen, wie z. B. körperliche Misshandlung, nicht als mögliche Mitverursacher der erhöhten Aggressivität kontrolliert.

12.3 Körperliche (physische) Misshandlung

Das multiaxiale Klassifikationsschema für Störungen des Kindes- und Jugendalters nach ICD-10 der WHO definiert körperliche Misshandlung als

„eindeutige Vorfälle, in denen das Kind von einem im Haushalt lebenden Erwachsenen in einem Ausmaß verletzt worden ist, das entweder medizinisch relevant ist oder eine für die Subkultur abnorme Form der Gewalt darstellt. Es bestehen große Unterschiede, in welchem Ausmaß der Einsatz von körperlicher Bestrafung von Kindern als annehmbar gilt ... Körperliche Misshandlung kann sowohl das Ergebnis einer exzessiv betriebenen, körperlichen Bestrafung infolge

eines Kontrollverlustes, als auch Folge einer vorsätzlichen böswilligen Handlung sein“ (Remschmidt, Schmidt & Poustka, 2001, S. 341f).

Die Erhebung von Inzidenz und Prävalenz von körperlicher Misshandlung ist wegen der Verdunklungstendenz schwierig. Wetzels (1997) stellt für Deutschland eine wesentlich höhere Inzidenzrate für körperliche Gewalt als für sexuellen Missbrauch fest. Die epidemiologische Prävalenzstudie durch Befragung von Erwachsenen ergibt geschlechtsspezifische Unterschiede: „Männer sind demnach in ihrer Kindheit zu einem größeren Anteil als Frauen von ihren Eltern mit Körperstrafen erzogen worden und auch die Frequenz derartiger Erfahrungen ist bei ihnen höher“ (Wetzels, 1997, S. 148). Obwohl körperliche Misshandlung in allen Schichten vorkommt, besteht nach dieser Studie ein Zusammenhang mit der Häufigkeit von körperlicher Misshandlung und niedrigerer sozioökonomischer Schicht.

„Statistisch bedeutsame Unterschiede finden sich ferner bei einem Vergleich von Familienformen. Befragte, die bis zu ihrem 14. Lebensjahr bei beiden biologischen Elternteilen lebten, berichten im Vergleich zu den Befragten aus unvollständigen Herkunftsfamilien zu einem signifikant niedrigeren Anteil über erlittene körperliche Gewalt“ (Wetzels, 1997, S. 149). Kinder aus vaterlosen Familien geben signifikant häufiger Züchtigung und Misshandlung an (Wetzels, 1997, S. 150; Amelang & Krüger, 1995).

Das Ausmaß von somatischen Folgen nach körperlichen Misshandlungen ist unterschiedlich groß und kann im Extremfall bis zum Tod des Kindes führen. Die kurzfristigen psychischen Auswirkungen von körperlicher Misshandlung sind durch die empirische Sozialforschung bis jetzt wenig dokumentiert. Berichte aus dem klinisch-therapeutischen Bereich können die Folgen von ausschließlich körperlicher Misshandlung nicht darstellen, weil üblicherweise körperliche Misshandlung mit psychischer Misshandlung, oft auch mit Vernachlässigung, einhergeht. Die vorliegenden Angaben über Folgen von körperlicher Misshandlung sind daher vor allem als Hypothesen einzustufen. Genannt werden mittelfristig sowohl Rückstände in der kognitiven Entwicklung als auch geringe Belastbarkeit und erhöhte Aggressivität gegenüber Gleichaltrigen sowie Angst- und Essstörungen und generell externalisierendes Verhalten (vgl. Engfer, 2002).

Langfristige Auswirkungen von körperlicher Misshandlung werden von Malinosky-Rummel und Hansen (1993, zitiert nach Engfer, 2002) bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen untersucht. Demnach treten bei dieser Gruppe vermehrt erhöhte Aggressionsbereitschaft, Alkohol- und Drogenmissbrauch und emotionale Probleme auf. Aber auch bei diesen Langzeitfolgen ist der Faktor der psychischen Misshandlung mitzubedenken.

Die Frage, ob die in der Kindheit in der Familie erlebte Gewalt auf die von diesen Kindern im Erwachsenenalter neugegründete Familie von Einfluss ist, wird von Heymann und Smith (2002) empirisch untersucht. 60 % der Teilnehmer der National Family Violence Survey 1985 in den USA beantworteten die Conflict Tactics Scale hinsichtlich Gewalt zwischen den Eltern und Gewaltausübung der Eltern gegenüber den Kindern. Danach erhöht das innerfamiliäre Erleben von Gewalt in der Herkunftsfamilie die Wahrscheinlichkeit der Gewaltausübung als Erwachsener in der eigenen Familie. Männer tendieren zu Gewalttätigkeit gegenüber Partnerin und Kindern, sofern sie als Kind einen gewalttätigen Vater erlebt haben, Frauen, sofern sie eine, auch gegenüber dem Vater gewalttätige Mutter erlebt haben. Frauen, die in ihrer Kindheit Opfer von innerfamiliären Gewalttätigkeiten gewesen sind, tendieren als Erwachsene dazu, in einer gewalttätigen Partnerschaft zu leben, sei es als Opfer, als Täterin oder beides. Die meisten Erwachsenen, die in ihrer Herkunftsfamilie Gewalt erlebt haben, vermeiden es, als Erwachsene Gewalt auszuüben. Dies bedeutet, dass die Weitergabe familiärer Gewalt von einer Generation zur nächsten unterbrochen werden kann.

12.4 Sexueller Missbrauch

Sexueller Missbrauch wird in der Literatur unterschiedlich definiert, womit die divergierenden Angaben über die Häufigkeit zumindest teilweise erklärt werden können. Nach dem multiaxialen Klassifikationsschema der WHO wird sexueller Missbrauch als sexuelle Handlung zwischen Kind und Erwachsenem bezeichnet (vgl. Remschmidt, Schmidt & Poustka, 2001, S. 342).

Über die Häufigkeit von Inzest variieren die Angaben stark, eine Differenzierung zwischen biologischem Vater und Stiefvater wird zumeist nicht vorgenommen. Missbrauchshandlungen durch Väter oder Stiefväter geben retrospektiv 1,3 % aller Frauen und 0,3 % aller Männer in einer deutschen repräsentativen epidemiologischen Prävalenzstudie an (Wetzels, 1997, S. 171). Das Missbrauchsrisiko durch den Stiefvater wird als sechsmal höher eingeschätzt als durch den leiblichen Vater.

Ein generelles „Missbrauchssyndrom“, nämlich typische Symptome oder Verhaltensweisen als Folge des Missbrauchs, ist nicht nachweisbar. Kendall-Tackett, Meyer und Finkelhor (1998) kommen bei einer Metaanalyse von 45 Studien über die Symptomentwicklung bei missbrauchten Kindern zu einer höheren Symptombelastung als bei nicht-klinischen Gruppen. Ängste, Depressionen und Aggressionen, internalisierendes und externalisierendes Verhalten treten bei missbrauchten Kindern zwar weniger häufig auf als in klinischen Stichproben, sexualisiertes Verhalten ist hingegen häufiger gegeben. In einigen dieser Studien wurde die Symptomentwicklung zum Teil längsschnittlich untersucht, und das Alter der Opfer überschritt allgemein nicht 18 Jahre. Darüber hinaus erwähnen die Autoren, dass die meisten Forscher nicht zwischen einem intra- oder extrafamiliären Missbrauch unterscheiden.

Fegert (1995) bringt in „Väter als Täter“ den historischen Hintergrund von Vater-Tochter-Inzest sowie in weiterer Folge mögliche Risiken des Missbrauchs durch den Vater oder Stiefvater auf der Basis klinischer Erfahrung und Literaturstudien. Er weist darauf hin, dass missbrauchende Väter oder Stiefväter oft die einzigen Personen sind, die dem Kind Zuwendung schenken. Dies sei oft der Grund dafür, dass Missbrauchsoffer dem Täter gegenüber nicht nur negative Gefühle entwickeln. Außerdem seien intrafamiliäre Täter darauf bedacht, dass relativ rigide Grenzen zur Außenwelt bestehen bleiben und dass die betroffenen Kinder wenig Möglichkeit bekommen, enge Freundschaften zu knüpfen und in ihren Spielkontakten eingeschränkt sind. Diese Strategie der Täter trägt in weiterer Folge zur Geheimhaltung des Missbrauchs bei.

Fegert (1995) führt weiter aus, dass in solchen Familien die Generationsgrenzen oft verwischt sind und es nicht selten zur Parentifizierung von Kindern kommt. Dissoziative Störungen seien beobachtbar. Fegert erwähnt in diesem Zusammenhang eigene Studien und gibt die Ergebnisse wie folgt an: „In unseren eigenen Untersuchungen wie in anderen klinischen Stichproben fanden wir einen erhöhten Anteil von sogenannten ‚posttraumatischen Belastungsstörungen‘ mit Angstträumen, flashback-artigen Erinnerungen und teilweise mit einer bei Jugendlichen dann chronifizierenden Neigung zu Selbstverletzungen, wiederholten Suizidversuchen und teilweise auch zum Alkohol- und Drogenabusus“ (Fegert, 1995, S. 193). Darüber hinausgehend betont der Autor, dass die Verarbeitung des Missbrauchserlebnisses in Abhängigkeit von individuellen Gegebenheiten von Person zu Person variieren kann. „Bei der retrospektiven Sicht bei erwachsenen Frauen und Männern schienen die Personen, die psychosozial das höchste ‚Funktionsniveau‘ erreicht hatten, sexuellen Missbrauch in der Kindheit eher verdrängt und teilweise über Jahre bzw. Jahrzehnte vergessen zu haben“ (Fegert, 1995, S. 193).

Fegert betont, dass nach Missbrauchserleben im Kindesalter oft erst aktuelle Konflikte oder entwicklungspsychologische Schwellensituationen, wie z.B. der Eintritt in die Pubertät bzw. in das Erwachsenenalter, zum Auftreten von Symptomen führt und zieht den Schluss, dass generell intrafamiliärer (nicht ausschließlich durch den Vater begangener) Missbrauch häufig zu maßgebenden psychischen Folgen führt (vgl. auch Egle, Hoffmann & Joraschky, 2000).

Hirsch (1994) gibt einen Überblick über Studien betreffend mögliche Folgen von Inzest, wobei diese als klinische Erfahrungsberichte einzuschätzen sind. Die Ergebnisse weisen unter anderem darauf hin, dass das Ausmaß der Traumatisierung vor allem von der Beziehung zwischen Täter und Opfer abhängt, weiters vom Schutz der Mutter für die Tochter, von der Bereitschaft, Hilfe von außen anzunehmen und sich vom Täter zu trennen. Hirsch beschreibt mögliche Verhaltensauffälligkeiten infolge Inzest in der Kindheit und im Erwachsenenalter, von denen jedoch nicht auf Inzest rückgeschlossen werden kann. In der Kindheit seien dies sexualisiertes Verhalten, in der Adoleszenz die Neigung zur Promiskuität, im Erwachsenenalter Probleme in der Partnerbeziehung und Prostitution.

Nach den Untersuchungen von Moggi (2002) besteht ein Zusammenhang zwischen der Schwere des Missbrauchs und den Folgen. Es „litten erwachsene Frauen deutlich stärker unter Langzeitfolgen, wenn sie als Kind in lang andauernden Inzestbeziehungen lebten, in denen mit Gewalt die Teilnahme an sexuellen Handlungen erzwungen worden war. Sie hatten ein negativeres Selbstbild, häufiger Depressionen sowie Beziehungs- und Sexualstörungen“, in Alltagssituationen mit Männern „fühlten sie sich hilfloser“ (Moggi, 2002, S. 119).

Kinzl und Biebl (1992) berichten von einer Untersuchung mit stationär behandelten Essgestörten. Insgesamt geben 20 % einen schwerwiegenden, sich wiederholenden und oft intrafamiliär stattgefundenen Missbrauch an, wobei Bulimikerinnen den sexuellen Missbrauch signifikant häufiger erlebten als Anorektikerinnen. Der Inzest erfolgte in ungefähr zwei Drittel ohne offene Gewaltanwendung. Außerdem zeigen Patientinnen mit Missbrauchserfahrungen häufiger selbstschädigendes Verhalten in unterschiedlichen Variationen als andere psychiatrische oder psychosomatische Patientinnen.

In den meisten Familien waren in dieser Studie zu Beginn des Missbrauchs akute und chronische psychosoziale Belastungen, wie z. B. finanzielle Probleme oder Arbeitslosigkeit, vorherrschend. Die Missbrauchsoffer fühlten sich von der Mutter nicht angenommen und geborgen. Die Mütter hatten selbst häufig psychische Probleme (Depressionen) und waren oft vom Täter abhängig. Auch Sidebotham et al. (2001) stellen u.a. fest, dass zu den charakteristischen Merkmalen der Väter von Missbrauchsoffern geringe Bildung, niedriges Lebensalter, Heimerfahrung und eigene psychiatrische Erfahrung gehören.

In einer weiteren Untersuchung beschäftigen sich Kinzl et al. (1994) mit der Frage, ob es einen möglichen Zusammenhang gibt zwischen sexuellem Missbrauch bzw. einem dysfunktionalen Familienklima in der Kindheit und einem erhöhten Risiko in der Adoleszenz bzw. im Erwachsenenalter, Essprobleme zu entwickeln. Die Stichprobe besteht aus 202 Studentinnen und 301 Studenten der Universität Innsbruck. Als Untersuchungsinstrumente wurden das Eating Disorder Inventory (EDI) und zur Erhebung des familiären Hintergrunds in der Kindheit das

Biographische Inventar eingesetzt. Der sexuelle Missbrauch wurde durch Zuhilfenahme eines Fragebogens erfasst. Es finden sich hinsichtlich Ausmaß der Essstörung keine Unterschiede zwischen Missbrauchsoptionen und Nichtmissbrauchten. Jedoch zeigen sowohl Männer als auch Frauen, die das Familienklima in der Kindheit als negativ beschrieben haben, signifikant höhere Werte bzgl. eines gestörten Essverhaltens. Demnach lässt sich schließen, dass das Entstehen eines problematischen Essverhaltens weniger mit Missbrauchserfahrungen, sondern allenfalls eher mit einem problematischen Elternverhalten in Zusammenhang gebracht werden kann.

Die Psychodynamik von Inzestfamilien beschreibt Hirsch (2002) basierend auf klinischer Erfahrung: Inzest sei nicht schichtspezifisch, die äußeren Verhältnisse wären zumeist geordnet. Auffällig seien die soziale Isolation der Familie und die Entwicklung von Schuldgefühlen beim Opfer.

12.5 Vergleichende Untersuchungen über verschiedene Misshandlungsformen

Barnow, Lucht und Freyberger (2001) beschäftigten sich im Rahmen ihrer Untersuchung mit dem Einfluss von Bestrafung, emotionaler Ablehnung, Kindesmissbrauch und zerrütteter Familie auf das Aggressionsverhalten im Jugendalter. 33 Jugendliche, die nach DSM-IV-Kriterien eingestuft wurden und die mindestens 67 Punkte auf der Aggressivitätsskala des Youth-Self-Report (YSR) erreichen, werden mit 66 unauffälligen Jugendlichen verglichen. Ihr Alter liegt zwischen 13 und 17 Jahren. Bei den aggressiven Jugendlichen wird im Vergleich zur Kontrollgruppe ein erhöhter sexueller und/oder physischer Missbrauch sowie ein geringerer Kontakt zum leiblichen Vater festgestellt. Die besten Vorhersagevariablen für aggressives Verhalten sind demnach harte elterliche Bestrafung, emotionale Ablehnung und unregelmäßiger Kontakt zum leiblichen Vater. Außerdem zeigen aggressive Jugendliche vermehrt Aufmerksamkeitsdefizite, Angstzustände, Depressionen und soziale Probleme.

Richter-Appelt (1998) referiert einleitend über bisherige Forschungsergebnisse und verweist auf klinische sowie nicht-klinische Studien, die einen Zusammenhang

zwischen psychopathologischen und psychosomatischen Auffälligkeiten und Erkrankungen im Erwachsenenalter und sexuellen Missbrauchserlebnissen in der Kindheit belegen. Richter-Appelt selbst differenziert in ihrer Arbeit zwar nicht explizit zwischen intra- und extrafamiliärer Misshandlung, liefert jedoch einen wichtigen Beitrag dahingehend, dass sexueller Missbrauch nicht isoliert, sondern in Kombination mit körperlicher Misshandlung, seelischer Misshandlung und Vernachlässigung betrachtet werden sollte.

Im Rahmen dieser Hamburger Studie wird eine nicht-klinische Stichprobe mit 1068 Adoleszenten/Erwachsenen mit durchschnittlichem Alter von 25 Jahren, die in ihrer Kindheit körperlich und/oder sexuelle Misshandlungen erlebt haben, untereinander und mit einer bezüglich Missbrauch und Misshandlung nicht auffälligen Kontrollgruppe (289 Personen) verglichen. Die Personen wurden in drei Gruppen eingeteilt, nämlich in der Kindheit (vor dem 12. Lebensjahr) sexuell Missbrauchte und körperlich Misshandelte, nur sexuell Missbrauchte und nur körperlich Misshandelte. Unter anderem gilt das Interesse den Begleitsymptomen und Folgeerscheinungen bei Missbrauch und Misshandlung.

Die Ergebnisse zeigen, dass sexueller Missbrauch und körperliche Misshandlung oft auch von seelischer Vernachlässigung und Misshandlung begleitet werden. Frauen berichten häufiger als Männer von Symptomen und Problemen bis zum 12. Lebensjahr. Die meisten Symptome finden sich in der Gruppe der körperlich misshandelten und sexuell missbrauchten Frauen. Sie nennen u.a. Aggressionen gegenüber Gegenständen, Selbstverletzungen, Diebstahl, Angstträume, Essprobleme und Rauchen. Bei Männern finden sich keine vergleichbaren Berichte. Auch bei Problemen nach dem 12. Lebensjahr sind körperlich misshandelte und sexuell missbrauchte Frauen und Männer stärker als nicht missbrauchte betroffen. Bei Frauen treten Suchtmittelabusus und Autoaggressionen, körperliche Beschwerden und sexuelle Probleme auf (Richter-Appelt, 1998).

Zusammenfassend

ergeben die vorliegenden Untersuchungen, dass

- in Alleinerzieherfamilien, also bei Vaterabwesenheit, die Gefahr von Vernachlässigung und körperlicher Misshandlung größer ist als in Zwei-Eltern-Familien;
- Folgen von Misshandlung ausschließlich durch den Vater bislang wenig untersucht worden sind, wobei insgesamt gesehen Folgen nach schwerer körperlicher und psychischer Misshandlung unbestritten sind;
- psychische Misshandlung zu Erniedrigung führen kann, welche aggressiv verarbeitet wird;
- Söhne von gewalttätigen Vätern im Erwachsenenalter als Partner und Väter eher zu Gewalttätigkeit tendieren als Söhne von gewaltlosen Vätern;
- Frauen mit Gewalterfahrung in der Kindheit dazu tendieren, im Erwachsenenalter als Opfer und/oder Täterin in einer Gewaltfamilie zu leben;
- die meisten Menschen mit familiärer Gewalterfahrung in der Kindheit als Erwachsene Gewalt vermeiden;
- wesentlich mehr Kinder durch ihre Eltern körperlich misshandelt werden als sexuell;
- misshandelte Kinder häufig verschiedene Formen von Misshandlung erleiden;
- psychische, körperliche und sexuelle Misshandlung mit Aggressivität, Angst, Depressivität, Aufmerksamkeitsstörung und sozialen Problemen, sowie Alkohol- und Drogenmissbrauch im Jugendalter in Zusammenhang steht;
- bei Untersuchungen über sexuellen Missbrauch fast durchwegs nur zwischen intra- und extrafamiliärem Täter unterschieden wird und die Ergebnisse über Inzest vor allem auf klinischen Erfahrungen und psychoanalytischen Studien beruhen;
- langandauernder, gewaltsamer Inzest eine seltene Form von Misshandlung darstellt, aber hinsichtlich seiner Folgen bis in das Erwachsenenalter als die schwerste Form von Misshandlung einzustufen ist und zu einer massiven, vielfältigen Symptomatik mit autoaggressiven Handlungen bis zu Suizidtendenzen führen kann;

-
- das Risiko von sexuellem Missbrauch in Stieffamilien wesentlich höher ist als in Kernfamilien;
 - schwere Essstörungen eher mit einem dysfunktionalen Familienklima in Zusammenhang gesehen werden müssen als mit Inzest.

Es ergeben sich aus den Studien folgende Fragen bzw. untersuchenswerte Themen:

Prävalenzraten der Formen von körperlicher und psychischer Misshandlung sind in Österreich aktuell nicht erhoben und sollten nicht durch Befragungen von Kindern ermittelt werden, da sich diese dafür in der Regel schämen und solche „Erziehungspraktiken“ der Eltern verschweigen. Ein retrospektives Projekt (vgl. Wetzels, 1997) wäre adäquater. Da Misshandlung auch kulturspezifisch definiert wird, erscheint eine aktuelle Erhebung in Österreich in Anbetracht der Einwanderung in den letzten Jahren dringend notwendig.

Misshandlungsursachen und -folgen im Kindesalter sind empirisch zu wenig abgesichert. Ob bestimmtes, z.B. externalisierendes Verhalten der Kinder, Misshandlung bei erziehungsschwachen Eltern (Vätern) provoziert oder durch diese Erziehungspraktiken verursacht ist, wieweit die Bindungsqualität zwischen Kind und Eltern (Vater) Misshandlungen fördert oder hintan hält, sind Fragen, deren Abklärung relevant für die Prävention von Misshandlung wären.

Ungeklärt ist, unter welchen Umständen Inzest keine psychopathologische Symptomatik zur Folge hat. Hierbei handelt es sich um ein in der Literatur tradiertes Phänomen, das aber empirisch nicht abgesichert ist.

13. Kriegsbedingte Vaterentbehnung

In diesem Abschnitt werden Arbeiten über die Kriegs- und Nachkriegsgeneration des 2. Weltkrieges und Arbeiten über die Auswirkungen von Vaterentbehnung durch den Bosnienkrieg referiert. Zudem wird auf US-amerikanische Forschung verwiesen.

13.1 Vaterentbehnung während und nach dem 2. Weltkrieg

Forschungsergebnisse über die Auswirkung von Vaterentbehnung während und nach dem 2. Weltkrieg basieren vor allem auf Arbeiten auf dem psychoanalytischen und dem systemisch-familientherapeutischen Ansatz, nur wenige sind empirisch-sozialpsychologisch ausgerichtet (z.B. Meyer, 1981 oder Grundmann, 1990).

Sieben Kinder, deren Väter im 2. Weltkrieg vermisst waren, werden von Meyer (1981) zum Thema Trauerarbeit befragt. Die Kinder scheinen weit weniger als ihre in der Lage zu sein, das Fehlen des Vaters zu akzeptieren. Ihr Verhalten erinnert an das Suchen heranwachsender Adoptivkinder nach ihren biologischen Eltern.

Die Untersuchung von Grundmann (1990) beschäftigt sich mit der Frage, ob und wie sich das Aufwachsen in Familien mit zumindest sechsmonatiger Vaterabwesenheit vor, während oder nach dem 2. Weltkrieg auf das Familienbildungsverhalten bei Männern auswirkt. Das Familienbildungsverhalten wird mittels der Variablen „Kinderlosigkeit im Alter von 30 Jahren“ untersucht. Ausgangspunkt der Analyse sind psychoanalytische, rollen- und strukturtheoretische Annahmen über mögliche Folgen der Vaterabwesenheit sowie vorliegende Ergebnisse empirischer Arbeiten. In den untersuchten Kohorten (Geburtsjahrgänge 1929-1931, 1939-1941, 1949-1951) konnte gezeigt werden, dass nur die Vaterabwesenheiten, die nicht durch den Militärdienst des Vaters hervorgerufen worden sind, einen negativen Einfluss auf das generative Verhalten aufweisen. In der Interpretation wird auf ungünstige Lebensbedingungen während der Vaterabwesenheit in der Nachkriegszeit, verbunden mit schlechten Bildungs- und Freizeitmöglichkeiten, verwiesen. Eine Trennung vom Vater, die durch den Militärdienst verursacht wurde, führt zu einer Verbesserung des Vaterbildes (Adams, Milner & Schrepf, 1984, zitiert nach

Grundmann, 1990), möglicherweise spielt aber hier auch die Idealisierung des Vaters eine Rolle.

Bei Einschätzung der Resilienz, also der psychischen Widerstandsfähigkeit, ist sowohl nach Einschränkungen und Verlusten, aber auch nach vorhandenen Ressourcen zur Bewältigung von Beeinträchtigungen zu fragen. In diesem Sinn dürfte es sich bei Patienten um Personen mit eher niedriger Resilienz handeln, welche durch ein erhöhtes Ausmaß an Beeinträchtigung und eine eher geringe Anzahl von Ressourcen zustande kommt (vgl. Kruse, 2002). Tatsächlich ist Vaterentbehnung durch den Krieg individuell in unterschiedlichem Ausmaß mit anderen Belastungen verbunden - wie z.B. mit Verlust des Wohnsitzes und des sozialen Netzes, mit sehr geringen ökonomischen Ressourcen und vor allem mit Ängsten, die durch das Kriegsgeschehen ausgelöst werden. In diesem Sinn mögen die vielfältigen Ergebnisse der psychotherapeutischen Studien tendenziell für die Nachkriegsgeneration ihre Richtigkeit haben, aber nicht für jeden Einzelnen davon – und sie müssen auch nicht auf die heutige Generation in vollem Umfang zutreffen.

Schmidbauer beschreibt in seinem Buch „Ich wusste nie, was mit Vater ist“ (1998, S. 242; vgl. auch 1987) u.a. die Folgen der Vaterlosigkeit für Töchter, basierend auf psychoanalytischer Therapie-Erfahrung mit Frauen aus der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, wie folgt: „Die vaterberaubten Frauen verarbeiten diese Situation in verschiedenen Formen:

1. Partnerlosigkeit, von gelegentlichen erotischen Abenteuern unterbrochen. Gute Beziehungen zu Freundinnen und zur Arbeit kompensieren oft heftige Einsamkeitsgefühle.
2. Entsexualisierte Partnerschaft, die Geborgenheit bietet, während „Erotik nicht so wichtig ist“.
3. Spaltung zwischen Geborgenheit und Sexualität. Neben dem „Muttermann“, der als verlässlich, aber sexuell wenig attraktiv erlebt wird, dominieren „Vatermänner“ die erotische Fantasie.“

In der nachfolgenden Generation könnten vaterdeprivierte Frauen ihre Söhne besser idealisieren als verstehen und würden häufig versuchen, sie zu entsexualisieren. Der erwachsene Sohn würde als Folge dieser Mutterbeziehung Frauen eher als

gefährlich oder zumindest „schwierig“ empfinden und sich von ihnen eher zurückziehen, wenn er seine sexuellen Wünsche befriedigt hätte. Vaterdeprivierte Söhne würden viele Frauen brauchen, um befriedigt zu sein, und diese Fantasie depressiv abwehren oder aggressiv befriedigen. Die Folgen des Krieges für die nächste Generation wären Erfahrung des Väterverlustes, die Idealisierung des Vaters und heftige Angst vor Entwertung des Vaters.

Der Männertyp „Hysterischer Mann“ ist nach Schmidbauer (2001) besonders in der Kriegs- und Nachkriegsgeneration, welche eine vaterdeprivierte Kindheit hatte, vertreten. Hysterische Männer seien gekennzeichnet durch Sehnsucht nach dem Vater, durch das Bestreben, ihn zu idealisieren, durch die Bindung an ein heroisches Ideal und Angst, nur durchschnittlich zu sein, durch Entwertung und Rückzug in den Frauenbeziehungen, durch hektische Suche nach neuen Frauen sowie durch große Ängste, in nahen, vertrauensvollen Beziehungen von den Partnerinnen erniedrigt zu werden. Dem hysterischen Mann sei es in der Regel nicht gelungen, sich aus der Bindung an die übermächtige Mutter durch Identifizierung mit dem Vater zu befreien. Dies wird auf die kriegsbedingte mangelnde Präsenz des Vaters in der Familie zurückgeführt, ebenso aber auch auf den durch Krieg und Gefangenschaft traumatisierten und geschwächten Vater.

Der Psychotherapeut Heini (1994) hat sich sowohl mit seiner eigenen Vaterentbehnung als auch mit der von Patienten auseinandergesetzt. Seelische Wunden aus der Krieg- und Nachkriegs-kindheit können demnach im Erwachsenenalter und auch noch in der nächsten Generation zu Krankheit und seelischer Erstarrung führen, erlebbar in den Psychotherapien mit den Betroffenen aus dieser Zeit (vgl. Greene, 2001).

Anhand der Berichte über zehn Psychoanalysen und der persönlichen Aufarbeitung der eigenen Vaterentbehnung beschreiben Radebold und Radebold (2000) die Entwicklung von Erwachsenen. Sie alle haben Abwesenheit des Vaters in ihrer Kindheit erfahren und gehören der Altersgruppe an, die in der Kriegszeit (2. Weltkrieg) und in der Nachkriegszeit Kinder waren. Auf die defizitäre Lebenssituation der 45- bis 60-jährigen Patienten (sechs Männer, vier Frauen) in ihrer Kriegskindheit

wird unter den Aspekten der Vaterabwesenheit, des Verhaltens der Mutter und möglicher protektiver Faktoren eingegangen.

In der Therapie dieser schon vor Jahrzehnten traumatisierten Menschen gibt es eine Phase der Suche nach dem Vater, an die jene der Suche nach der erweiterten eigenen Identität anschließt. Die letzte Phase beinhaltet das Vertrautwerden mit der gewonnenen Identität und den bewussten Abschied vom Vater. Bei drei Patienten unterstützt der Vater nach kriegsbedingter Abwesenheit und anschließender Anwesenheit als Person die Familie zwar in äußerlichen Belangen, bleibt aber für die Kinder seelisch unerreichbar.

Die bei allen Patienten vorherrschende chronifizierte depressive Symptomatik mit teilweise deutlicher Suizidalität verschwindet während der Therapie ebenso wie die vielfältigen Ängste und die hypochondrischen Befürchtungen. Auch hinsichtlich der funktionellen Selbstreglementierung und Selbstaussbeutung zeigen sich Verbesserungen. Indirekte Folgen der Abwesenheit der Väter sind demnach fortbestehende intensive Beziehungen zu den Müttern, verbunden mit Ablösungsproblemen, und eine schwierige materielle und soziale Situation in der Kindheit.

Sozialpsychologische Untersuchungen über die kriegsbedingte Vaterentbehnung dieser Generation liegen nach Radebold und Radebold (2000) nicht vor. Die Autoren weisen aber darauf hin, dass ungefähr ein Viertel aller deutschen Kinder nach dem Krieg ohne Vater aufgewachsen ist. Diese Generation hätte in der 68er-Revolution ihre Anklagen über die abwesenden und unerreichbaren Väter zum Ausdruck gebracht.

Biographische Dokumente legt Bruns (1991) von 22 Frauen und sich selbst vor, in welchen geschildert wird, wie sie den aus dem Krieg heimkehrenden Vater erlebt haben. Eindrucksvoll wird das Fremdheitsgefühl dieser Mädchen gegenüber ihren Vätern beschrieben, das in manchen Familien auch in Ablehnung und Furcht überging, wenn Väter Kindern und Frauen ohne Einfühlung gegenüber traten und sie brutal misshandelten. Das nahezu durchgehende Schweigen der Väter über den Krieg machte es den Töchtern sehr schwer, Verständnis für ihren Vater aufzubringen

und ein Naheverhältnis zu ihm aufzubauen, obwohl sie nach mehr Vertrautheit mit ihm strebten.

Die psychoanalytische Forschung aus den USA weist nachdrücklich auf die psychischen Folgen bei den Kindern der Opfer, aber auch bei den Kindern der Täter hin (Bergmann & Jucovy, 1995). Inzwischen wurde die Weitergabe an die Kinder der dritten Generation Gegenstand der Forschung (Rosenthal, 1999). Die Weitergabe der schrecklichen Erlebnisse der Eltern an die eigenen Kinder habe von diesen die Übernahme einer Container-Funktion für die elterliche Geschichte verlangt. Die nachfolgende Generation sei durch eine „holding function“ und durch Parentifizierung missbraucht worden. Auf die Drei-Generationen-Perspektive weist Aigner (2001) nach Aufarbeitung der psychoanalytischen Literatur hin.

Zugang zur Psychodynamik von Kindern, deren Väter bei der SS waren, geben z.B. die Arbeiten von Pontzen (2002) und Schindler (2002). Eine Fallstudie von Pontzen (2002) über einen 55-jährigen Mann, dessen Vater bei der SS war und den er nie gekannt hatte, weist auf die Tendenz zur Idealisierung des Vaters sowie eine Beschützerhaltung gegenüber der Mutter hin. Der ältere Sohn dieser Familie übernahm teilweise die Vaterrolle. Kinder dieser Generation hätten Scham- und Schuldgefühle für die Taten der Väter, was damit erklärt wird, dass die Rolle der Väter im 2. Weltkrieg in den Familien nicht offen ausgesprochen worden ist und die Väter vor den Kindern nicht Verantwortung für ihr Handeln in der NS-Zeit übernommen haben. In einer Sekundäranalyse von 22 Interviews mit Kindern von Nazitätern hinsichtlich ihrer Bewältigungsstrategien für die Schuldhaftigkeit ihrer Väter kommt Schindler (2002) zu ähnlichen Ergebnissen.

13.2 Vaterentbehnung während und nach dem Bosnienkrieg

Zvizdic und Butollo (2000) erheben mittels Fragebögen drei Jahre nach Ende des Bosnienkrieges, der von 1992 bis 1995 dauerte, depressive Reaktionen bei 816 Adoleszenten (Alter 10 bis 15 Jahre). Sie vergleichen vier Gruppen: „vermisster Vater“, „vorübergehende Trennung vom Vater“, „verstorbener Vater“ und Kontrollgruppe. Die Ergebnisse zeigen, dass die Gruppe mit den vermissten Vätern die am meisten traumatisierte ist. Diese Gruppe war nämlich mehr kriegsbedingten

Belastungen ausgesetzt gewesen als die anderen Gruppen. Die nur vorübergehend vom Vater Getrennten hatten zumeist als Flüchtlinge das Kriegsgeschehen nicht unmittelbar miterlebt.

Das höchste Ausmaß an Depression weisen jene Jugendlichen auf, welche ab Beginn der Adoleszenz ihren Vater vermissen, das geringste jene, die zu Beginn der Adoleszenz nur vorübergehend vom Vater getrennt waren. Die Jugendlichen mit vermisstem Vater leiden besonders unter sozial-existentialen Problemen (Wohnung) und Mangel an Ressourcen (Geld). Diese beiden Faktoren werden auch in anderen Studien über Vaterlosigkeit als wesentlich erkannt.

Mädchen geben ein größeres Ausmaß an Depression an, was mit dem männlichen Rollenverständnis in Zusammenhang gebracht werden kann. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, dass Mädchen in der frühen Kindheit resilienter, in der Adoleszenz vulnerabler als Knaben sind. Die Unsicherheit über das Schicksal des Vaters dürfte eine größere Belastung sein als sein Wissen um seinen Tod. Sie scheint Unsicherheit, Angst und Depression zu verursachen. Die Reaktion der Mütter dürfte von wesentlichem Einfluss auf die Bewältigung dieser Situation durch die Kinder sein.

13.3 US-amerikanische Forschung

Die Kinder von Vätern mit posttraumatischen Belastungsstörungen infolge von Erlebnissen im Vietnam-Krieg und im zweiten Weltkrieg zeigen erhöhte Werte hinsichtlich Unangepasstheit (Phares, 1997). Es ist allerdings nicht geklärt, ob dieses Fehlverhalten nicht auf andere Variablen rückführbar ist, wie z. B. lange Abwesenheit des Vaters durch den Kriegseinsatz oder militärisch-autoritäre Struktur des Vaters.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass

- die Folgen der Vaterentbehmung in der Kriegs- und Nachkriegszeit des 2. Weltkriegs stark mit Belastungen wie Armut, Wohnsitzwechsel, Angst vor dem Kriegsgeschehen u.a. verbunden sind;

- Hysterie bei jenen Söhnen auftritt, denen es nicht gelungen ist, sich aus der Bindung an die Mutter durch Identifizierung mit dem Vater zu befreien, da er kriegsbedingt abwesend oder auch traumatisiert oder geschwächt war;
- depressive Symptomatik und Suizidtendenzen von Kindern durch kriegsbedingte Vaterabwesenheit bedingt sein kann;
- Kriegsheimkehrer, die nicht in der Lage sind, über ihr Erleben zu sprechen, es ihren Kindern nicht ermöglichen, ein Naheverhältnis und Vertrauen aufzubauen;
- Kinder von Nazi-Tätern Scham- und Schuldgefühle für die Taten ihrer Väter aufbauen, vor allem weil die Kriegserlebnisse nicht Teil offener Kommunikation in der Familie sind;
- diese Nachkriegsgeneration zum Teil auch durch eine Container-Funktion für die elterliche Geschichte und durch eine „holding function“ für ihre Eltern belastet ist;
- Tendenzen zur Idealisierung des abwesenden Vaters und Angst vor seiner Entwertung auch bei Kindern der Täter beobachtet werden können;
- unaufgearbeitete familiäre Belastungen auch auf die dritte Generation Auswirkung haben können;
- belastender als der Tod des Vaters der vermisste Vater erlebt wird, was in einer Studie über Folgen des Bosnienkrieges nachgewiesen wurde.

Aus den Studien über kriegsbedingte Vaterabwesenheit ergeben sich folgende Fragen:

- Wie wirkt sich kriegsbedingte Vaterentbehnung bei Mann und Frau (differenziert nach Vaterverlust und partieller Vaterentbehnung, eventuell mit oder ohne Vaterersatz) im Alter aus, z.B. hinsichtlich physischer und psychischer Krankheitsanfälligkeit und Krankheitsbewältigung, subjektiver Einschätzung des eigenen Lebens, Zukunftsperspektiven und Partnerbeziehungen, beim Pensionseintritt sowie in den Beziehungen zu den Kindern?
- Ist das männliche Rollenbild eines Mannes aus der Kriegs- oder Nachkriegsgeneration, auch noch im frühen Alter von der Vaterentbehnung in der Kindheit beeinflusst? Es lässt sich dazu die Hypothese formulieren, dass der Mann mit früher Vaterentbehnung (Vaterverlust/partielle Vaterentbehnung) diese

Deprivation durch ein erhöhtes Ausmaß an Affektabwehr (z.B. Verdrängen und Verleugnen von Gefühlen) kompensiert.

- Entspricht das Rollenverhalten bei Frauen und Männern mit Vaterverlust oder partieller Vaterentbehrung in Hinblick auf Partnerschaften den Thesen wie sie Schmidbauer formuliert?
- Welche Folgen von Vaterentbehrung bestehen in der Enkelgeneration der partiell oder total durch Krieg abwesenden Männer?

14. Tod des Vaters

Der Tod des Vaters – durch Unfall, Suizid oder Erkrankung – stellt vielleicht kein häufiges, aber doch sicherlich traumatisierendes Ereignis für die gesamte Familie und somit auch für die Kinder dar, da er zumeist einen radikalen Wechsel der sozioökonomischen Lage, der Lebensgewohnheiten, des Lebensstils und der familiären Interaktion mit sich bringt. Auch dieses Phänomen ist in seinen Auswirkungen bislang zu wenig untersucht.

In ihrem demografischen Überblick zur Entwicklung der Familie in Europa schildert Höhn (1989), dass gegen Ende des 19. Jahrhunderts „ein Drittel der im üblichen Heiratsalter geschlossenen Ehen nach etwa 20 Jahren durch Tod eines der Ehegatten gelöst“ (S. 200) wurde. Betroffen war davon fast ein Fünftel aller (nach heutigen Maßstäben) minderjähriger Kinder. Im Vergleich dazu wird heute jede dritte Ehe nach 40 Jahren durch Tod eines Gatten gelöst. Die Anzahl der (Halb-)Waisen macht einen sehr geringen Prozentsatz aus. Die Sterblichkeit der Männer ist dabei konstant höher als jene der Frauen.

Tennant, Hurry und Bebbington (1982) weisen darauf hin, dass der Tod eines Elternteils in der Kindheit zwar keinen Zusammenhang mit dem Auftreten psychopathologischer Symptome im Erwachsenenalter haben muss, er sich aber dennoch gravierend auf die unterschiedlichsten Lebensbereiche auswirkt und psychologisch relevant ist, wie mehrere Studien zeigen (vgl. z.B. „No more the same: the lives of adolescents in Taiwan who have lost fathers“, Hsu, Kahn & Huang, 2002).

Hillmert (2002) widmet sich in einer Analyse von westdeutschen Mikrozensus-Daten (1989) sowie jener des Sozio-Ökonomischen Panels (1984/1998) den Bildungschancen von Kindern, die vor Erreichen der Volljährigkeit einen Elternteil durch dessen Tod verlieren, wobei nicht nach dem Geschlecht des verstorbenen Elternteils differenziert wird. Er kommt zu folgenden Schlussfolgerungen:

„Kinder verwitweter Eltern(teile) sind in höheren Schulzweigen (Gymnasium, Fachoberschule) relativ weniger, in der Hauptschule hingegen häufiger vertreten. Sie besuchen zumindest im jüngeren Alter relativ häufiger berufliche Schulen. Sie

sind beim Hochschulbesuch relativ unterrepräsentiert. Sie gehen offensichtlich bereits in jüngerem Alter und in höherem Maße, einer regelmäßigen Erwerbstätigkeit nach.“ (Hillmert, 2002, S. 55).

Auch in den Daten des Sozio-Ökonomischen Panels finden sich für Opfer eines frühzeitigen Elternverlusts deutlich schlechtere Chancen, eine Ausbildung abzuschließen, bspw. das Abitur zu erreichen. Die Gesamtbildungszeit ist verkürzt, besonders deutlich bei Scheidungskindern.

Kranzler, Shaffer und Wasserman (1990) finden höchst divergierende Publikationen zu den Auswirkungen früher Elternverluste, wobei diesbezügliche Studien meist retrospektiv angelegt sind. Sie führen die teilweise widersprüchlichen Ergebnisse auf methodische Ungleichheiten und Versäumnisse zurück, unter anderem auf die Nichtbeachtung von Geschlecht des Kindes sowie des verstorbenen Elternteils. Ihr Ansatz, bereits sehr junge Kinder (Vorschulalter: drei bis sechs Jahre) zu interviewen, betritt Neuland. Sie untersuchen 26 Kinder im Vorschulalter (3 bis 6 Jahre), die einen Elternteil verloren haben und vergleichen sie mit 40 parallelisierten Kindern aus vollzähligen Familien durch Vorgabe von klinischen und Entwicklungsfragebögen, ausgefüllt durch Eltern und Kindergärtner, mit semistrukturierten Interviews sowie altersadäquaten Testverfahren.

Von den 26 Kindern aus Eineltern-Familien verloren 17 ihren Vater, bei den neun anderen starb die Mutter. Gleichgeschlechtliche Konstellationen fanden sich fast ebenso häufig wie gegengeschlechtliche (12 bzw. 14). Die Analyse der Daten ergibt, dass das Geschlecht des verstorbenen Elternteils keine Auswirkung auf das Befinden bzw. die weitere Entwicklung von verbleibendem Elternteil oder Kind hat. Ganz allgemein findet sich jedoch in der Gruppe der Kinder aus Eineltern-Familien nach Tod eines Elternteils eine größere Häufung von Verhaltensauffälligkeiten als bei Kindern aus Zweieltern-Familien. An klinischen Symptomen sind vor allem depressive Verstimmungen und Angst zu nennen (vgl. Tennant, Hurry & Bebbington, 1982). Wenn sich die Kinder an ihre verstorbenen Eltern erinnern, wird häufig ein trauriges Gefühl berichtet. Jene Studienteilnehmer, die vorrangig andere Gefühle, wie Zorn und Furcht berichten, zeigen mehr klinische Symptome. Am häufigsten wurde das Verhalten junger (drei- bis vierjähriger) Buben als auffällig eingestuft, diese Untergruppe hatte die größten Schwierigkeiten, Trauer zu verbalisieren. Das

Nichtvorhandensein von Trauer ist nach Ansicht von Kranzler, Shaffer und Wasserman (1990) ein Hinweis auf unterdrückte Gefühle, die mit Verhaltensauffälligkeiten einhergehen. Trauer sei bei Kindern dieses Alters weniger durchdringend, sondern mehr situationsabhängig. Kein einziges der interviewten Kinder äußerte, sich verantwortlich für den Tod des Elternteils zu fühlen. Die Aussagekraft der Studie werde, so die Autoren, durch die Nicht-Repräsentativität der Stichprobe und deren geringen Umfang eingeschränkt.

Covell und Turnbull (1982) untersuchen in ihrer Studie die langfristigen Effekte der Abwesenheit des Vaters während der Kindheit – u.a. durch den Tod des Vaters – bei männlichen Universitätsstudenten im Raum Vancouver/Kanada auf ihre Geschlechtsrollenidentität und ihre persönliche Anpassung hin. Dazu wurde ein Fragebogen zur Erfassung biografischer Items vorgegeben, ebenso wie Teile eines Persönlichkeitstests und eines Fragebogens zur Geschlechtsrollenidentität. Befragt wurden 89 männliche Universitäts-Studenten, die ohne Vater aufgewachsen waren sowie 84 Studenten, die gemeinsam mit beiden Eltern aufgewachsen waren. Aus der Gruppe derer, die ohne Vater aufgewachsen waren, haben 35 die Scheidung ihrer Eltern erlebt, bei 22 Befragten starb der Vater vor ihrem 15. Geburtstag und 32 haben keine oder nur wenige Kontakte zu ihrem Vater gehabt aufgrund einer teilweisen oder andauernden Arbeitstätigkeit (zumindest 6 Monate) an einem entfernten Ort. Die Vaterabwesenheit bis zum 15. Lebensjahr wurde berücksichtigt. Die Gruppe der Befragten, die ihren Vater durch Tod verloren hatten, wurde in eine Gruppe mit frühem Verlust (vor dem 5. Lebensjahr) und spätem Verlust (zwischen dem 5. und 14. Lebensjahr) geteilt. Zum Zeitpunkt der Befragung waren die – alle der kaukasischen Mittelschicht angehörenden Befragten – zwischen 19 und 30 Jahre alt.

Die Ergebnisse zeigen, dass die Studierenden, die ihren Vater entbehren mussten, weder weniger männlich noch mehr weiblich empfinden als solche aus Zweielternfamilien – unabhängig von der Ursache der Entbehrung. Dies ist nach Ansicht der Autoren angesichts der zunehmenden Zahl von Einelternfamilien ein wichtiges Ergebnis. Auch ein Vergleich der „Maskulinität“ der Studierenden mit einer Stichprobe von Arbeitslosen und in nicht-akademischen Berufen tätigen Gleichaltrigen zeigt, dass in dieser Hinsicht kein Unterschied besteht.

Allerdings bestätigen die Resultate auch, dass die Geschlechtsrollenidentität in einem frühen Lebensalter wesentlich geprägt wird und diese Entwicklung durch die Abwesenheit des Vaters gestört werden kann, sofern nicht eine alternative väterliche Bezugsperson diese Rolle übernehmen kann. Es zeigen sich Unterschiede zwischen den jungen Erwachsenen, die ihren Vater früh (vor dem 5. Lebensjahr) verloren hatten und jenen, bei denen dies später der Fall war, hinsichtlich des Ausmaßes an Selbstwert und Selbstvertrauen in Bezug auf die eigene Person und in der sozialen Interaktion. Ein weiteres Ergebnis ist auch, dass die Erwachsenen, die ihren Vater wegen der Scheidung ihrer Eltern entbehren mussten, weniger gern heirateten oder in Lebensgemeinschaften zusammenleben als jene, die mit beiden Eltern aufgewachsen sind.

Einen anderen Untersuchungsansatz verfolgen Deegener, Jacoby und Kläser (1981). Anhand der Durchsicht von 5000 Krankenblättern, die in den Jahren 1972 bis 1978 an der Universitäts-Nervenlinik Homburg/Saar erstellt wurden, konnte bei 63 der damaligen ambulant oder stationär behandelten Kinder und Jugendlichen festgestellt werden, dass sie den Tod ihres Vaters erlebt hatten. Die 25 Mädchen und 38 Jungen waren zum Zeitpunkt der Behandlung zwischen 3 und 19 Jahre alt. Die Gesamtstichprobe wurde in zwei Gruppen geteilt: bei der einen Gruppe ließ sich ein Zusammenhang zwischen dem Vorstellungsgrund, der Diagnose und der Erkrankung an der Klinik und dem Tod des Vaters herstellen ($n = 32$), bei der anderen nicht ($n = 31$). Analysiert wurden die anamnestischen Daten, die Verlaufsberichte, die mütterliche Verhaltenseinschätzung, die explorativen Angaben sowie die ärztlichen und psychologischen Berichte.

Die beiden Gruppen unterscheiden sich nicht hinsichtlich des Alters der Kinder zum Zeitpunkt des Todes des Vaters, des Alters des Vaters bzw. der Mutter bei seinem Tod, des Alters der Eltern bei ihrer Eheschließung. Auch die Kinderzahl in den Familien der beiden Gruppen unterscheidet sich kaum voneinander. Allerdings fällt eine höhere Zahl von Sonderschülern in jener Gruppe auf, bei denen kein erkennbarer Zusammenhang zwischen der Vorstellung an der Klinik und dem Tod des Vaters zu erkennen ist.

Hinsichtlich der klinisch-psychiatrischen Störungen zeigt sich, dass in der ersten Gruppe, bei der kein erkennbarer Zusammenhang zwischen der Klinik-Vorstellung und dem Tod des Vaters zu finden war, 23 Patienten keine und 8 eine psychiatrische Störung aufweisen, hingegen in der Gruppe, in der ein Zusammenhang zwischen Vorstellung und dem Tod des Vaters erkennbar war, nur bei 3 Patienten keine, aber bei 29 Patienten eine psychiatrische Störung vorliegt. Bei den Kindern der ersten Gruppe kann dagegen häufiger eine körperliche Symptomatik diagnostiziert werden. Es finden sich kaum umschriebene Entwicklungsrückstände, allerdings häufiger intellektuelle Schwächen und geringe Begabung, seltener abnorme psychosoziale Umstände. Bei den psychopathologischen Bildern finden sich in der zweiten Gruppe gehäuft depressive Bilder, emotionale Labilität, angst- und zwangsneurotische Entwicklungen sowie extreme Trennungsängste. In dieser Gruppe verliefen auch die Beziehung zu den neuen Partnern der Mutter häufiger konflikthaft.

Die Autoren wägen in einer kritischen Analyse ihrer Ergebnisse den möglichen Einfluss des Todes des Vaters auf die weitere Entwicklung der Kinder ab. Grundsätzlich, so meinen sie, müssen Personenverluste wie der Tod des Vaters nicht in eine Beeinträchtigung der psychosozialen Entwicklung des Kindes münden – bei der Hälfte der Stichprobe wurde ja kein Zusammenhang zwischen dem Tod des Vaters und dem Vorstellungsgrund an der Klinik gefunden, und auch für die Patienten der zweiten Gruppe zeige sich, „dass die psychosoziale Entwicklung nicht durch den Vaterverlust an sich, sondern durch mehr oder minder nur sehr indirekt oder gar nicht mit dem Tode des Vaters verbundene Faktoren beeinflusst wurde (z.B. bei den schon lange vor dem Tode des Vaters bestehenden abnormen psychosozialen Umständen)“ (Deegener, Jacoby & Kläser, 1981, S. 209). Die Autoren fordern abschließend detailliertere Anamneseerhebungen und Interviews, um im Fall des – frühen – Todes eines Vaters die Auswirkungen für das Kind überhaupt hinreichend genau beschreiben zu können.

Nach Durchsicht der einschlägigen Fachliteratur kommt Schleiffer (in Übereinstimmung mit seinen eigenen Befunden) zu dem Schluss, „dass dem Ereignis des Todes eines Elternteils ‚per se‘ keine pathogene Bedeutung für das Kind zukommt ... im Gegensatz zum Suizid eines Elternteils“ (Schleiffer, 1988, S. 14). Bei der Beziehungsauflösung durch Selbstmord sei ein Schluss auf die

Qualität der Beziehungen in der Familie möglich, vor allem die Psychoanalyse betone die aggressive Konnotation. Für die zurückbleibenden Familienangehörigen von Bedeutung ist in diesem Zusammenhang auch die Beurteilung der Geschehnisse durch die soziale Umwelt. So stoße die Rolle der Witwe in unserer Gesellschaft noch immer auf größere Akzeptanz als jene der geschiedenen Frau.

In der Überblicksarbeit von Schneewind und Weiß (1998) wird betont, dass die Ab- bzw. Anwesenheit von Eltern nur Extremausprägungen eines Spektrums sind. Beispielhaft wird das prozesshafte Sterben angeführt, wo den Angehörigen oft nicht klar ist, ob sie den Sterbenden nicht bereits verloren haben. In Anlehnung an Fthenakis (1988a) sprechen die Autoren von unterschiedlichen Graden von Verfügbarkeit. Meist wird bei ihnen nicht zwischen Verlust des Vaters und Verlust der Mutter unterschieden. Explizit werden folgende Erkenntnisse im Zusammenhang mit Vaterentbehmung angeführt: Der frühe Tod des Vaters führe mehreren Untersuchungen zufolge zu Problemen der Geschlechtsrollenidentifikation ihrer Söhne und zu Leistungs- und Anpassungsproblemen in der Schule. Der Muttertod werde hingegen mit emotionalen Problemen in Verbindung gebracht.

Schepker, Scherbaum und Bergmann (1995) beschreiben 18 klinisch auffällig gewordene Halbweisen, die an einer Klinik für Kinder- und Jugendpsychiatrie vorstellig wurden. Die Studie differenziert nicht nach dem Geschlecht des verstorbenen Elternteils. Insgesamt gehen die Autoren aber davon aus, dass der Tod des Vaters oder der Mutter statistisch gesehen nicht zur späteren Psychopathologie disponiert – im Gegensatz zu Trennungserlebnissen, die mit Disharmonie und Streit verbunden waren. Für ein etwaiges Auftreten von pathologischer Trauer sei vor allem die bereits entwickelte Ich-Stärke von Bedeutung.

In der Studie von Shepherd und Barraclough (1976) werden die Nachwirkungen des Suizids eines Elternteils auf die Kinder mittels Interviews mit dem jeweils überlebenden Elternteil untersucht. In der Arbeit wird bei der Interpretation der Ergebnisse allerdings abermals nicht getrennt aufgeschlüsselt, ob sich die Mutter oder der Vater suizidiert hat. Von den 100 untersuchten Suizidfällen hinterließen 18 Personen insgesamt 36 Kinder. Dabei wurden für diese Studie aber ausschließlich Kinder berücksichtigt, die zum Zeitpunkt des Suizids zwischen 2 und 17 Jahre alt

gewesen waren. Bei 13 der 18 Selbstmörder handelte es sich um Väter (mit 28 Kindern, mehrheitlich Mädchen). Im Vergleich zu einer Kontrollgruppe fiel auf, dass die Väter, die sich selbst töteten, eine größere Anzahl an Kindern aufgewiesen hatten. Bei den Müttern verhielt sich das genau umgekehrt: Hier hatten die Mütter der Kontrollgruppe eine größere Zahl an Kindern.

Die psychopathologischen Daten sowie die verfügbaren Informationen zu den Lebensumständen der Elternteile, die sich selbst das Leben nahmen, geben Auskunft darüber, dass 35 der 36 Kinder in Familien lebten, die von psychiatrischen Erkrankungen zumindest eines Elternteils, Scheidung oder Scheidungsabsicht, Konflikten mit der Polizei etc. betroffen waren.

Zwar führt in nahezu allen Fällen der Selbstmord eines Elternteils zu einer teilweise radikalen Änderung der Lebensbedingungen, doch sind Shepherd und Barraclough (1976) selbst überrascht, wie wenig Auswirkungen sich später bei den Kindern finden lassen. Dafür werden zwei mögliche Erklärungen angegeben: Die Datenquelle der Untersuchung stellen zwei Interviews mit dem überlebenden Elternteil dar, und die Autoren vermuten ein zumindest teilweise vorhandenes Unvermögen zum Ausdruck von Gefühlen – mit verursacht durch die durchwegs sehr schwierigen familiären Verhältnisse schon vor dem Suizid. Außerdem wussten von den 36 betroffenen Kindern fünf bis sieben Jahre später 12 noch immer nicht, dass sich ein Elternteil selbst getötet hatte; dabei handelte es sich meist um die sehr jungen Kinder der Stichprobe.

Hetherington (1972) untersucht die Auswirkungen von Vaterabwesenheit auf das Verhalten von jugendlichen Töchtern in Abhängigkeit von Grund und Zeitpunkt der Trennung. Drei Gruppen von je 24 Mädchen im Alter von 13 bis 17 Jahren aus intakten oder vaterlosen Familien, je eine Gruppe nach Scheidung der Eltern bzw. Tod des Vaters wurden mittels Verhaltensbeobachtung, Interviews von Mutter und Tochter und psychologischen Tests untersucht.

Anlass ist die in mehreren wissenschaftlichen Publikationen geäußerte Hypothese, dass Vaterentbehrung eine gestörte Entwicklung des heterosexuellen Verhaltens bedinge. Hetheringtons Stichprobe besteht aus drei Gruppen mit je 24 Mädchen im

Alter von 13 bis 17 Jahren. Eine Gruppe stammt aus vollzähligen Familien, die anderen beiden aus vaterlosen Familien, je eine Gruppe nach Scheidung der Eltern bzw. Tod des Vaters. Die Ergebnisse der Erhebung zeigen, dass die Auswirkungen der Vaterentbehrung auf das sexuelle Verhalten bei den Mädchen in der Adoleszenz messbar sind und sich vor allem in einem eingeschränkten Interaktionsverhalten gegenüber männlichen Jugendlichen wie auch Erwachsenen äußern. Hier ist jedoch zwischen Scheidungsopfern und Halbwaisen zu unterscheiden: Mädchen, deren Eltern sich scheiden ließen, verbringen mehr Zeit in der Nähe männlicher Jugendlicher (Verhaltensbeobachtung im Jugendzentrum) als Mädchen aus intakten Familien. Töchter von Witwen hingegen sind im Mädchenbereich zu finden, ihr räumliches Verhalten kann als ausweichend (in bezug auf die Jungen) beschrieben werden. So hätten sich zwei Mädchen aus dieser Gruppe sogar für die gesamte Dauer eines Tanzabends in der Damentoilette versteckt.

Die Autorin beobachtete auch die Interaktion der Mädchen mit den teils weiblichen, teils männlichen Interviewern. Sie beschreibt Teilnehmerinnen, deren Vater verstarb, männlichen Interviewern gegenüber als ausweichend, das Verhalten von Töchtern aus Scheidungsfamilien hingegen als offen und kontaktsuchend, zugleich auch unsicher. Letztere berichteten in den Befragungen auch mehr und früher stattfindende sexuelle Kontakt zu Jungen, im starken Kontrast zu Töchtern von Witwen. Die Autorin vermutet als Ursache für die beobachtete Anspannung (Nägelbeißen, Ziehen an Haaren, Lippen und Fingern) und das daraus folgende unzulängliche Verhalten bei Töchtern aus Alleinerzieherinnenfamilien „the lack of opportunity for constructive interaction with a loving, attentive father“ (S. 324).

Darüber hinaus findet sich bei beiden vaterlosen Gruppen eine starke Orientierung an den weiblichen Bezugspersonen des Jugendzentrums. In der Interaktion der Töchter mit den Müttern ergeben sich nur zwei wesentliche Unterschiede zwischen vaterlosen Familien auf der einen Seite und vollständigen auf der anderen Seite. Mütter, die ihre Töchter alleine erziehen, werden (bis zur Adoleszenz der Mädchen) als überbehütend beschrieben und fühlen sich stärker external kontrolliert. Hetherington (1972) weist darauf hin, dass sich die überwiegende Zahl der Unterschiede zwischen den Gruppen nicht aus den Interview- oder Testdaten ergab, sondern durch die Beobachtung des Verhaltens ermittelt wurde.

Die Kriterien bei der Auswahl der Stichprobe sind sorgsam durchdacht und streng angewandt (Erstgeborene, keine männlichen Geschwister, kein Vaterersatz seit Trennung vom oder Tod des Vaters), ebenso wie jene bei der Durchführung der Verhaltensbeobachtungen (Messung der Störvariable „heterosexueller Versuchsleiterereffekt“). Interessant ist auch, dass die Verhaltensbeobachtung das aussagekräftigste Messinstrument darstellte.

Zusammenfassend

ist zu sagen, dass es noch starke Lücken im Wissen um die Folgen des Todes – Suizid oder anderer – auf die Entwicklung der hinterbliebenen Kinder gibt. Es lässt sich aus den wenigen bisher vorliegenden Studien zu dieser Thematik aber erkennen, dass es offenbar einen Unterschied macht, ob der Vater schon verstorben ist, bevor das Kind zwischen fünf und acht Jahren alt war, oder erst später, wobei die verschiedenen Forschungsarbeiten hier jeweils unterschiedliche psychische oder soziale Bereiche beleuchten. Eine einheitliche Aussage, dass die Auswirkungen der Vaterentbehrung mit dem Alter des Kindes ab- oder zunehmen, ist auf der Basis der berichteten Arbeiten nicht zu treffen. Wahrscheinlich ist ein solcher allgemeiner Zusammenhang auch gar nicht festzustellen – zu zahlreich sind die intervenierenden Faktoren. Beim frühen Tod des Vaters wird häufig davon ausgegangen, dass dies bei den Kindern zu Problemen mit ihrer Geschlechtsrollenidentität führt, etwa bei jugendlichen Mädchen durch Mangel an Anerkennung durch eine männliche Bezugsperson. Auch Leistungseinbußen im schulischen und beruflichen Werdegang werden berichtet. Allerdings sind dies, ebenso wie auftretende psychosoziale Schwierigkeiten, immer auch im Kontext zumindest des familiären Bezugssystems zu sehen. Der Tod des Vaters mag ein Anhaltspunkt oder äußerer Auslöser für die Manifestierung solcher Schwierigkeiten sein, aber die Bedingungen sind meist schon lange vor dem Tod des Elternteils gegeben. In Bezug auf das Alter des Kindes zum Zeitpunkt des Ableben des Vaters ist zu vermuten, dass Schulkinder über andere Formen der Bewältigung sowie über ein anderes soziales Netz verfügen als Kinder im Kindergartenalter. Es liegt bisher jedenfalls noch keine Arbeit vor, die alle ausschlaggebenden Faktoren für die psychosoziale Entwicklung des Kindes nach dem Verlust des Vaters durch dessen Tod berücksichtigt, dennoch dürfte klar sein, dass Vatersurrogaten, „Ersatzvätern“ eine entscheidende Bedeutung bei der

Problembewältigung zukommt. Vor allem Längsschnittstudien mit großen Samples wären hier notwendig.

15. Vaterentbehrung infolge Haft

Kinder von Strafgefangenen sind u. W. bislang in der psychologischen oder sozialwissenschaftlichen Forschung in Österreich noch nicht beachtet worden, obwohl weder ihre Zahl noch ihre Belastungen gering sein dürften.

Zur Frage, wie viele Kinder durch Inhaftierung ihren Vater im alltäglichen Leben entbehren, lässt sich nur wenig aussagen. Gesichert ist, dass zum Stichtag 1.1.2003 in Österreich insgesamt 5.112 Männer eine Haft in österreichischen Justizanstalten verbüßten, davon 4.536 eine Straftat (Bundesministerium für Justiz, persönliche Mitteilung, 9.1.2003). Leider gibt es keine statistischen Daten darüber, ob und wie viele dieser Inhaftierten Väter sind und wie viele Kinder sie haben. Geht man davon aus, dass in Österreich eine ähnliche Relation zwischen der Zahl der Strafgefangenen zur Zahl ihrer Kinder wie in Deutschland besteht (vgl. Busch, 1989), dann dürfte die Zahl von rund 5.000 Kindern und Jugendlichen, deren Väter eine Haft verbüßt und deshalb zumindest temporär auf ihn verzichten müssen, nicht zu hoch gegriffen sein.

In seiner Arbeit zum Thema „Situation der Frauen von Inhaftierten“ für das deutsche BMJFFG weist Busch (1989) zunächst darauf hin, dass es in Europa einen Mangel an Studien gibt, die sich mit den Auswirkungen der Haft von Vätern auf die Entwicklungsbedingungen ihrer Kinder beschäftigen. In der US-amerikanischen Literatur würden wiederum fast ausschließlich US-amerikanische Autoren zitiert.

Busch interviewt dann für seine Studie 135 Ehefrauen/Partnerinnen von Strafgefangenen. Er geht dabei von der Annahme von 40.000 bis 45.000 Strafgefangenen (in Westdeutschland vor dem Mauerfall) mit etwa 50.000 Kindern und Jugendlichen aus, die zumindest teilweise auf einen Elternteil verzichten müssen. Die Punktprävalenz liege bei 12.000 Minderjährigen, jedes Jahr seien 3.000 erstmalig von einem solchen Trennungserlebnis (meist vom Vater) betroffen. Der Autor stellt fest, dass Kinder häufig als „Resozialisierungskatalysatoren“ (Busch, 1989, S. 131) benützt, jedoch mit ihren eigenen Anliegen in der Forschungsliteratur kaum berücksichtigt werden. Ausgenommen davon sei die Mutter-Kind-Problematik

in Frauengefängnissen, die Kinder inhaftierter Väter stießen bis dato jedoch kaum auf das Interesse der Human- und Sozialwissenschaften.

Die Eltern (Väter wie Mütter) würden nicht immer versuchen, den Kontakt zwischen Kindern und inhaftierten Vätern aufrecht zu erhalten. Meist ereigne sich ein Abbruch der Beziehung freilich aus Sorge um das Wohlergehen des Kindes. Busch (1989) beurteilt den Besuchskontakt insgesamt aber als günstig, als Chance für das Kind. Dafür müssten jedoch entsprechende Rahmenbedingungen gegeben sein (vgl. Stege, 1989).

Die Trennung durch Inhaftierung sei nicht allzu selten für die Restfamilie in gewisser Weise auch positiv zu sehen. Vor allem dann, wenn der Vater selbst eine Belastung für die Familie darstellt (Gewalt, Sucht, Schulden etc.). Vorteilhafte Aspekte träten durchaus auch parallel mit Verschlechterungen in anderen Teilbereichen auf. In fast allen Fällen bewirke die Gefängnisstrafe des Vaters eine sozioökonomische Schlechterstellung von Gattin und Kindern. Der soziale Druck auf die Söhne und Töchter von Strafgefangenen sei groß.

Nach Busch (1989) gelte die Übertragung der negativen Urteile auf die Angehörigen der Inhaftierten als erwiesen. Die Kinder würden unterschiedlich darauf reagieren, die berichteten Strategien „reichen äußerlich von Verheimlichen (soweit möglich) über sozialen Rückzug und Abbruch von Beziehungen bis zu Trotzreaktionen und Aggressionen“ (Busch, 1989, S. 134) gegenüber dem zumeist abweisenden sozialen Umfeld. Verwandte, Freunde, Nachbarn, Schule, Lehrbetriebe etc. würden die Familien mit ihren Reaktionen überfordern und in die Defensive, in manchen Fällen sogar zum Wechsel des Wohnorts zwingen. Dramatische Konsequenzen, wie die Auflösung der Familie oder delinquentes Verhalten der Kinder, kämen vor, könnten aufgrund der unzureichenden Forschungsaktivitäten auf diesem Gebiet aber nicht quantifiziert werden. Bei Angehörigen der unteren sozialen Schichten würde eine Solidarisierung bisweilen protektiven Charakter haben. Die Verurteilung und Verhaftung des Vaters sei hier aber oft nur ein Baustein der insgesamt äußerst schwierigen Lebensbedingungen und dürfe nicht isoliert betrachtet werden.

Neben Ehe- und Familienseminaren in Haftanstalten (eventuell unter Einbeziehung der Kinder) fordert der Autor ausreichende soziale Unterstützung, verbunden mit einer einschlägigen Befähigung der professionellen Helfer (Sozialarbeiter, Lehrer etc.). In Anbetracht der oben genannten Zahlen könne man im Übrigen nicht mehr von einer Randgruppe sprechen.

Hostetter und Jinnah (1993) merken in ihrer Literaturübersicht kritisch an, dass trotz wachsender Häftlingszahlen (in den USA) und damit auch immer mehr indirekt Betroffener die vorliegenden Arbeiten zu diesem Forschungsfeld als ungenügend zu bezeichnen sind. Sie präsentieren demografische Daten für die USA und schätzen, dass 1,5 Millionen Kinder und Jugendliche unter 18 Jahren auf einen Elternteil verzichten müssen, da dieser eine Haftstrafe verbüßt. Wie stark dieser Verlust erlebt wird, hängt nach Meinung der Autoren stark davon ab, ob die Beziehung aus der Sicht des Kindes bis zum Zeitpunkt der Inhaftierung positiv verlaufen sei oder nicht. Negativ wirke sich auf jeden Fall die soziale Stigmatisierung aus.

In einer relativ frühen Arbeit befragen Fritsch und Burkhead (1981) in den USA 91 Strafgefangene (38 Männer und 53 Frauen) unterschiedlicher ethnischer Zugehörigkeit mittels Fragebogen nach etwaigen Verhaltensauffälligkeiten ihrer Kinder im Zusammenhang mit der Inhaftierung. Die Autoren stellen fest, dass die Tatsache der elterlichen Abwesenheit aufgrund einer Haftstrafe das Risiko für Verhaltensauffälligkeiten bei den Kindern offenbar erhöht. Ließen die Eltern die Kinder aber in dem Glauben, dass der Grund für ihre Abwesenheit ein anderer, sozial akzeptierter wäre, führe dies zu einer weniger bedeutsamen Zunahme an psychosozialen Problemen.

Auf jeden Fall habe das Geschlecht des abwesenden Elternteils einen Einfluss auf die Ausformung der Auffälligkeiten. So finde sich bei Kindern, deren Vater wegen einer Haftstrafe abwesend ist, eher ein nach außen gerichtetes, feindseliges Verhalten („acting out“), während Kinder, deren Mütter eine Haftstrafe abbüßen, sich eher zurückziehen würden („acting in“).

Auch auf die Lebenssituation wirke sich das Geschlecht des inhaftierten Elternteils aus. So müssten in den allermeisten Fällen Kinder inhaftierter Mütter mit einem

Wechsel des Wohnorts fertig werden. Meist nähmen sich die Großeltern oder andere nahe Verwandte ihrer an, oft würden diese Kinder aber auch in Heimen aufwachsen. Eine solche Gefahr bestünde bei Familien, in denen der Vater ins Gefängnis muss, seltener. Mit dieser Umstellung und der dadurch notwendigen Adaptationsleistung kämen auch noch die von Fritsch und Burkhead (1981) beschriebenen Verhaltensänderungen und -auffälligkeiten.

Gabel (1992) beschäftigt sich mit der Frage nach den Auswirkungen einer Trennung vom Vater auf die Söhne, genauer gesagt damit, ob eine Haftstrafe des Vaters die Anfälligkeit für antisoziales oder delinquentes Verhalten in der Folgegeneration erhöht. Der Autor kommt nach Durchsicht mehrerer Studien zu dem Schluss, dass die Trennung selbst kein ausschlaggebender Faktor sein dürfte. Größeren Einfluss dürften Variablen wie die verbliebene Erziehungsperson (üblicherweise die Mutter), deren psychischer Gesundheitszustand und die Beziehung zum Kind sein. Auch kognitive Eigenschaften des Kindes und familiäre Ressourcen seien bei der Prognose der weiteren Entwicklung zu beachten. Trotzdem stellen diese Kinder eine Risikogruppe dar, ihnen sollte – so auch Gabel (1992) – mehr Aufmerksamkeit durch die Forschung geschenkt werden.

Gabel und Shindledecker (1993) präsentieren dann die Ergebnisse einer Erhebung unter Spitalspatienten im Alter von 5 bis 12 Jahren, und zwar von 37 Kindern (26 Buben und 11 Mädchen). Die Autoren finden, dass bei 43 % aller interviewten Kinder ein Elternteil (bei 13 der Vater, bei sechs die Mutter) erst unlängst inhaftiert wurde. Alle Kinder der inhaftierten Eltern berichten von Drogenmissbrauch der Eltern und im Vergleich zu den anderen Kindern erwähnen sie auch häufiger Misshandlungen. Ebenso finden die Autoren unterschiedliche Auswirkungen der Vaterentbehmung: Söhne inhaftierter Väter würden aggressives bis delinquentes Verhalten zeigen, Mädchen besonders durch Störungen der Aufmerksamkeit auffallen.

Western und McLanahan (2000) diskutieren ebenfalls die Frage der Auswirkungen einer Inhaftierung des Vaters auf die Familie. Die Vereinigten Staaten von Amerika weisen nach Russland die weltweit höchste Inhaftierungsrate der Welt auf. Der Anteil der Strafgefangenen lag 1999 bei 0,67 %. Dabei handelt es sich überwiegend um Männer – weshalb weit mehr als 1 % aller amerikanischen Männer hinter Gittern

sitzen dürfte. Geschätzte 20 % der männlichen Gefängnisinsassen sind verheiratet. 1998 wurden in den USA zirka 260.000 Ehepaare durch Inhaftierung getrennt und – wie erwähnt – haben etwa 1,5 Millionen Kinder einen Elternteil, der derzeit eine Haftstrafe verbüßt.

Western und McLanahan (2000) präsentieren erste Zwischenergebnisse ihrer Studie, die repräsentativ für alle US-amerikanischen Städte über 200.000 Einwohner die Umstände unehelicher Geburten erheben soll. Die Vergleichstichprobe wird bei Abschluss des Projekts aus 1.100 verheirateten Paaren bestehen. Ein Fragenblock des Interviews behandelt eventuelle Vorstrafen der Eltern. Aus den bisher durchgeführten Gesprächen mit den Müttern schließen die Autoren, dass nahezu die Hälfte aller vorbestraften Väter sich zum Zeitpunkt des zweiten Interviews (ein Jahr nach der Entbindung) von der Mutter des gemeinsamen Kindes getrennt hatten. Von jenen Männern, die zum Zeitpunkt der Geburt des Kindes eine Haftstrafe verbüßten, ehelichte kein einziger die Mutter. Jedoch verließen noch im ersten Lebensjahr des Kindes 15 % der Väter die Familie. Eine Vorstrafe (mit Freiheitsentzug) des Vaters bewirkt mit hoher Wahrscheinlichkeit, dass die Eltern ein Jahr nach der Geburt ihres Kindes nicht zusammen leben.

Die Übersichtsarbeit von Phares (1997) über die US-amerikanische Forschung kommt zu dem Schluss, dass delinquentes Verhalten von Kindern und Jugendlichen mit väterlichem antisozialem Verhalten korreliert. Es mangelt jedoch auch in den USA an Untersuchungen, die sich mit den Folgen der Inhaftierung von Vätern für die Kinder auseinandersetzen.

Zusammenfassend

lässt sich feststellen, dass die inhaftierten Väter und ihre Familien eine besondere Population darstellen. Auch in bezug auf die Entbehmung des Vaters ist diese Gruppe nicht mit anderen Familien vergleichbar. Einerseits stellt die Haftstrafe des Vaters im Vergleich mit anderen Ursachen eine besondere (vor allem sozioökonomische) Belastung dar, andererseits finden sich wahrscheinlich häufiger Fälle, in denen die Entfernung des Vaters aus der Familie eine zumindest teilweise positive Veränderung für Mutter und Kinder mit sich bringt. Die Lebensumstände der Kinder inhaftierter Väter scheinen noch nicht wirklich erforscht zu sein, geschweige denn,

dass Bewältigungsansätze für die „zurückgebliebenen“ Partnerinnen bzw. Mütter und deren Kinder erarbeitet wurden. Noch recht wenig erforscht sind auch die Auswirkungen von Hafterleichterungen, Hafturlaub etc. auf die Familie der Strafgefangenen, insbesondere die Kinder.

16. Geheimgehaltener Vater

Das Phänomen des geheim gehaltenen Vaters ist sowohl aus der therapeutischen Arbeit bekannt, aber auch rechtliche Entscheidungen des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte, Möglichkeiten der anonymen Geburt und Praktiken in der Vergangenheit („Aktion Lebensborn“) weisen auf ein weitgehend unberücksichtigtes Thema hin. Die aktuelle Diskussion um die „anonyme Geburt“ (Pilz, 2002, 2003; Fiala & Klier, 2003) und das Urteil des Europäischen Gerichtshofs für Menschenrechte aus dem Jahr 2003 zeigen weitreichende Folgen für die Menschen, die – rechtlos in bezug auf ihre Herkunft – lebenslanglich darunter leiden können, auf. Auch bei Kindern, die durch heterologe Insemination gezeugt werden, ergibt sich dieses Problem. Über sie wird im nächsten Kapitel referiert.

16.1. Der geheimgehaltene Vater – ein Familiengeheimnis

Aus der diagnostischen und therapeutischen Arbeit mit allein obsorgeberechtigten Müttern ist das Phänomen des geheimen oder verschwiegenen Vaters bekannt. Aber auch in einer Zwei-Eltern-Familie kann es vorkommen, dass ein Kind einen anderen Vater hat, ohne dass ihm dies bekannt ist oder es Näheres über ihn erfährt. Der geheime Vater wird von der Mutter tabuisiert. Weder persönliche Daten noch Informationen über seine Biografie oder seine Lebensumstände werden dem Kind von der Mutter mitgeteilt, wodurch der Vater zum Familiengeheimnis wird. Häufig verweigern solche Mütter auch im Gespräch mit einem Helfer jede Angabe über den Vater und die Begründung für ihre Vorgangsweise.

Familiengeheimnisse erfüllen eine bestimmte Funktion und haben Auswirkungen auf die beteiligten Personen. Imber-Black (1995) unterscheidet zwischen positiven, schützenden, destruktiven und gefährlichen Geheimnissen. Es stellt sich die Frage, ob das Geheimnis über den Vater Mutter und Kind schützt und/oder destruktiv auf das Kind wirkt, indem es Unsicherheit und Ängste über seine Abstammung bei ihm hervorruft und in der Folge seine Identitätsfindung erschwert, was sich wiederum in der Aufnahme und Gestaltung von Beziehungen negativ auswirken kann. Der Geheimhaltung liegen oft massive Scham- und Schuldgefühle der Mutter zugrunde, die zu einer Beeinträchtigung des Selbstwertgefühls führen.

Das Bestehen eines Familiengeheimnisses kann nach Dreher und Dreher (2002) zu Vertrauensverlust und Entfremdung zwischen den Familienmitgliedern sowie zur Symptombildung und zu Dysfunktionen führen. Eine therapeutische Bearbeitung des Familiengeheimnisses wäre daher gegebenenfalls notwendig.

Auch Butollo (1993) kommt in seinem Buch „Die Suche nach dem verlorenen Sohn. Von der Lebendigkeit des Totgeschwiegenen“ zu einer ähnlichen Auffassung, nämlich dass Verleugnung von Beziehungen psychische Kraft beanspruche. Basierend auf realen Schicksalen aus der therapeutischen Praxis schildert Butollo in biographischer Form die emotionale Betroffenheit von Vätern und Kindern, die keinen Kontakt zueinander haben. Ausführlich wird z.B. das Erleben eines von der Mutter geheimgehaltenen Vaters und des dazugehörigen Sohnes im jungen Erwachsenenalter wiedergegeben. Die Mitteilung über die Vaterschaft und die erste Begegnung von Sohn und Vater sind demnach überaus emotionale Ereignisse, welche zu Klarheit in der Identitätsfindung führen. Erst dann kann das Bild des Vaters in der Psyche des Kindes seine Repräsentanz finden.

Am Beginn dieser von Butollo geschilderten Vater-Sohn-Beziehung steht die Aufforderung des Vaters an die werdende Mutter, abzutreiben. Aus eigener diagnostischer und therapeutischer Erfahrung wird bestätigt, dass eine Aufforderung zur Abtreibung seitens des Vaters später eine totale Unterbindung der Vater-Kind-Kontakte seitens der Mutter zur Folge haben kann, da Mütter dies als tiefgehende Entwertung und Ablehnung ihrer Person und des Kindes erleben können.

Schwer kriminelle Väter werden von manchen Müttern verschwiegen, weil sie dem Kind die Scham und die Schande, von einem solchen Vater abzustammen, ersparen wollen und sie manchmal Angst haben, das Kind könnte sich mit dem Vater identifizieren und eine gleiche Laufbahn einschlagen.

Hildenbrand (2002) schlägt eine Untersuchung einerseits von Kindern bei Alleinerzieherinnen mit geheimen Vätern und andererseits von Kindern, deren Mütter in lesbischen Verbindungen leben, vor. Auf diese Weise könnte der Frage nachgegangen werden, ob eine Partnerin der Mutter ein funktionales Äquivalent im

Sozialisationsprozess darstellt. Hildenbrand verweist jedoch auch auf die Schwierigkeit des Zugangs zu diesem Feld.

16.2 Adoleszenz und geheimgehaltener Vater

Der geheimgehaltene Vater manifestiert sich besonders in der Adoleszenz als Problem, da der junge Mensch in verstärktem Ausmaß seine Identität sucht und sich dabei mit den Fragen konfrontiert, wer er ist und werden könnte.

Aus eigener beruflicher Erfahrung wird folgende Fallgeschichte berichtet: Ein Fünfzehnjähriger wurde im letzten Schuljahr wegen erhöhter Aggressivität vom Schulunterricht dispensiert und entzog sich total der Führung seiner Mutter. Diese war nur um 16 Jahre älter und immer Alleinerzieherin gewesen. Den Vater hatte der Jugendliche nie gesehen, sein Aufenthaltsort war ihm unbekannt. Der Fünfzehnjährige äußerte wiederholt, dass ihm alles egal sei und verhielt sich dementsprechend. Er verhielt sich gegenüber Gleichaltrigen tätlich aggressiv, reagierte auf Anforderungen jeglicher Art ablehnend und provokant und trieb sich vor allem in Discos herum. Allerdings hatte er einen konkreten Berufswunsch, nämlich Matrose auf der Donau zu werden. Auf Befragen stellte sich heraus, dass er in der Vorstellung lebte, dass sein Vater als Matrose aus einem südlichen Land nach Wien gekommen wäre und hier seine Mutter kennen gelernt hätte. Im Berufswunsch dieses Jugendlichen manifestiert sich also sehr deutlich seine Sehnsucht, dem Vater zu begegnen, das einzige wirkliche Interesse, das er zu dieser Zeit entwickeln konnte.

16.3 Die Rechtslage bzgl. Geheimhaltung des Vaters

Die Rechtslage zur Geheimhaltung des Vaters stellt sich in Deutschland gegen die Interessen des Heranwachsenden und auf die Seite der Mutter. Nach der deutschen bundesverfassungsrichterlichen Rechtssprechung ist die Geheimhaltung des Vaters mit dem Argument gebilligt, dass die Mutter ein Recht auf Privatsphäre hat (AZ:1 BvR 409/90, zit. nach Hildenbrand, 2002, S. 777). Nach dem österreichischen BGB (§ 1758) steht dem adoptierten Kind ein Grundrecht auf Kenntnis seiner Abstammung zu.

Die Tatsache, dass die Ungewissheit über das Schicksal von Angehörigen viel schwerer zu ertragen ist, als die Gewissheit des Todes, weist darauf hin, dass der Umstand, nicht wissen zu dürfen, wer der eigene Vater (oder die Mutter) ist, möglicherweise traumatischere Folgen für den Betroffenen hat und weit schwerer zu verkraften ist, als der Umstand, dass der Vater verstorben ist, die Eltern sich haben scheiden lassen, der Vater im Gefängnis oder in Kriegsgefangenschaft war, krank oder anders absent war, als man ihn während seiner Kindheit brauchte.

Zusammenfassend

ist zu sagen, dass der geheimgehaltene Vater bisher kein Forschungsthema ist, zumindest liegen dazu keine sozialwissenschaftlichen Studien aus dem deutschsprachigen Raum vor. In der therapeutischen Arbeit tritt dieses Phänomen allerdings des öfteren auf. Obwohl es schwierig sein dürfte, relevante Familienkonstellationen aufzuspüren und für eine derartige Untersuchung zu gewinnen, könnten möglicherweise über Fallstudien von Erwachsenen Erkenntnisse darüber gewonnen werden, ob und wenn ja, langfristige Folgen durch die Verweigerung der Bekanntgabe der Eltern entstehen.

17. Heterologe Insemination

Eine verhältnismäßig junge Form von Vaterentbehrung – zumindest der Entbehrung des biologischen Vaters – ergibt sich durch die Möglichkeit zur heterologen Insemination (HI). Während bei der homologen Insemination die Befruchtung mit dem Samen des Ehemannes erfolgt und das Kind demnach ehelich ist, wird unter der heterologen Insemination die Befruchtung einer Frau mit dem Samen eines anderen (anonymen) Mannes verstanden.

Konkret werden in der zur Verfügung stehenden Literatur

- allfällige Auswirkungen der HI auf die psychologische und gesundheitliche Entwicklung der Kinder,
- die Qualität der familiären Beziehungen und
- der Umgang der Mütter mit der Aufklärung der Kinder über den biologischen Vater

diskutiert und entsprechende Schlussfolgerungen daraus gezogen.

17.1. Einführung

Bernat (2002) stellt in einem Literaturüberblick zur HI, dessen Schwerpunkt auf empirischen, juristischen sowie ethischen Themen liegt, die heterologe Insemination vor und bespricht Umstände und Folgen dieses ärztlichen Eingriffs. Betont werden vor allem auch Parallelen zur Adoption. Die Folgen eines solchen ärztlichen Vorgehens werden von den Beteiligten als positiv beurteilt. So entscheiden sich mehr als die Hälfte aller Paare für ein weiteres Kind und fast alle der befragten Eltern (98 %) beurteilen die Inseminationstherapie rückwirkend als positiv.

Es ist allerdings anzumerken, dass es sich bei den Paaren, die sich für diese Methode entscheiden, um eine besondere Subpopulation handeln dürfte. Die Ehen sind weit stabiler als im Durchschnitt. Die Forschung geht davon aus, dass sich diese Paare durch eine tiefe Verbundenheit auszeichnen. Es könnte jedoch auch sein, dass die Stabilität dieser Ehen durch das vor der Umwelt verborgene Wissen um die Samenspende gefördert wird. Annähernd zwei Drittel der Paare behalten das Geheimnis für sich, auch die anderen Paare teilen sich nur ausgewählten

Verwandten und engen Freunden mit. Der Autor vermutet, dass diese Geheimhaltung stark mit der Scham des sozialen Vaters zusammenhängt. Unfruchtbarkeit wird als Schande gesehen, die Männer würden sich als „Versager“ fühlen.

Ein weiterer Grund für den diskreten Umgang mit dem Thema könnte die teilweise ablehnende Haltung der Gesellschaft, allen voran der Kirchen, sein. Diese Tatsachen und dass die Inseminationstherapie auch leichter zu verheimlichen ist als eine Adoption, führe dazu, dass später nur 9 bis 23 % der Eltern ihre Kinder über die Umstände der Zeugung aufklären. Dadurch gäbe es nur wenige Studien zu der Frage, wie Kinder auf diese Nachricht reagieren. Ein zufälliges Bekannt Werden sei ein Schock, der aber von den Kindern verarbeitet werden könne. Positiver sei das Erleben der Kinder, wenn sie von den Eltern gezielt informiert werden.

Bei vielen betroffenen Kindern werde dann der Wunsch stark, ihren biologischen Vater kennen zu lernen. Dem hat in Österreich der Gesetzgeber Rechnung getragen: Mit dem Fortpflanzungsmedizingesetz (FmedG) von 1992 ist keine Anonymität des Samenspenders mehr vorgesehen. (Dadurch ging die Zahl der Samenspender drastisch zurück). Die jeweilige Krankenanstalt ist also verpflichtet, eine Dokumentation anzulegen und 30 Jahre lang zu verwahren, danach ist der Landeshauptmann für eine weitere Aufbewahrung zuständig. Der Samen eines Sponsors darf in höchstens drei Ehen oder eheähnlichen Lebensgemeinschaften verwendet werden. Damit soll die Wahrscheinlichkeit inzestuöser Verbindungen gering gehalten werden. In Österreich ist die heterologe Insemination an alleinstehenden oder lesbischen Frauen verboten, wohingegen in den USA die HI bei lesbischen Paaren gerne genützt wird.

17.2 Entwicklung des Kindes

In einer relativ frühen Arbeit zu diesem Thema untersuchen Seikowski und Glander (1990) die Entwicklung von Partnerschaft und Kind nach HI. Sie befragen dazu schriftlich 122 Ehepaare, bei denen im Zeitraum 1977 - 1986 die heterologe Insemination zur Geburt gesunder Kinder geführt hat, mit Beschwerdefragebögen und Partnerproblemlisten. Die Ergebnisse sprechen nicht dafür, dass nach

Befruchtung mittels HI grundlegend ungünstige Entwicklungsverläufe für das Ehepaar und das Kind zu erwarten sind. Nur in drei von 122 Fällen kam es zur Auflösung der Ehe, und lediglich in einem Fall stand dies im Zusammenhang mit der HI.

Die Tatsache, dass der soziale Vater nicht gleichzeitig auch der biologische Vater ist, muss demnach also nicht notwendigerweise zu Konflikten führen. Der Neurosestatus der Kinder anhand der Ergebnisse des „Beschwerdefragebogens für Kinder“ ist unauffällig.

In einer späteren Arbeit diskutieren die beiden Autoren (Seikowski & Glander, 2000) den Stellenwert der HI und berichten über die Anwendungspraxis in Ost- und Westdeutschland bis 1990. Zu den psychosozialen Folgen bemerken sie, dass katamnestiche Untersuchungen vor allem aus der Vorsicht heraus erwachsen, man möge keine schwer kalkulierbaren Folgen übersehen. Die Ergebnisse der von den beiden Autoren zitierten empirischen Studien würden „erdrückend“ belegen, dass es durch die HI zu keinen ernsthaften Entwicklungsstörungen der Kinder bzw. der Partnerschaften der Eltern kommt. Obwohl neuere Methoden wie die intrazytoplasmatische Spermatozoeninjektion und die testikuläre Spermienextraktion immer mehr Männern die Zeugung eigener Kinder ermöglichen, stellt die HI den Autoren zufolge keine überholte Methode dar.

Bei dieser Studie ist vor allem das konkrete Vorgehen der Forscher bei der Datenerhebung kritisch zu dokumentieren. Die ökonomische Form der postalischen Befragung ist hier wohl eine starke Fehlerquelle: Es stellt sich die Frage, in welcher Situation die Fragebögen von wem ausgefüllt wurden. Insbesondere das Antwortverhalten bei der „Partnerproblemliste“ könnte hier verfälscht worden sein. Zudem fehlt eine Vergleichsstichprobe, die den Wert der erhobenen Daten und der Schlussfolgerungen wesentlich erhöht hätte.

Bonney (2002) liefert eine Fallstudie eines durch HI gezeugten Mädchens, das im Alter von acht Jahren eine Zwangsstörung entwickelte. Bonney stellt einleitend fest, dass die Literatur zur HI (wie auch jene zur In-vitro-Fertilisation) unauffällige Entwicklungen der untersuchten Kinder und von Bindung und Wärme

gekennzeichnete Eltern-Kind-Beziehungen aufzeigt. Einschränkend erwähnt Bonney, dass diese Erkenntnisse aus Studien mit drei- bis achtjährigen Kindern stammen. Langzeitstudien bis zur Adoleszenz seien wünschenswert.

Der Autor beschreibt dann die Entwicklung des mittels HI gezeugten Mädchens vom 9. bis zum 16. Lebensjahr sowie die innerfamiliäre Kommunikation. Seiner Ansicht nach könnte die gefundene Kommunikationsform typisch für Familien sein, in denen die Tatsache, dass der soziale Vater nicht auch der biologische Vater ist, verschwiegen wird. Die Eltern des untersuchten Mädchens leiden unter der Anonymität des Samenspenders, vor allem im Zusammenhang mit der psychiatrischen Auffälligkeit der Tochter und den Ursachen dieser Störung. Die vor dem Mädchen verheimlichte Tatsache der erfolgten HI stört die Eltern-Kind-Interaktion durch Phantasien auf beiden Seiten. Nachdem das Geheimnis gelüftet wird, reduzieren sich die zwanghaften Symptome der Patientin deutlich. Bonney (2002) ist der Ansicht, dass nach der von ihm präsentierten Fallstudie die Forderung nach Offenlegung der biologischen Wurzeln gegenüber den Kindern gerechtfertigt sei. Auch sei es notwendig, Eltern, die eine HI wünschen, über diese Aspekte aufzuklären und bezüglich der möglichen Probleme zu beraten. Betont wird vom Autor auch die Belastung für den sozialen Vater; darauf sollte ebenfalls schon in der medizinisch-psychologischen Beratung vor der Insemination eingegangen werden.

An einer – allerdings sehr kleinen – Stichprobe untersucht Lang (2000) die Einschätzung und die Erfahrungen bezüglich HI bei alleinerziehenden Müttern und deren Umgang mit der Identität des biologischen Vaters. Lang (2000) interviewt dazu vier heterosexuelle, alleinstehende Frauen im Alter zwischen 37 und 44 Jahren, die sich mittels anonymer Samenspende befruchten ließen. Die Kinder der Frauen sind zum Zeitpunkt des ersten Interviews zwischen 1, 9 und 10 Jahren alt. Drei der Frauen können sechs Jahre später noch einmal befragt werden. Rückblickend sind alle alleinerziehenden Mütter mit ihrer Entscheidung für die HI zufrieden und beschreiben ihre Kinder als glücklich und stark. Die Bedenken der Frauen betreffen eher ihren Status als Alleinerzieherin. Bezüglich der (unbekannten) Identität der Väter planen alle Frauen, offen mit ihren Kindern zu sein. Zum Zeitpunkt des zweiten Interviews hat dieser Prozess zumindest schon begonnen, meist fingen die Kinder im

Vorschulalter an, nach ihren Vätern zu fragen. Die Mütter berichten auch, dass es für ihre Kinder schwierig sei, über dieses Thema mit anderen zu sprechen.

Langs Befragung (2000) weist zwar einen längsschnittlichen Aspekt auf, es wäre allerdings günstig gewesen, nicht nur die Einschätzungen und Absichten der Mütter zu erfahren, sondern auch direkt mit den Kindern zu sprechen bzw. diagnostische Daten zu erheben.

17.3 Beziehungsqualität in den Familien

Nachdem die Forschung nach Ansicht der zitierten Autoren relativ übereinstimmend zu dem Schluss kommt, dass im allgemeinen die Zeugung eines Kindes in vitro oder per Samenspende keine gesundheitlichen Risiken mit sich bringt, wendet sich McWhinnie (2000) ethischen und psychologischen Fragestellungen im Zusammenhang mit der HI zu. Auf der Basis von Interviews mit inzwischen erwachsenen Probanden, deren Mütter mit dem Sperma eines Spenders inseminiert wurden, können Fragestellungen v.a. zur Beziehungsqualität behandelt werden. Alle Kinder haben erst spät von diesem Eingriff erfahren. Die Interviewpartner berichten eine gute Beziehungsqualität in der Eltern-Kind-Interaktion, jedoch auch Gefühle wie Zorn oder Frustration im Zusammenhang mit dem viele Jahre gehüteten Geheimnis des biologischen Vaters. Alle Teilnehmer der Studie wären gerne früher über diese Tatsache informiert wurden, die Mehrheit ist auch heute noch an Informationen über ihren biologischen Vater interessiert.

Golombok et al. (1999) untersuchen vier unterschiedliche Familienformen in Bezug auf Beziehungsqualität und Entwicklungsauffälligkeiten der Kinder. Es handelt sich dabei um Familien, die unter Zuhilfenahme medizinischer oder sozialer Vermittlung Kinder bekamen: durch Samenspende (n = 45 Familien), Eispende (n = 21), Adoption (n = 55) und In-vitro-Fertilisation (n = 41). Das Alter der Kinder dieser Familien reicht von 3,6 bis 8 Jahren. Den Eltern werden Fragebögen vorgegeben, die emotionale Entwicklung und das Verhalten der Kinder von Experten eingeschätzt. Es finden sich keine Unterschiede bezüglich der Beziehungsqualität oder der psychischen Entwicklung der Kinder. Jedoch weisen Eltern aus Familien, in denen

keine genetischen Verbindungen zwischen Mutter und Kind bestehen, bessere subjektive Befindenswerte auf.

In einer Folgestudie vergleichen Golombok et al. (2002) Familien, deren Kinder mittels HI gezeugt wurden, mit Adoptivfamilien und mit Familien, deren Kinder natürlich gezeugt wurden. 37 Familien mit Kindern aus einer HI, 49 Adoptivfamilien und 91 Familien, deren Kinder natürlich gezeugt wurden (nach einer Phase der Infertilität mit Inanspruchnahme einschlägiger medizinischer Behandlung bzw. Beratung) nehmen an der Untersuchung teil. Das Alter der Kinder beträgt durchschnittlich 12 Jahre. Eingesetzt werden standardisierte Interviews und Fragebögen; diese werden jeweils Vater, Mutter, Kind und Lehrer vorgegeben.

Diese Follow-Up-Studie widmet sich den häufig geäußerten Bedenken, die Geheimnisse rund um die HI könnten einen negativen Einfluss auf die familiären Beziehungen und somit auf die Entwicklung des Kindes haben. Wie die Autoren bemerken, werden gerade mit der Phase der Adoleszenz Fragen nach der eigenen Identität für die Kinder bedeutsam, Konflikte mit den Eltern nehmen zu. Geschulte Mitarbeiter führen standardisierte Interviews in der Wohnung der teilnehmenden Familien durch und geben genormte Fragebögen vor, mit folgenden Ergebnissen: Die Kinder aus HI unterscheiden sich weder bezüglich ihrer emotionalen Entwicklung noch in ihren sozialen Kompetenzen von den Kindern aus den beiden anderen Gruppen.

Unterschiede finden sich bei den untersuchten Aspekten der familiären Beziehungen: Mütter in HI-Familien lassen ihre Kinder mehr emotionale Wärme spüren. Eine mögliche Erklärung der Autoren für dieses Phänomen ist das Gefühl der Mutter, dass nur sie eine genetische Verbindung zu dem Kind hat. Oder aber es handelt sich bei den Frauen, die eine Befruchtung mittels HI „in Kauf nehmen“, um besonders motivierte Mütter. Die (sozialen) Väter in HI-Familien sind weniger engagiert in disziplinären Fragen und geraten weniger oft in Konflikte mit ihren Kindern als die Väter aus den Vergleichsgruppen.

Golombok et al. (2002) weisen darauf hin, dass die Antworten der Kinder der Hypothese einer distanzierteren Vater-Kind-Beziehung widersprechen, ebenso wie

andere erhobene Variablen. Auch die Berichte der Mütter aus den verschiedenen Familienformen sind sich bezüglich der Involviertheit des Vaters recht ähnlich. Wieder wird bei Familien, die mittels HI gegründet wurden, eine höhere Motivation, diesmal beim Vater, vermutet. Insgesamt beschreiben die Autoren den Erziehungsstil in Familien nach HI als durchaus förderlich für die psychosoziale Entwicklung des Kindes. Ein überbehütendes oder überforderndes Klima konnte nicht gefunden werden.

Ebenso sehen Golombok et al. (2002) keine negativen Auswirkungen der Geheimhaltung der Zeugungsumstände auf das Familienklima. Sie merken aber an, dass 38 % der angeschriebenen HI-Familien sich gegen eine Teilnahme an der Studie entscheiden. Eine Vermutung ist, dass jene Eltern, die besonders darauf achten, dass ihr Geheimnis nicht gelüftet wird, überproportional häufig nicht kooperieren.

Die Scheidungsraten von HI-Familien dürften jedoch über dem Durchschnitt liegen, wohingegen Adoptivfamilien in mehreren Studien wie auch hier sehr niedrige Trennungsraten aufweisen. Dieser Umstand wird auf die recht intensiven Untersuchungen im Vorfeld einer Adoption zurückgeführt. Im Gegensatz dazu bereiten die Kliniken in Großbritannien vor allem die Mütter, nicht aber die Paare, auf den Eingriff der HI vor.

Es ist sicher richtig, dass die Adoleszenz für einige Fragestellungen eine wichtige Phase darstellt. Jedoch sind die befragten Kinder dieser Untersuchung erst 12 Jahre alt, und viele Fragestellungen im Zusammenhang mit der familiären und biologischen Herkunft werden erst in einem späteren Lebensalter virulent. Zudem werden die Eltern nicht gefragt, ob sie ihren Kindern von der Tatsache der HI berichtet haben; daher stellt sich die Frage, wie es den Autoren möglich ist, Aussagen über die potenziellen Auswirkungen der Geheimhaltung treffen zu können.

Auch Schilling (1999) nähert sich der Thematik der HI mittels Elterninterviews. Jeweils beide Elternteile aus 22 Paaren sollen ihr Kind im Alter von etwa sechs Jahren beschreiben. Zusätzlich wird die Repertory-Grid-Methode angewandt mit dem Ergebnis, dass die meisten Eltern ihre Kinder als ihnen und ihrem „idealen Selbst“

nahe empfinden. Der von Schilling postulierte Rückzug der (sozialen) Väter gegenüber dem Kind konnte nicht bestätigt werden.

Ob die Untersuchungsmethode Schillings wirklich ausreicht, um die Hypothese zu überprüfen, sei dahingestellt. Jedenfalls wieder eine Untersuchung, die sich nicht direkt um die Kinder kümmert und in der die durch HI gezeugten Kinder recht jung sind (sechs Jahre).

17.4 Lesbische Mütter

In Österreich nicht erlaubt, stellt die HI bei lesbischen Paaren eine durchaus bekannte Art der Partnerschaftserweiterung in anderen Ländern dar. Brewaeys et al. (1997) untersuchen dazu 30 lesbische Mütter mit Kindern im Alter von vier bis acht Jahren, 38 heterosexuelle Familien (Kinder jeweils durch HI gezeugt) und eine Vergleichsstichprobe von 30 heterosexuellen Familien mit natürlich empfangenen Kindern mittels standardisierter Interviews, Fragebögen und psychologischer Tests. Die Autoren finden in ihrer niederländischen Stichprobe, dass die Beziehungen zwischen den lesbischen Frauen vergleichbar sind mit jenen der heterosexuellen Paare. Messinstrument ist dabei ein Fragebogen mit 28 Items. Im Kontakt zum Kind zeigen die sozialen Mütter (in lesbischen Beziehungen) mehr Aktivität als die Väter (in heterosexuellen Beziehungen). Die Eltern-Kind-Interaktion der beiden Mütter in lesbischen Familien unterscheiden sich nicht signifikant. In beiden Gruppen der heterosexuellen Familien interagieren jeweils die Mütter deutlich stärker mit ihren Kindern als die Väter. Die biologischen Mütter in lesbischen Familien sind stärker im Berufsleben engagiert als die Mütter in heterosexuellen Familien. Die Anzahl der berichteten Eltern-Kind-Konflikte bezüglich disziplinarischer Fragen ist in allen Gruppen etwa gleich. Der „disziplinierende Vater“ geht hier also nicht ab.

Mittels eines standardisierten Verfahrens werden die Kinder spielerisch nach den Beziehungen innerhalb der Familie befragt. Hier zeigt sich in allen Gruppen, dass die (biologische) Mutter am häufigsten mit positiven Gefühlen assoziiert wird. Bei den Vätern findet sich kein Unterschied zwischen den beiden heterosexuellen Gruppen. Die Tatsache, ob das Kind mit dem Vater tatsächlich (biologisch) verwandt ist oder

nicht, findet in den Testergebnissen keinen Niederschlag. Die Geschlechterrollenentwicklung der Kinder verläuft in allen Gruppen unauffällig.

Brewaeys et al. (1997) argumentieren auf der Basis ihrer Ergebnisse, dass die lesbische Familie einen sicheren und warmen Lebensraum für die Kinder bieten kann. Deren Lebenssituation sei also keineswegs mit jener von Kindern alleinerziehender Mütter gleichzusetzen. Im Zusammenhang mit diesen Ergebnissen wird kritisch die rechtliche Lage in den Niederlanden angeführt, wonach die soziale Mutter keinerlei Anspruch auf das Sorgerecht habe, zum Beispiel auch nach dem Tod der biologischen Mutter.

Die Autoren führen die Tatsache, dass sich keine Unterschiede im Funktionsniveau der Familien wie auch im emotionalen und behavioralen Entwicklungsstand der Kinder zeigen, auf zwei Faktoren zurück. Erstens: Die Kinder seien auch in den lesbischen Familien mit zwei Elternfiguren aufgewachsen. Und zweitens: Weder die Kinder noch die Eltern haben die Krise einer Scheidung oder Trennung durchleben müssen. Zudem wird noch angemerkt, dass auch die sozioökonomischen Bedingungen in den lesbischen Familien allgemein besser zu beurteilen sind als bei Alleinerzieherinnen.

Bei der Gruppe der durch HI gezeugten Kinder in heterosexuellen Familien zeigt sich ein auffälliger Befund. Ihre Ergebnisse in der „Child Behavior Checklist“ sind signifikant schlechter als jene der anderen beiden Gruppen. Aber auch in Bezug zur Norm finden sich mehr Verhaltensauffälligkeiten. Dafür haben Brewaeys et al. (1997) folgende Erklärung: Die heterosexuellen Eltern jener Kinder, die mittels HI gezeugt wurden, verheimlichten die Tatsache, dass zur Zeugung das Erbgut eines fremden Mannes herangezogen worden war. Im Gegensatz dazu haben die lesbischen Mütter allesamt ihre vier- bis achtjährigen Kinder voll aufgeklärt. Es könnte also die Tatsache, dass Geheimnisse in der Familie verborgen gehalten werden, einen negativen Einfluss auf die emotionale und verhaltensmäßige Anpassung der Kinder haben.

Anzumerken ist auch hier, dass in diesem Bereich noch weitere Forschungsarbeiten erforderlich sind, denn die Kinder der lesbischen Mütter sind zum Zeitpunkt der

Datenerhebung nicht älter als maximal acht Jahre. Ihre weitere Entwicklung wäre also abzuwarten und erneut zu beurteilen.

Die fehlende genetische Verbindung zwischen Vater und Kind scheint vor allem für den Vater problematisch zu sein. Doch gerade der (soziale) Vater, scheint ihm Vorfeld des Eingriffs nicht immer optimal betreut zu werden. Unklar und fragwürdig ist auch der Umgang mit der Identität des Samenspenders und mit dem Recht des Kindes, den biologischen Vater kennen zu lernen.

Das Thema HI bei Alleinerzieherinnen und lesbischen Paaren ist derzeit zwar in Österreich nicht aktuell, aber zumindest international diskussionswürdig. Die lesbische Lebenspartnerin der Mutter hat (interessanter- wie verständlicher Weise) weniger Probleme mit der Information des Kindes als der (soziale) Vater in heterosexuellen Paaren.

Ein weiterer Aspekt bezüglich der Geheimhaltung des Eingriffs vor dem Kind wird von Golombok et al. (2002) diskutiert. In Anbetracht der Vererbbarkeit von Krankheiten bzw. gewisser Veranlagungen sind unwissende Kinder aus HI-Familien eventuell benachteiligt, da sie von einer falschen Abstammung ausgehen und somit ihren Entscheidungen falsche Informationen zugrunde liegen.

Zusammenfassend

ist festzuhalten, dass es im Großen und Ganzen keine Befunde zu negativen Auswirkungen der HI auf die Entwicklung des Kindes gibt, weder bei heterosexuellen Eltern noch bei lesbischen Paaren. Kritisch ist der Umgang mit der Wahrheit zu sehen: Wie sag ich's meinem Kinde, dass es nicht mein Kind ist? (Aus der Sicht des sozialen Vaters). Das scheint in befragten Familien der hier analysierten Studien eine wichtige und weitgehend noch nicht wirklich gelöste Frage zu sein. Hier fehlen Modelle des erfolgreichen Umgangs mit dieser Situation für die Eltern, was nicht weiter verwunderlich ist, als es sich keineswegs um eine traditionelle Familienform handelt und daher auch noch keine gesellschaftlich vermittelten und akzeptierten Modelle entwickelt werden konnten. Da kann und muss psychologische Betreuung ansetzen, es müssen gemeinsam Modelle erarbeitet werden.

Die Forschungsempfehlungen beziehen sich auf Langzeiterhebungen bis ins Erwachsenenalter, wobei der Aspekt der Geheimhaltung gegenüber dem Kind besonders berücksichtigt werden muss. Die Anwendung tiefenpsychologischer Methoden könnte hier hilfreich sein (projektive Verfahren hat beispielsweise Bonney (2002) eingesetzt). Die ausschließliche Erfassung klinischer Symptome erweist sich jedenfalls als zu grobes Messinstrument. Außerdem müssen in solche Studien unbedingt auch die Väter einbezogen werden.

18. Ergebnisse der neuen Väterforschung

Unifaktorielle, defizitorientierte Betrachtungsweisen von „Vaterlosigkeit“ oder „Vaterentbehmung“ lassen schon lange keine hinreichenden Erklärungsansätze mehr erwarten. Positive Sichtweisen – an denen sich etwa die Diskussion von Schmidt-Denter und Fthenakis über Trennungs- und Scheidungsfamilien orientiert – stigmatisieren Betroffene nicht und können ihnen zudem Hoffnung geben (vgl. Fthenakis, 2000). Vielversprechend sind die neueren Ansätze zur Untersuchung von Eltern-Kind-Beziehungen (z.B. Gerris et al., 2000 oder Kreppner, 2000), bei welchen auch auf die Rolle des Vaters Bezug genommen wird. In der gegenwärtigen Phase der Väterforschung werden die distinktiven Merkmale des Vaters – was ihn in der Beziehung zu den Kindern von den Müttern unterscheidet – hervorgehoben. Im Folgenden werden einige wenige Studien exemplarisch aus der schon sehr umfangreichen Väterforschung referiert, um sichtbar werden zu lassen, welche und wie große Bedeutung Väter für die Entwicklung ihrer Kinder haben.

Kulturanthropologische Untersuchungen finden in verschiedenen Kulturen stark unterschiedliches Vater-Verhalten, was auf die ökologischen und sozioökonomischen Rahmenbedingungen zurückgeführt wird (vgl. Fthenakis, 1985b). Bis zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts befasste sich die Forschung über Sozialisation in der Familie vor allem mit der Mutter-Kind-Beziehung, wobei insbesondere Psychoanalyse und Bindungsforschung die Mutter als wichtigste Bezugsperson für Säugling und Kleinstkind hervorhoben, während dem Vater für diese Entwicklungsphase nur eine unterstützende Funktion für die Mutter zugeschrieben wurde.

Die dann vor allem in den USA beginnende Väterforschung konzentrierte sich anfangs auf Effekte von Vaterabwesenheit und wandte sich in einer zweiten Phase der Vater-Kind-Beziehung zu (Lamb, 1997a). Die Ergebnisse der Väterforschung wurden für den deutschsprachigen Raum von Fthenakis (1985a, 1985b) aufgearbeitet und führten zu einer differenzierteren Einschätzung der Bedeutung des Vaters für das Kind nicht erst im Kleinkindalter, sondern schon vorgeburtlich.

Fthenakis unterscheidet zwischen substitutivem und komplementärem Vater-Verhalten. Substitutive Funktionen können sowohl von der Mutter als auch vom Vater wahrgenommen werden, während der komplementäre Beitrag des Vaters nur durch ihn erfolgen kann. „Neben substitutiven Funktionen, also solchen, die ein Vater anstelle der Mutter übernehmen kann, darf sein heute vielfach in seiner Bedeutung unterschätzter komplementärer Beitrag auch nicht vergessen werden. Er darf aber auch nicht darauf reduziert werden“ (Fthenakis, 1985b, S. 100). Nicht geklärt ist die Frage, ob die für Mutter und Vater jeweils typischen Verhaltensweisen genuin geschlechtsspezifisch oder eine Folge der soziokulturellen Rollenverteilung von Mann und Frau in unserer Gesellschaft sind (Lamb, 1997b).

Bedeutung des Vaters für das Kind im Kleinkindalter

Vätern werden komplexe, multidimensionale Rollen zugeschrieben, wobei sich ihr Einfluss auf das Leben der Kinder oft indirekt auswirkt, wie durch ökonomische Versorgung und durch konkrete und emotionale Unterstützung der Mutter. Als direkter Einfluss kann ihr Verhaltensmodell und ihre Interaktion mit den Kindern angesehen werden. Diese direkte Beeinflussung ist in den letzten Jahrzehnten vielfach Gegenstand der Forschung gewesen, wobei diesem Forschungsthema die Tatsache entgegenkommt, dass sich Väter vermehrt in die Kinderbetreuung einbringen (Lamb, 1997a).

Schon vor der Geburt kommt dem Vater eine wichtige Rolle zu. „Die positive Einstellung des Mannes vorausgesetzt, besteht seine wichtigste Funktion während der Schwangerschaft in der emotionalen Unterstützung seiner Frau.“ (Fthenakis, 1985b, S. 147). Nach Werneck und Rollett (2002) steht die Temperamentsentwicklung des Kindes mit der vorgeburtlichen väterlichen Einstellung in Beziehung: Bereits vor der Geburt schätzen diejenigen Väter die Belastung durch Kinder signifikant höher ein, deren Kinder im Alter von drei Jahren zurückgezogener sind als andere.

Die internationale Forschung der letzten Jahrzehnte befasste sich erstmals auch mit der Beziehung des Vaters zum Neugeborenen und zum Säugling und brachte die Erkenntnis, dass Väter ebenso wie Mütter Sensitivität und Kompetenz für die Pflege des Säuglings aufbringen und in feinfühligere Weise mit dem Säugling kommunizieren

können (Nickel, 2002; LeCamus, 2001). LeCamus (2001) referiert u.a. folgende Forschungsergebnisse: Väter können bereits unmittelbar nach der Geburt mit dem Kind in der ihm angemessenen Weise Kontakt aufnehmen und zwar visuell und taktil mit denselben Verhaltensmustern wie Mütter. Das Kommunikationsverhalten zu Säuglingen scheint bei Müttern und Vätern genetisch verankert zu sein. Emotional sind Väter wie Mütter durch das Unbehagen eines Babys betroffen: Bei Frauen und Männern finden sich gleich intensive physiologische Reaktionen.

Lamb (1997b) fasst die diesbezüglich vorliegenden Ergebnisse wie folgt zusammen: Kinder binden sich im ersten Lebensjahr an Mutter und Vater. Viele Kinder bevorzugen zwar die Mutter, was mit der vermehrten Anwesenheit der Mutter beim Kind erklärt werden kann.

Auf die positive Auswirkung väterlichen Engagements im Kindesalter weisen Fthenakis, Kalicki und Peitz (2002) unter Hinweis auf die Forschungsergebnisse aus den USA hin: Höhere Empathie und kognitive Kompetenz, ausgeprägtere internale Kontrollüberzeugungen und weniger geschlechtsrollenstereotype Einstellungen haben Kinder, deren Väter sich überdurchschnittlich viel mit dem Kind beschäftigen. Die Autoren führen dies jedoch nicht nur auf den Einfluss der Väter, sondern auch auf den der Mütter zurück, welche in solchen Familien z.B. eher einer Berufstätigkeit nachgehen und ein größeres Engagement des Vaters in der Familie akzeptieren würden.

Nach Parke (1981, zit. nach Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002, S. 147) sagt „eine hohe Beteiligung des Vaters an der Sorge um das Kind in den ersten acht Lebenswochen eine höhere soziale Responsivität des (Klein-)Kindes und eine höhere Resistenz gegenüber Stress und Belastungen während der Schulzeit vorher.“ Allerdings kann daraus nicht geschlossen werden, dass allein dieses Verhalten des Vaters in der frühen Zeit diesen Schutz bietet, sondern es muss vielmehr in Betracht gezogen werden, dass solche Väter in der Regel auch in den nachfolgenden Monaten und Jahren ein besonderes Engagement für ihr Kind aufbringen. Ein solches Vater-Verhalten führt auch zu einer Entlastung der Mütter, weshalb diese wiederum den Bedürfnissen des Kindes besser gerecht werden können. Verhalten und Einstellungen von Vater und Mutter bedingen einander wechselseitig.

Auch die Psychoanalyse betont die Wichtigkeit der aktiven Anwesenheit und emotionalen Verfügbarkeit des Vaters bereits im Säuglings- und Kleinkindalter (Schon, 1995). Er wird nicht nur als Stütze der Mutter betrachtet, sondern auch als eine unterschiedlich reagierende Bezugsperson (Objekt), welche Anreize zur Individuation gibt und bei Ablehnung des einen Elternteiles die Sicherheit der Verfügbarkeit eines zweiten Elternteiles für das Kind gibt. Die Entstehung von intrapsychischen Repräsentanzen der Vater-Mutter-Kind-Beziehungen (Triade) ist Entwicklungsaufgabe der ersten sechs Lebensjahre (Triangulierung) und beginnt bereits sehr früh. „Triadische Beziehungsmuster können bereits im ersten Lebensjahr beobachtet werden“ (Schon, 1995, S. 78), wobei die Beziehung der Eltern zueinander von Beginn an als wesentlicher Sozialisationsfaktor für das Kind angesehen wird.

Bedeutung des Vaters im Schulkindalter

Einen Überblick über die Forschungsergebnisse in den USA zur Frage der Bedeutung des Vaters für das Schulkind geben Biller und Kimpton (1997): Während durch väterliches Engagement Erfolg im kognitiven und schulischen Bereich vorhersagbar sein dürfte, ist väterliche Deprivation dafür als Handicap anzusehen. In Stiefvaterfamilien hingegen finden sich keine schwächeren Intelligenzleistungen. Kinder, die ihren Vater vor dem dritten Lebensjahr verlieren, erbringen im Durchschnitt bei Intelligenzmessungen geringere Leistungen, besonders wenn sie aus ökonomisch armen Schichten kommen. Kinder mit Vaterverlust durch Scheidung oder Weggang des Vaters sind stärker betroffen als solche, deren Vater verstorben ist. Vaterentbehmung wirkt sich bei Buben negativ auf die kognitive Entwicklung aus. Eine restriktive, bevormundende Haltung der Väter kann die Leistungsmotivation, die kognitive Kompetenz und die Kreativität von Söhnen hemmen. Bei väterlichem Engagement entwickeln Mädchen hingegen im Erwachsenenalter in vermehrtem Ausmaß ihre intellektuellen Fähigkeiten. Untersuchungen von besonders erfolgreichen Frauen weisen auf vermehrte väterliche Unterstützung und Anregung hin. In vielen Untersuchungen finden sich hohe positive Korrelationen zwischen Schulkarriere des Kindes und Bildungsniveau, beruflichem Status und Arbeitszufriedenheit des Vaters. Kinder mit anfänglichen Schulschwierigkeiten haben

eine größere Chance, damit zurechtzukommen, wenn sie beim Vater Unterstützung und Ermutigung finden.

Hinsichtlich der emotional-sozialen Entwicklung werden u.a. folgende Ergebnisse gebracht: Toleranz und Verständnis im Erwachsenenalter findet sich bei solchen Menschen, deren Väter sich im Kindergartenalter engagiert verhalten haben. Menschen mit solchen Vätern sind wahrscheinlich später eher Lang-Zeit-Partner, erfolgreiche Eltern und haben eher enge Freundschaften.

Spezifität des väterlichen Verhaltens

Die Erforschung von Vater-Kind-Interaktionen führte zu der Erkenntnis, dass der Vater eine spezifische Funktion für die kindliche Entwicklung erfüllt (Lamb, 1997a). Viele Ergebnisse von empirischen Studien sprechen nach Kreppner (2002) dafür, dass sich der Modus der Kommunikation von Vätern von dem der Mütter unterscheidet.

Bereits im Säuglingsalter finden sich spezifische Interaktionsmuster zwischen Vater und Kind, die im Kleinkindalter beibehalten werden. LeCamus (2001) unterscheidet in diesem Zusammenhang zwischen dem „tonisch-emotionalen Dialog der Mutter“ (den Kontakt haltend und emotionsbezogen) und dem „phasisch-motorischen Dialog des Vaters“ (auf Phasen beschränkt und bewegungsbetont) (LeCamus, 2001, S. 98). Während Mütter engen Körperkontakt halten, konnte bei Vätern beobachtet werden, dass sie Grimassen schneiden und ihr Kind visuell und akustisch stimulieren (vgl. Seiffge-Krenke, 2001a).

In der Art des Spielens mit Kleinkindern bestehen signifikante Unterschiede zwischen Vätern und Müttern. Väter bevorzugen körperbetonte Aktivitäten mit ihrem Nachwuchs, während Mütter zu intellektuell fördernden Spielen mit Spielzeug und zur Körperpflege tendieren (Kreppner, 2002). „Väter verbringen mehr Zeit mit ihren Kindern beim Spiel als bei pflegerischen Aufgaben“ (Fthenakis, 1985b, S. 161). Kleinkinder bevorzugen ihre Väter gegenüber ihren Müttern als Spielpartner, während die Kinder bei Müttern eher Schutz suchen als bei Vätern (Jakobi, 2000).

Väter fördern die kognitive Entwicklung auf eine spezifische Weise. Sie tendieren mehr als Mütter dazu, bereits Babies zu motivieren, sich auf Unbekanntes einzulassen und Kleinkinder im Spiel zu eigenständigem Lösen von Problemen anzuregen. Väter geben bei Aufgabenstellungen weniger Hilfe als Mütter und fordern über ihre kommunikative Vorgangsweise zu mehr Selbständigkeit auf (LeCamus, 2001). Diese Erkenntnisse wurden aus relativ kleinen Stichproben gewonnen. Eine Übersichtsarbeit über 72 Arbeiten (Lytton & Romney, 1991, zitiert nach LeCamus, 2001) und LeCamus in neueren Untersuchungen finden allerdings nicht mehr einen so deutlichen Unterschied zwischen dem Interaktionsverhalten von Vätern und Müttern außer im Bereich der Kontrolle: Väter sind kontrollierender.

Weiters referiert LeCamus folgende Ergebnisse auf der Basis von eigenen empirischen Arbeiten und in Aufarbeitung der vorliegenden Forschung (2001): Dreijährige Kinder verfügen über mehr Konfliktlösungskompetenz und soziale Integration, wenn ihr Vater ausreichend vorhanden ist und sich in seiner Erziehungsfunktion genügend von der Mutter unterscheidet. Kleine Kinder treten eher gegenüber der Mutter fordernd auf als gegenüber dem Vater und richten instrumentelle Botschaften häufiger an den Vater, emotionale Inhalte hingegen häufiger an die Mutter.

Auch hinsichtlich der Sprachschemata finden sich Unterschiede zwischen Vätern und Müttern: Väter wiederholen ihre Äußerungen ab dem Kindesalter von zweieinhalb Monaten weniger oft als Mütter. Väter sprechen ihre Babys öfters mit dem Namen an. Väter scheinen die Tendenz zu haben, im Gespräch mit Kleinstkindern (bis zu zwei Jahre) weniger vertraute Worte zu verwenden als Mütter, wie eine Untersuchung an allerdings nur acht Kindern ergeben hat. Väter fordern mehr als Mütter zu bestimmten Handlungen auf und verbalisieren weniger als Mütter emotionale Inhalte.

Auch im Schulalter wird die Aufteilung zwischen den Eltern beibehalten. Die Väter tendieren dazu, mit den Kindern zu spielen und ihnen vorzulesen, während die Mütter Körperpflege, Organisation des Alltags und schulische Angelegenheiten erledigen (Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002).

Die Interaktionen mit dem Kind werden von Vätern anders gestaltet als von Müttern: Die Mütter tendieren mehr zu fürsorglichem Umgang mit dem Kind, während die Väter Aktivitäten bevorzugen, bei denen sie das Kind durch Spiel fördern können. Die Väter dürften dadurch zum Erlernen von geschlechtsspezifischem Verhalten beitragen (Übersichtsarbeit von Lamb, 1997b).

In der Adoleszenz tendieren Väter dazu, die Jugendlichen zu fordern und sie früher als die Mütter als Partner zu behandeln (Kreppner, 2002).

Eine Studie von Shulman (1997) geht der Frage nach, welchen Einfluss Vater und Mutter auf den Individuationsprozess in der Adoleszenz haben. Er kommt zu dem Schluss, dass sich Väter im Vergleich zu Müttern weniger mit ihren Kindern beschäftigen. Sie bevorzugen spielerische Aktivitäten und bringen neue Perspektiven ein. Väter sehen ihre Beziehung zu den Adoleszenten eher freundschaftlich. Sie schätzen die Jugendlichen als weniger abhängig und hilfsbedürftig als die Mütter ein und unterstützen sie dadurch bei ihrem Streben nach Selbständigkeit und Unabhängigkeit.

Ein von Kindheit an praktizierter, einfühlsamer und zur Selbständigkeit anregender Interaktionsstil des Vaters findet sich bei Jugendlichen, die genügend Selbstvertrauen besitzen, über Denkprozesse zu Lösungen zu gelangen (Kindler, Grossmann & Zimmermann, 2002). Diese Jugendlichen haben auch häufigen und wertschätzenden Kontakt zu Gleichaltrigen bei geringerer Feindseligkeit und praktizieren größere Offenheit und Nähe zum anderen Geschlecht.

Bindungsforschung

Der Aufbau einer Bindungsbeziehung zwischen Vater und Kind bereits in der frühesten Zeit wird von der neueren Bindungsforschung aufgrund der empirischen Forschungslage als gesichert angesehen (Kindler et al., 2002; Spangler & Zimmermann, 2002).

Unter der Annahme, dass eine sichere Bindung in früher Kindheit als Schutzfaktor für die weitere Entwicklung des Kindes gesehen werden kann, stellen Zimmermann et

al. (2000) eine Studie vor, in der der Einfluss der Bindungsqualität zum Vater auf das gemeinsame Problemlösen von Jugendlichen mit ihrem besten Freund untersucht wurde. Demnach zeigen Jugendliche im Alter von 17 Jahren, die in ihrer Kindheit unsicher an den Vater gebunden waren, bei auftretenden Schwierigkeiten mehr Eigenständigkeit beim Problemlösen und neigen dazu, den Freund auszugrenzen. Sie können soziale Ressourcen kaum nutzen.

Kindler, Grossmann und Zimmermann (2002) kommen nach Aufarbeitung von Längsschnittuntersuchungen zu dem Ergebnis, dass „zwei sichere Bindungsbeziehungen eines Kindes in der Familie mit einer positiveren sozioemotionalen Entwicklung einhergehen im Vergleich zu Kindern mit nur einer oder keiner sicheren Bindungsbeziehung zu den Eltern.“ (S. 703). Empirisch belegt ist auch die positive Funktion eines unterstützenden Partners insofern, als durch ihn das Risiko für eine unsichere Mutter-Kind-Beziehung nicht erhöht wird.

Ein Vergleich von thematisch ähnlichen, allerdings durchwegs zeitlich kürzeren Studien durch Kindler (2002) führt ebenfalls zu dem Ergebnis, dass die Mehrzahl der Studien einen generellen Einfluss väterlichen Verhaltens auf die sozioemotionale Entwicklung ergeben. Demnach wirkt sich das Fehlen von Unterstützung als auch übergroße Unterstützung durch den Vater negativ auf die sozioemotionale Entwicklung des Kindes aus. Weitere Forschungsansätze werden ausführlich diskutiert, wobei das Schwergewicht auf spezifische Aspekte der Vater-Kind-Beziehung gelegt wird.

Gender-Aspekte

Dass Väter in ihrem Verhalten gegenüber Söhnen und Töchtern von klein auf größere Unterschiede als Mütter machen, wurde von nahezu allen einschlägigen Studien erhoben (Seiffge-Krenke, 2001a, 2001b) und zwar in den Bereichen körperliche Entwicklung, Spielverhalten und Disziplin. „Die Spielaktivitäten mit den Töchtern sind sanfter, ihre Weiblichkeit wird hervorgehoben.“ „Die Väter waren strenger in der Disziplin und wilder und direkter in ihrem Spiel mit Söhnen und weicher, vorsichtiger und unterstützender im Umgang mit Töchtern“ (Seiffge-Krenke, 2001a, S. 393). Auch die Metaanalyse von Russell und Saebel (1997) über 287 Studien von 1990 bis 1993 kommt zu ähnlichen Ergebnissen. Mit zunehmendem

Alter der Kinder verhalten sich Väter in den Bereichen Spiel, Freizeit, Motorik sowie Selbständigkeit und Individuation und schließlich Akzentuierung des Geschlechts gegenüber Söhnen und Töchtern unterschiedlich. Allerdings zeigen Untersuchungen an alleinerziehenden Vätern, dass sich diese bei Bedarf auch wie Mütter verhalten können.

Eigene Forschungen und die Metaanalyse von Siegal (1987) lassen auch LeCamus den Schluss ziehen, dass Väter mit ihren Söhnen anders umgehen als mit ihren Töchtern: „Bei den Kleinen neigen sie meistens dazu, Jungen als stärker und kräftiger anzusehen, sie oft zu berühren, ihre körperbetonten Spiele und Erkundungen zu unterstützen. Mit den Großen sind sie konsequenter, strenger, weniger liebevoll, körperbezogener und bestimmender, greifen bei den Jungen mehr ein als bei den Mädchen“ (LeCamus, 2001, S. 52).

Amerikanische Studien kommen zu dem Ergebnis, dass sich Väter mehr an der Erziehung beteiligen, wenn das Kind ein Bub ist und dass sie im Kleinkindalter mehr mit ihm sprechen würden als mit einer Tochter (Fthenakis, Kalicki & Peitz, 2002). Bei Kindern im Alter von sechs bis acht Monaten kann keine Präferenz hinsichtlich Vater oder Mutter festgestellt werden. Jungen im Alter von achtzehn Monaten zeigen jedoch eine signifikante Präferenz für den Vater.

Den gesamtfamiliären Aspekt betonen Fthenakis, Kalicki und Peitz (2002) bei der Interpretation der Ergebnisse der LBS-Familien-Studie, welche ein geschlechtsspezifisches Ergebnis bringt: „Je mehr sich der Mann in den ersten Monaten nach der Geburt an der Sorge um das Baby beteiligt, desto weiter ist dessen Entwicklung nach Einschätzung beider Eltern vorangeschritten, wenn das Kind 18 Monate alt ist“ (S. 168). Allerdings trifft das nur für Buben zu, und zwar im besonderen für Sprache, Sozialverhalten und motorische Entwicklung.

Zusammenfassung

Väter sind wie Mütter befähigt, kompetent und einfühlsam mit Neugeborenen, Säuglingen und Kleinkindern zu kommunizieren. Kinder sind von Geburt an imstande, sowohl zur Mutter als auch zum Vater eine Bindung aufzubauen. Empirische Studien verdeutlichen zunehmend die besondere Funktion von Vätern für

die Entwicklung des Kindes. Väter gehen mit ihren Kindern anders um als Mütter. Motorische und spielerische Aktivitäten werden von Vätern in besonderer Weise unterstützt. Väter machen in ihrem Verhalten signifikant größere Unterschiede zwischen Söhnen und Töchtern als Mütter und stützen dadurch die geschlechtsspezifische Entwicklung der Kinder. Durch ihre spezifische Interaktion fördern Väter bereits beim Kleinkind, beim Schulkind und beim Adoleszenten die Verselbständigung. Sichere Bindung an den Vater von klein auf und ein einfühlsamer, zur Selbständigkeit anregender Erziehungsstil des Vaters tragen signifikant zur Sozialisierung des Adoleszenten bei. Nicht das Ausmaß an väterlicher Zuwendung, sondern ihre Qualität beeinflusst wesentlich die Entwicklung des Kindes.

Insgesamt gesehen erhöht eine gute „Bevaterung“ die Chancen des Kindes, ein gutes Selbstwertgefühl, kognitive, soziale und ethische Kompetenz sowie ein gutes Körpergefühl zu entwickeln und somit ein zufriedenes und produktives Leben zu führen.

19. Zusammenfassung der Ergebnisse der Literaturstudie

Nach den Ergebnissen der Forschung der letzten Jahrzehnte ist die Bedeutung des Vaters für die Entwicklung des Kindes unbestritten. Die Rolle des Vaters muss im familiären Kontext gesehen werden und umfasst sowohl ökonomische, als auch soziale und emotionale Aspekte. Kinder können sich vom ersten Lebensjahr an an beide Elternteile binden; Väter können ihre Kinder durch ihre spezifische Form der Interaktion besonders in der Motorik und der Selbständigkeit fördern.

Vaterentbehrung kann für Kinder schädlich sein, sofern wichtige Bedürfnisse der Kinder nicht erfüllt werden. Viele Menschen entwickeln sich trotz Vaterentbehrung im Kindesalter ohne Auffälligkeiten. Das Aufwachsen mit einem stützenden, einfühlsamen, fördernden und Grenzen setzenden Vater wird als Bonus für die weitere Entwicklung betrachtet.

Punktuell können die Ergebnisse wie folgt zusammengefasst werden:

1. Manche Bereiche von Vaterentbehrung sind nicht von der Forschung bearbeitet: Vaterentbehrung durch Haft, Migration und auf Grund von Geheimhaltung.
2. Behinderte Kinder leben häufiger bei Alleinerzieherinnen. Forschungsarbeiten über die Folgen von Vaterentbehrung bei behinderten Kindern liegen kaum vor.
3. Wenig Arbeiten gibt es über Kinder, die den Vater durch Tod verloren haben, die ihn durch Krieg entbehren mussten, und ebenso wenig über Kinder, die bei lesbischen Paaren aufwachsen.
4. Die Entbehrung eines Elternteiles wird sehr häufig mit Vaterentbehrung gleichgesetzt, z.B. in der Scheidungsforschung und bei Ein-Elternfamilien generell.
5. Vaterlose Familien haben ein hohes Risiko, ökonomisch benachteiligt zu sein.

6. Die ökonomische Benachteiligung allein erklärt jedoch nicht die Verhaltensauffälligkeiten von Kindern nach Väterverlust bei Trennung der Eltern.
7. Die Reaktionen der Kinder auf Verlust des Vaters durch Scheidung, durch Tod oder auf den vermissten Vater sind unterschiedlich und werden durch Geschlecht des Kindes und das Alter zum Zeitpunkt des Väterverlustes mitbestimmt.
8. In Familien von alleinerziehenden Vätern und Müttern tendieren Buben bereits im Schulalter zu externalisierendem Verhalten, Mädchen haben hingegen erst im Jugendalter die Tendenz zu Auffälligkeiten. Das Risiko für Verhaltensauffälligkeiten ist in diesen Familien größer als in Stieffamilien und in Kernfamilien am geringsten.
9. Stiefväter können zu einer Verbesserung der Lebensbedingungen und Entwicklungschancen der Kinder beitragen. Besonders Buben scheinen in ihren schulischen Leistungen von einem Stiefvater zu profitieren. Kinder in Stieffamilien wünschen zumeist weiterhin Kontakt zum leiblichen Vater.
10. Im Jugendalter sind Leistungsprobleme und Normenübertretungen bei Scheidungskindern, bei männlichen mehr als bei weiblichen, häufiger als bei Kindern aus Kernfamilien.
11. Erwachsene, die in Scheidungsfamilien aufgewachsen sind, haben ein höheres Risiko für den Abbruch von Lebensgemeinschaften und Ehen und haben weniger intergenerativen Austausch.
12. Vaterentbehmung kann im Erwachsenenalter Beziehungs- und Partnerschaftsprobleme sowie emotionale Störungen zur Folge haben. Generell sind Auswirkungen von Vaterentbehmung im Erwachsenenalter und im Alter kaum erforscht.
13. Die Förderlichkeit der in Österreich gerichtlich geregelte Besuchsrechtsausübung bei Scheidungskindern in einem üblicherweise 14tägigen Rhythmus ist durch die Forschung nicht belegt. Zumindest wöchentliche Kontakte können nach neuesten

Forschungen bei Scheidungskindern eine ähnliche Vaterbeziehung etablieren wie in Kernfamilien. Der Verlust des Vaters dürfte nach neuester Forschung für Kinder eine größere Belastung darstellen als der elterliche Nachscheidungs-Konflikt.

14. Auch Kleinkinder können unter Verlust des Vaters leiden, zumal davon ausgegangen werden kann, dass in den letzten Jahren viele Väter vom Typus „neuer Vater“ von Geburt an eine Beziehung zum Kind aufbauen. Manche Arbeiten sprechen für besonders nachhaltige negative Auswirkungen bei frühem Väterverlust sowohl durch Scheidung als auch durch Tod.
15. Wenn getrennt lebende Väter auf Ausübung einer autoritativen Rolle bei gleichzeitiger Nähe zum Kind zugunsten einer verwöhnenden oder vernachlässigenden Haltung verzichten, kann dies zur Idealisierung und damit zur Reifungsverzögerung des Heranwachsenden beitragen.
16. Kinder von Vätern mit starker Substanzabhängigkeit oder schwerer psychischer Erkrankungen und Gewalttätigkeit tragen ein höheres Risiko für eine psychische Störung im Erwachsenenalter.
17. Das Aufwachsen in lesbischen Paarbeziehungen hat nach vorliegenden Ergebnissen keine negativen Folgen für die Kinder, doch ist die diesbezügliche Forschung als sehr gering zu bezeichnen.
18. Für Kinder nach heterologer Insemination liegen im wesentlichen keine Befunde vor, die für erhöhte Auffälligkeiten sprechen. Eine Aussage über das Jugendalter und das Erwachsenenalter kann noch nicht getroffen werden.

20. Weitere Forschungsprojekte

Aus den vorangegangenen kurz gefassten Ergebnissen der Literaturstudie können Schlussfolgerungen für eine zukünftige Forschung gezogen werden, jedoch müssen u. E. dazu einige methodische Überlegungen beachtet werden:

Viele Studien leiden am geringen Umfang ihrer Samples und doch muss in vielen Punkten eine weitere Differenzierung gefordert werden. Eine möglichst genaue Operationalisierung des Begriffs „Entbehrung“ tut not. In manchen Forschungsfeldern wird die Entbehrung eines Elternteils sehr häufig mit Vaterentbehrung gleichgesetzt und es wird bei den untersuchten Eineltern-Familien nicht zwischen Nur-Vater- und Nur-Mutter-Familien unterschieden. Die Beachtung des Lebensalters zum Zeitpunkt der Trennung hat sich als wesentlich herausgestellt. In Fällen der partiellen Entbehrung muss eine möglichst differenzierte Betrachtungsweise angestrebt werden: Wie oft sah das Kind seinen Vater, jeweils wie lange und bei welchen Gelegenheiten? Und seit wann ist dem so, wie hat sich die Beziehung verändert? Hat sich der Vater pädagogisch entsprechend verhalten oder hat er z.B. kritiklos die Wünsche des Kindes erfüllt („Disneyland-Vater“)?

In vielen Fällen führt das simplifizierende Zweifaktorenmodell „Vater: an-/abwesend“ mal „Folgen: positiv/negativ“ nicht zu der gewünschten Klarheit. Vielen Scheidungsforschern ist dies inzwischen bewusst; groß angelegte Studien sind aber noch rar, und das hängt wiederum mit der forschungspolitischen Schwerpunktsetzung zusammen.

Manche Autoren weisen z.B. auch beim Tod des Vaters auf die Prozesshaftigkeit des Geschehens hin, am deutlichsten wird eine solche bei chronischen Krankheiten. Man muss auch darauf hinweisen, dass in einzelnen Fällen die Trennung vom Vater für die Restfamilie eine Änderung zum Positiven hin darstellt. Man denke an Gewalt in der Familie, unverantwortlichen Umgang mit monetären Ressourcen oder ein konfliktbeladenes familiäres Klima durch Drogenmissbrauch des Vaters.

Die Auswirkungen der Vaterentbehrung scheinen in verschiedenen Entwicklungsphasen in unterschiedlicher Form und Stärke aufzutreten. Immer wieder

weisen Forscher darauf hin, dass die verwendeten Messinstrumente hochauflösend sein sollten, da es sich oft um sehr subtile Reaktionen der Betroffenen handelt. Beispielhaft hingewiesen werden soll etwa auf die Arbeit von Hetherington (1972). Wie die Autorin feststellte, ergaben Interviews und psychologische Tests kaum signifikante Differenzen, erst die Verhaltensbeobachtung brachte eindeutige Ergebnisse. Kritisch anzumerken ist, dass sich die überwiegende Mehrheit der gefundenen Literatur auf Ergebnisse aus Fragebogenstudien oder Telefonsurveys stützt. In vielen Fällen machte man sich nicht die Mühe, die Kinder selbst zu interviewen, sondern ließ die Mütter die Befindlichkeit und Entwicklung ihrer Söhne und Töchter einschätzen.

Besondere Schwierigkeiten bereitet anscheinend die Erfassung der Qualität der Vater-Kind-Beziehung. Sehr wohl ist vielen Wissenschaftlern klar, dass dies eine ausschlaggebende Variable darstellt, doch werden kaum systematische Erhebungen vorgenommen. Schon vor gut 20 Jahren wurde bemängelt, dass die zahlreichen vorliegenden Studien nur äußerst schwer miteinander zu vergleichen sind, da sich die verschiedenen theoretischen wie auch methodischen Zugänge nicht zu einem einheitlichen Bild zusammenfügen lassen. Knapp, aber treffend könnte man formulieren: beforscht wird, was verfügbar ist. Was die Forschung zur Vaterabwesenheit, Vaterlosigkeit oder Vaterentbehrung betrifft, richtet sich oft weniger nach den Bedürfnissen der betroffenen Kinder, Mütter oder Väter, sondern eher nach den Möglichkeiten der scientific community. Abhilfe könnte hier ein verstärkter interprofessioneller Austausch schaffen, dem natürlich auch die nötige Infrastruktur zur Verfügung gestellt werden müsste, aber auch ein verstärktes Interesse von Interessensvertretungen, Lobbies und politischen Entscheidungsträgern.

Die Forschungspolitik in der (entwicklungs-)psychologischen Forschung hat auch das Ihrige zur eher geringen Beachtung der Väter geleistet. Erst seit wenigen Jahrzehnten wird dem „Väterlichen“, den Leistungen der Väter für ihre Kinder, ihrer Rolle für die Entwicklung der Kinder, wissenschaftliche Beachtung geschenkt.

Die methodischen Möglichkeiten moderner Sozialforschung und psychologischer Forschung müssen bei weiteren Untersuchungen adäquat und exzessiv genutzt

werden. Im Rahmen von zeitgemäßen, umfassenden und kostensparenden Forschungsstrategien, etwa im Rahmen von Multicenterstudien, könnten auch prospektive Längsschnittstudien oder langfristige retrospektive Studien, die auch die Auswirkungen der unterschiedlichen Formen der Vaterentbehmung bei älteren und alten Menschen zu analysieren imstande sind, durchgeführt werden. Die Datengewinnung muss auch biografische Analysen, Tiefeninterviews, nonverbale Untersuchungsmethoden u.v.a. umfassen.

Forschungsempfehlungen

- a) Kurz- bis längerfristige Auswirkungen von Vaterentbehmung und Vaterverlust im Kleinkindalter sollten unter Berücksichtigung der Bindungsqualität der Vater-Kind-Beziehung untersucht werden, z.B. dahin gehend, wie sich die Frequenz und die Dauer des Besuchskontakts im Kleinkind- und Schulalter unter Berücksichtigung der Beziehungsqualität zwischen Vater und Kind auswirkt, bzw. welcher Zusammenhang zwischen Bindung an den Vater und Bewältigung von Scheidungsfolgen besteht. Auch ist hier die Rolle von Stiefvätern näher zu analysieren.
- b) Welche Wirkung hat die Aufrechterhaltung bzw. die Aussetzung von Besuchskontakten, wenn die Mutter diese entschieden ablehnt. Für diese Fragestellung scheint eine retrospektive Analyse bei bereits erwachsenen Scheidungskindern angebracht, da Kinder in der aktuellen Situation in einem Loyalitätskonflikt zwischen den Eltern stehen könnten und damit die Angaben der Kinder verfälscht sein könnten, bzw. mittel- und langfristige Folgen nicht in der aktuellen Situation erfasst werden können.
- c) Das Rollenverständnis geschiedener Väter ist zu analysieren, die Möglichkeiten, die ein gesellschaftlich bedingtes verändertes Rollenbild (Stichwort „neue Väter“) für ein anderes Verständnis von Beziehung bietet, sind zu nutzen und Modelle für die Förderung des Erziehungspotentials von Vätern sind zu entwerfen und zu evaluieren.

- d) Die Probleme der vaterdeprivierten Kinder von gesellschaftlichen „Randgruppen“ und wenig beachteten Subpopulationen sind notwendigerweise zu erforschen und allfällige Hilfsangebote zu formulieren. Es betrifft dies Kinder von inhaftierten Vätern, von Vätern mit schweren psychiatrischen Erkrankungen, im Speziellen von drogenabhängigen Vätern (Alkohol und andere psychotrope Substanzen), von körperlich und psychisch misshandelnden Vätern und behinderte Kinder, die bei Alleinerzieherinnen aufwachsen, sowie Kinder mit geheimgehaltenem Vater und Kinder, die wegen Migration den Vater entbehren.
- e) Durch retrospektive Studien könnte den Fragen nachgegangen werden, ob die Aufrechterhaltung der Kontakte zum Vater den Bedürfnissen des Kindes entspricht, wenn der Vater eine schwere Persönlichkeitsstörung, eine Psychose oder eine schwere Suchterkrankung aufweist oder in der Familie gegen ein Kind oder die Mutter gewalttätig (misshandelnd, missbrauchend) vorgegangen ist, bzw. eine asoziale Persönlichkeit aufweist oder keine Beziehung zum Kind aufgebaut hat. Prävalenzraten der Formen von körperlicher und psychischer Misshandlung durch beide Kindeseltern sind in Österreich aktuell nicht erhoben und sollten nicht durch Befragungen von Kindern ermittelt werden, da sich diese dafür in der Regel schämen und solche „Erziehungspraktiken“ der Eltern verschweigen. Ein retrospektives Projekt (vgl. Wetzels, 1997) wäre adäquater. Da Misshandlung auch kulturspezifisch definiert wird, erscheint eine aktuelle Erhebung in Österreich in Anbetracht der Einwanderung in den letzten Jahren dringend notwendig. Misshandlungsursachen und -folgen im Kindesalter sind empirisch zu wenig abgesichert. Ob spezifisches, z.B. externalisierendes Verhalten der Kinder, Misshandlung bei erziehungsschwachen Eltern provoziert oder durch diese Erziehungspraktiken verursacht ist, wieweit die Bindungsqualität zwischen Kind und Eltern (Vater) Misshandlungen fördert oder hintan hält, sind Fragen, deren Abklärung relevant für die Prävention von Misshandlung wären, ebenso die Untersuchung von kulturspezifischen Erziehungspraktiken und der Einfluss von Stressfaktoren.

Literatur

- Adam, S. & Lambert, J. D.** (1999). Longitudinal effects of divorce on the quality of the father-child relationship and on father's psychological well-being. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 397-401.
- Aigner, J.C.** (2001). Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex. Gießen: Psychosozial.
- Alessandri, S.M.** (1992). Effects of Maternal Work Status in Single-Parent Families on Children's Perception of Self and Family and School Achievement. *Journal of Experimental Child Psychology*, 54 (3), 417-433
- Amato, P.R.** (1993). Children's adjustment to divorce. Theories, hypothesis and empirical support. *Journal of Marriage and the Family*, 55, 33-38.
- Amato, P.R.** (1999). Children of divorced parents as young adults. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective* (pp. 147-164). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Amato, P.R.** (2000). The consequences of divorce for adults and children. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 1269-1287.
- Amato, P.R. & Gilbreth, J.** (1999). Nonresident fathers and children's well-being: A meta-analysis. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 557-573.
- Amato, P.R. & Keith, B.** (1991). Parental divorce and the well-being of children: A meta-analysis. *Psychological Bulletin*, 110, 26-46.
- Amato, P.R. & Rivera, F.** (1999). Paternal involvement and children's behavior problems. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 375-385.
- Amelang, M. & Krüger, C.** (1995). *Mißhandlung von Kindern. Gewalt in einem sensiblen Bereich*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Ancona, F.** (1998). *Crisis in America: Father absence*. Commack: Nova Science Publishers.
- Anderson, E.R., Grenne, S.M., Hetherington, E.M., Clingempeel, W.G.** (1999). The dynamics of parental remarriage: Adolescent, parent, and sibling influences. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective* (pp. 295-322). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Arnold, E.** (1999). *Familiengründung ohne Partner*. Münster: Waxman.

- Aro, H. & Paloari, U.** (1992). Parental divorce, adolescence, and transition to young adulthood: A follow-up study. *American Journal of Orthopsychiatry*, 63 (3), 421-429.
- Barde, B.** (1985). Sucht bei Frauen. In O. Jürgensen & D. Richter (Hrsg.), *Psychosomatische Probleme in der Gynäkologie und Geburtshilfe 1984* (S. 44-49). Berlin: Springer.
- Barnow, S., Lucht, M. & Freyberger, H. J.** (2001). Influence of punishment, emotional rejection, child abuse, and broken home on aggression in adolescence: An examination of aggressive adolescents in Germany. *Psychopathology*, 34, 167-173.
- Bauers, B.** (1993a). Die „dritte Beziehung“: Triangulierende Funktionen in der analytischen Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 42, 124-131.
- Bauers, B.** (1993b). Psychische Folgen von Trennung und Scheidung für Kinder. In K. Menne, M. Schilling & M. Weber (Hrsg.), *Kinder im Scheidungskonflikt* (S. 39-62). Weinheim: Juventa.
- Bauers, B.** (1994). Kinder aus Scheidungsfamilien – Seelische Folgen von Trennung und Verlust unter Berücksichtigung geschlechtsspezifischer Unterschiede. In A. Eggert-Schmid Noerr, V. Hirmke-Wessels & H. Krebs (Hrsg.), *Das Ende der Beziehung? Frauen, Männer, Kinder in der Trennungskrise* (S. 46-65). Mainz: Matthias-Grünewald.
- Beelmann, W. & Schmidt-Denter, U.** (1991). Kindliches Erleben sozial-emotionaler Beziehungen und Unterstützungssysteme in Ein-Elternteil-Familien. *Psychologie in Erziehung und Unterricht*, 38, 180-189.
- Beham, M., Huter, D. & Nowak, V.** (1998). *Was machen Kinder, Frauen und Männer, Mütter und Väter mit ihrer Zeit?* Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Bergler, R.** (1955). *Kinder aus gestörten und unvollständigen Familien*. Weinheim: PVU.
- Bergmann, M. & Jucovy, M.** (Hrsg.). (1995). *Kinder der Opfer, Kinder der Täter, Psychoanalyse und Holocaust*. Frankfurt: Fischer.
- Bernat, E.** (2002). Der anonyme Vater im System der Fortpflanzungsmedizin. In: H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter* (S. 257-286), Gießen: Psychosozial.

- Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M.** (Hrsg.). (2002). *Stieffamilien in Deutschland. Eltern und Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. DJI: Familien Survey 10. Opladen: Leske + Budrich.
- Biller, H.B. & Kimpton, J.L.** (1997). The Father and the School-Aged Child. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.143-161). New York: Wiley & Sons.
- Blanchard, R. W. & Biller, H. B. (1971). Father availability and academic performance among third-grade boys. *Developmental Psychology*, 4, 301-305.
- Blankenhorn, D.** (1996). *Fatherless America: Confronting our most urgent social problem*. New York: Harperperennial.
- Blanz, B., Geisel, B., Laucht, M., Esser, G. & Schmidt, M.H.** (1986). Zur Rolle des Vaters in der Entwicklung von Kindern im Schulalter. *Zeitschrift Kinder- und Jugendpsychiatrie*, 14, 5-31.
- Blesken, K.W.** (1998). Der unerwünschte Vater: Zur Psychodynamik der Beziehungsgestaltung nach Trennung und Scheidung. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 47, 344-354.
- Boch-Galhau, W. v.** (2002). *Das Elterliche Entfremdungssyndrom (Parental Alienation Syndrome/PAS). Anregungen für gerichtliche Sorge- und Umgangsregelungen. Eine empirische Untersuchung*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Bode, M. & Wolf, C.** (1995). Still-Leben mit Vater. Zur Abwesenheit von Vätern in der Familie. Reinbek: Rowohlt.
- Bodenmann, G.** (2002). Die Bedeutung von Stress für die Familienentwicklung. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 243-265), Göttingen: Hogrefe.
- Bofinger, J.** (1994). *Familiensituation und Schulbesuch: Dokumentation des Forschungsstandes. Wissenschaftliche Reihe Staatsinstitut für Schulpädagogik und Bildungsforschung*. München: Ehrenwirth.
- Böhm, B., Emslander, C. & Grossmann, K.** (2001). Unterschiede in der Beurteilung 9- bis 14-jähriger Söhne geschiedener und nicht geschiedener Eltern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, 77-91.
- Böhm, B. & Grossmann, K.E.** (2000). Unterschiede in der sprachlichen Repräsentation von 10- bis 13-jährigen Jungen geschiedener und nicht geschiedener Eltern. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 49, 16-35.

- Bonney, H.** (2002). Unsichtbare Väter: Kindliche Entwicklung und Familiendynamik nach heterologer Insemination (DI). *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 51, 118-125.
- Braches-Chyrek, R.** (2002). *Zur Lebenslage von Kindern in Ein-Eltern-Familien*. Opladen: Leske + Budrich.
- Brähler, E., Schumacher, J. & Strauß, B.** (2000) Leiden vaterlos Aufgewachsene im Erwachsenenalter häufiger unter psychischen Beeinträchtigungen? *Psychotherapie, Psychosomatik, medizinische Psychologie* 50, 287-291.
- Bray, J.H.** (1999). From marriage to remarriage and beyond. Findings from the developmental issues in step-families research project. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective* (pp. 253-271). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Brewaeys, A., Ponjaert, I., van Hall, E.V. & Golombok, S.** (1997). Donor insemination, child development and family functioning in lesbian mother families. *Human Reproduction*, 12, 1349-1359.
- Bruns, I.** (1991). Als Vater aus dem Krieg heimkehrte. Töchter erinnern sich. Frankfurt: Fischer.
- Busch, M.** (1989). Kinder inhaftierter Väter. *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 38 (3), 131-138.
- Butollo, W.** (1993). Die Suche nach dem verlorenen Sohn. Von der Lebendigkeit des Totgeschwiegenen. München: Piper.
- Cabrera, N.J., Tamis-LeMonda, C.S., Bradley, R.H., Hofferth, S. & Lamb, M.E.** (2000). Fatherhood in the Twenty-First Century. *Child Development*, 71 (1), 127-136.
- Carbonneau, R., Tremblay, R.R., Vitaro, F., Dobkin, P.L., Sacier, J.-F. & Pihl, R.O.** (1998). Paternal alcoholism, paternal absence and the development of problem behaviors in boys from age six to twelve years. *Journal of Studies on Alcohol*, 59 (4), 387-398.
- Christoffersen, M.N.** (1995). Growing up with dad: A comparison of children aged 3-5 years old living with their mothers or their fathers. *Childhood*, 5 (1), 41-54.
- Clarke-Stewart, A.K.** (1978). And daddy makes three: The father's impact on mother and young child. *Child Development*, 49, 466-478.
- Clason, C.** (1989). Die Einelternfamilie oder die Einelterfamilie? In R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung* (S. 413-422). Neuwied: Luchterhand.

- Coerper, U.** (1955). Fallstudien. Kinder aus gestörten und unvollständigen Familien. Weinheim: PVU.
- Coleman, M., Ganong, L. & Fine, M.** (2000). Reinvestigating remarriage: Another decade of progress. *Journal of Marriage and the Family*, 62, 1288-1307.
- Covell, K. & Turnbull, W.** (1982). The long-term effects of father absence in childhood on male university students' sex role identity and personal adjustment. *The Journal of Genetic Psychology*, 141, 271-276.
- Deater-Deckard, K. & Dunn, J.** (1999). Multiple risks and adjustment in young children growing up in different family settings: A British community study of stepparent, single mother and nondivorced Families. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective*. (pp. 47-64). Hillsdale, NJ: Erlbaum.
- Deegener, G., Jacoby, C. & Kläser, M.** (1981). Tod des Vaters und seine Bedeutung für die weitere Entwicklung des Kindes: eine retrospektive Studie. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 30 (6), 205-210.
- Dodge, K.A., Pettit, G.S. & Bates, J.E.** (1994). Socialization mediators of the relation between socioeconomic status and child conduct problems. *Child Development*, 65, 649-665.
- Dornes, M.** (2000). Vernachlässigung und Misshandlung aus der Sicht der Bindungstheorie. In U. T. Egle, S. O. Hoffmann & P. Joraschky (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen* (S. 70-83). Stuttgart, New York: Schattauer.
- Downey, D.B. & Powell, B.** (1993). Do children in single-parent households fare better living with same-sex partners? *Journal of Marriage and the Family*, 55, 55-71.
- Dreher E. & Dreher, M.** (2002). Familientabus und Ablösung. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 185-205). Göttingen: Hogrefe.
- Dronkers, J.** (1994). The changing effects of lone parent families on the educational attainment of their children in a European welfare state. *Sociology*, 28, 171-191.
- Dubowitz, H., Black, M.M., Kerr, M.A., Starr, R.H. & Harrington, D.** (2000). Fathers and child neglect. *Archives of Pediatrics and Adolescent Medicine*, 154, 135-141.
- Egle, U. T., Hoffmann, S.O. & Joraschky, P.** (2000). *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und*

psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen. Stuttgart, New York: Schattauer.

Eiden, R.D. & Leonard, K.E. (2000). Paternal alcoholism, paternal psychopathology and aggravation with infants. *Journal of Substance Abuse*, 11 (1), 17-29.

Engfer, A. (2000). Gewalt gegen Kinder in der Familie. In U. T. Egle, S. O. Hoffmann & P. Joraschky (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch, Misshandlung, Vernachlässigung. Erkennung und Therapie psychischer und psychosomatischer Folgen früher Traumatisierungen* (S. 23-39). Stuttgart, New York: Schattauer.

Engfer, A. (2002). Misshandlung, Vernachlässigung und Missbrauch von Kindern. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 800-816), Weinheim, Basel, Berlin: Beltz PVU.

Fegert, J. (1995). Väter als Täter: Vom Tabu zum Vorurteil. In H. Michelsen (Hrsg.), *Über Väter* (S. 184-202). Mainz: Matthias-Grünewald.

Felder, W. & Hausheer, H. (1993). Drittüberwachtes Besuchsrecht: Die Sicht der Kinderpsychiatrie zum BGE 119, Nr. 41. *Zeitschrift des Bernischen Juristen-Vereins*, 129, 698-706.

Fiala, C. & Klier, C. (2003). Verbot fördert nur Illegalität, Der Standard, 16.1.2003, S. 31.

Figdor, H. (1991). Kinder aus geschiedenen Ehen: Zwischen Trauma und Hoffnung. Mainz: Matthias-Grünewald.

Figdor, H. (1997). *Scheidungskinder – Wege der Hilfe*. Gießen: Psychosozial.

Fine, M.A., Coleman, M. & Ganong, L.H. (1999). A social constructionist multi-method approach to understanding the stepparent role. In E. M. Hetherington (Ed.), *Coping with divorce, single parenting, and remarriage. A risk and resiliency perspective*. Hillsdale, NJ: Erlbaum.

Foley, D.L., Pickles, A., Simonoff, E., Maes, H.H., Silberg, J.L., Hewitt, J.K. & Eaves, L.J. (2001). Parental concordance and comorbidity for psychiatric disorder and associate risks for current psychiatric syndromes and disorders in a community sample of juvenile twins. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 42 (3), 381-394.

Fortpflanzungsmedizingesetz (FmedG) (1992). BGBl. Nr. 275/1992.

Frank, H. (1988). Ein Beitrag zur Rolle des Vaters bei psychosomatischen Erkrankungen im Kindesalter. *Praxis der Psychotherapie und Psychosomatik*, 33, 242-248.

- Franz, M., Lieberz, K., Schmitz, N. & Schepank, H.** (1999). Wenn der Vater fehlt. Epidemiologische Befunde zur Bedeutung früher Abwesenheit des Vaters für die psychische Gesundheit im späteren Leben. *Zeitschrift für psychosomatische Medizin*, 45 (3), 260-278.
- Frenzel, E.** (1992). *Motive der Weltliteratur*, Stuttgart: Kröner.
- Friedl, I. & Maier-Aichen, R.** (1991). *Leben in Stieffamilien. Familiendynamik und Alltagsbewältigung in neuen Familienkonstellationen*. München: Juventa.
- Fritsch, T.A. & Burkhead, J.D.** (1981). Behavioral reactions of children to parental absence due to imprisonment. *Family Relations*, 30, 83-88.
- Fthenakis, W.E.** (1985a). *Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W.E.** (1985b). *Väter. Band 2: Väter in unterschiedlichen Familienstrukturen*. München: Urban & Schwarzenberg.
- Fthenakis, W.E.** (1988a). *Väter. Band 1: Zur Psychologie der Vater-Kind-Beziehung*. München.
- Fthenakis, W.E.** (1988b). *Väter. Band 2: Zur Vater-Kind-Beziehung in verschiedenen Familienstrukturen*. München.
- Fthenakis, W.E.** (1993). Kindliche Reaktionen auf Trennung und Scheidung. In M. Markefka & B. Nauck (Hrsg.), *Handbuch der Kindheitsforschung* (S. 601-615). Neuwied: Luchterhand.
- Fthenakis, W.E.** (1995). Ehescheidung als Übergangsphase im Familienentwicklungsprozess. In M. Perrez, J.-L. Lambert, C. Ermert & B. Plancherel (Hrsg.), *Familie im Wandel. Freiburger Beiträge zur Familienforschung* (S. 63-95). Bern: Huber.
- Fthenakis, W.E.** (2000). Kommentar zu Ulrich Schmidt-Denters "Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien". In K.A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis* (S. 222-229). Göttingen: Hogrefe.
- Fthenakis, W.E., Kalicki, B. & Peitz, G.** (2002). *Paare werden Eltern. Die Ergebnisse der LBS-Studie*. Opladen: Leske & Budrich.
- Fthenakis, W.E., Niesel, R. & Kunze, H.R.** (1982): *Ehescheidung. Konsequenzen für Eltern und Kinder*. München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.

- Fthenakis, W.E., Niesel, R. & Oberndorfer R.** (1988). Die Bedeutung des Vaters in geschiedenen und wiederverheirateten Familien. *Heilpädagogische Forschung*, 14 (3), 180-189.
- Furstenberg, F.F. & Cherlin, A. J.** (1993). *Geteilte Familien*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Furstenberg, F.F. & Teitler, J.O.** (1994). Reconsidering the effects of marital disruption. *Journal of Family Issues*, 15, 173-190.
- Gabel, S.** (1992). Behavioral problems in sons of incarcerated or otherwise absent fathers: The issue of separation. *Family Process*, 31 (3), 303-314.
- Gabel, S. & Shindlecker, R.** (1993). Characteristics of children whose parents have been incarcerated. *Hospital and Community Psychiatry*, 44 (7), 656-660.
- Gardner, R.A.** (2002). Sollten Gerichte anordnen, dass an PAS leidende Kinder den entfremdeten Elternteil besuchen bzw. bei ihm wohnen? In W. Boch-Galhau (Hrsg.), *Das Elterliche Entfremdungssyndrom (Parental Alienation Syndrome/PAS). Anregungen für gerichtliche Sorge- und Umgangsregelungen. Eine empirische Untersuchung*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung.
- Gerris, J.R.M., Dubas, J.S., Janssens, J.M.A.M. & Vermulst, A.A.** (2000). Dynamische Beziehungen zwischen der Persönlichkeit von Eltern und Jugendlichen und ihren Familiensubsystemen. In K.A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis* (S. 151-173), Göttingen: Hogrefe.
- Gloger-Tippelt, G.** (Hrsg.). (2001). *Bindung im Erwachsenenalter. Ein Handbuch für Forschung und Praxis*. Bern: Huber.
- Golombok, S., MacCullum, F., Goodman, S. & Rutter, M.** (2002). Families with children conceived by donor insemination: A follow-up at age twelve. *Child Development*, 73 (3), 952-968.
- Golombok, S., Murray, C., Brinsden, P. & Abdalla, H.** (1999). Social versus biological parenting: Family functioning and the socioemotional development of children conceived by egg or sperm donation. *Journal of Child Psychology and Psychiatry and Allied Disciplines*, 40 (4), 519-527.
- Greene, J.B.** (2001). Väterverlust im Zweiten Weltkrieg als Dauerkränkung: Die supportive Behandlung einer älteren Frau mit katathym-imaginativer Psychotherapie. In U. Bahrke & W. Rodendahl (Hrsg.), *Psychotraumatologie und Katathym-imaginative Psychotherapie*. Lengerich: Pabst.

- Grieser, J.** (2001). Vater, Mutter, Kind und Therapeut: Die therapeutische Funktion des Dritten in der Behandlung depressiver Zustände. *Forum der Psychoanalyse: Zeitschrift für klinische Theorie und Praxis*, 17 (1), 64-83.
- Grothaus-Neiss, R.** (2001). Mit manchen Tieren braucht man viel Geduld. In H. Ullmann (Hrsg.), *Das Bild und die Erzählung in der Psychotherapie mit dem Tagtraum. Zwölf Fallgeschichten* (S. 155-178). Bern: Huber.
- Grundmann, M.** (1990). Warum Männer keine Väter werden. Vaterabwesenheit und Kinderlosigkeit bei Männern der Geburtskohorten 1929-31, 1939-41 und 1949-51. *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie*, 10 (1), 33-52.
- Handke, P.** (1972). *Wunschloses Unglück*. Salzburg: Residenz.
- Härtling, P.** (Hrsg.) (1968). *Die Väter. Berichte und Geschichten*. Frankfurt a. M.: Fischer.
- Heini, P.** (1994). „Maikäfer flieg, dein Vater ist im Krieg...“ *Seelische Wunden aus der Kriegskindheit*. München: Kösel.
- Hell, D. & Ryffel, E.** (1986). Vatermangel – ein Aspekt bei chronischen Alkoholikern. *Drogalkohol*, 10 (1), 101-120.
- Herrmann, A.P.** (1986). *Das Vaterbild psychosomatisch Kranker*. Berlin: Springer.
- Herzog, J.** (1980). Sleep Disturbance and Father Hunger in 18- to 28-Month-Old Boys. *Psychoanalytic Study on Children*, 35, 219-233.
- Hetherington, E.M.** (1972). Effects of father absence on personality development in adolescent daughters. *Developmental Psychology*, 7, 313-326.
- Hetherington, E.M., Cox, M. & Cox, R.** (1985). Long-term effects of divorce and remarriage on the adjustment of children. *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 24, 518-530.
- Hetherington, E.M. & Henderson, S.H.** (1997). Fathers in Stepfamilies. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.212-226). New York: Wiley & Sons.
- Hetherington, E.M. & Stanley-Hagan, M.M.** (1997). The Effects of Divorce on Fathers and Their Children. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.191-211). New York: Wiley & Sons.
- Heyman, R. E. & Smith Slep, A. M.** (2002). Do child abuse and interparental violence lead to adulthood family violence? *Journal of Marriage and the Family*, 64 (4), 864-870.

- Hildenbrand B.** (2002). Der abwesende Vater als Herausforderung in der familialen Sozialisation. In H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 743-782). Gießen: Psychosozial.
- Hillmert, S.** (2002). Familiäre Ressourcen und Bildungschancen: Konsequenzen eines frühzeitigen Elternverlustes. *Zeitschrift für Familienforschung*, 14 (1), 44-69.
- Hirsch, M.** (1994). *Realer Inzest*. Berlin, Heidelberg: Springer.
- Hirsch, M.** (2001). Schuld und Schuldgefühl im Zusammenhang mit Trennung und Scheidung. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, 45-58.
- Hirsch, M.** (2002). Familiendynamik. In D. Bange & W. Körner (Hrsg.), *Handwörterbuch des sexuellen Missbrauchs* (S. 97-101), Göttingen: Hogrefe.
- Höhn, C.** (1989). Demographische Trends in Europa seit dem 2. Weltkrieg. In R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung* (S. 195-209). Neuwied: Luchterhand.
- Hollstein, W.** (1999). *Männerdämmerung. Von Tätern, Opfern, Schurken und Helden*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Hostetter, E.C. & Jinnah, D.T.** (1993). *Families of adult prisoners* [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.fcnetwork.org/reading/researc.html> [09.11.02].
- Hsu, M.T., Kahn, D.L. & Huang, C.M.** (2002). No more the same: The lives of adolescents in Taiwan who have lost fathers. *Family Community Health*, 25 (1), 43-56.
- Hummel, P.** (1999). Familiärer Alkoholmißbrauch im Kontext von Sexual- und Körperverletzungsdelikten durch männliche Jugendliche und Heranwachsende. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 48, 734-750.
- Huss, M. & Lehmkuhl, U.** (1997). Folgen von Trennung und Scheidung – Eine Literaturübersicht. In G. Lehmkuhl & U. Lehmkuhl (Hrsg.), *Scheidung – Trennung – Kindeswohl. Diagnostische, therapeutische und juristische Aspekte* (S. 13-25). Weinheim: Beltz, Deutscher Studien-Verlag.
- Imber-Black, E.** (1995). Geheimnisse in Familien und in der Familientherapie – Ein Überblick. In E. Imber-Black (Hrsg.), *Geheimnisse und Tabus in Familie und Familientherapie* (S. 9-41). Freiburg: Lambertus.
- Innerhofer, F.** (1974). *Schöne Tage Salzburg*. Salzburg: Residenz.
- Jakobi, D.** (2000). *Frühe Vater-Kind Interaktionen: Unterschiede und Gemeinsamkeiten gegenüber neugeborenen Söhnen und Töchtern*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.

- Kagerer, P.** (1998). Zur Vater-Sohn-Problematik bei Glücksspielsüchtigen. In I. Fuechtenschnieder & H. Witt (Hrsg.), *Sehnsucht nach dem Glück* (S. 34-48). Geesthacht: Neuland.
- Kallenbach, K. & Brüdern, R.** (1997). Väter schwerstbehinderter Kinder. Projektbericht aus der Forschungsgemeinschaft „Das körperbehinderte Kind“. Münster: Waxman.
- Kaltenborn, K.-F.** (2000). „Ich versuchte, so ungezogen wie möglich zu sein“. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 4, 255-280.
- Kardas, J. & Langenmayr, A.** (1999). Scheidungskinder und Kinder aus Zwei-Eltern-Familien: Ein querschnittlicher Vergleich. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 48, 273-286.
- Kaufmann, E.** (1996). Die Rolle und Bedeutung des Vaters in der Entwicklung magersüchtiger Frauen – ein Erhellungsversuch. Dipl. Arb. Univ. Wien
- Kendall-Tackett, K.A., Meyer, W.L. & Finkelhor, D.** (1998). Die Folgen von sexuellem Missbrauch bei Kindern: Review und Synthese neuerer empirischer Studien. In G. Amman & R. Wipplinger (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch* (S. 151-186). Tübingen: dgvt.
- Kentler, H.** (1989). Leihväter. Kinder brauchen Väter. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kiernan, K.** (1998). Lone-mother families. In L. A. Vaskovics & H. A. Schattovits (Hrsg.), *Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen*. (S. 149-152). Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Kindler, H.** (2002). Väter und Kinder. Langzeitstudien über väterliche Fürsorge und die sozioemotionale Entwicklung von Kindern. Weinheim: Juventa.
- Kindler, H., Grossmann, K. & Zimmermann, P.** (2002). Kind-Vater-Bindungsbeziehungen und Väter als Bindungspersonen. In H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 685-742). Gießen: Psychosozial.
- King, V. & Heard, H.E.** (1999). Nonresident father visitation, parental conflict, and mother's satisfaction: What's best for child well-being? *Journal of Marriage and the Family*, 61, 385-396.
- Kinzl, J.F. & Biebl, W.** (1992). Long-term effects of incest: Life events triggering mental disorders in female patients with sexual abuse in childhood. *Child Abuse and Neglect*, 16, 567-573.

- Kinzi, J.F., Traweger, C., Günther, V. & Biebl, W.** (1994). Family background and sexual abuse associated with eating disorders. *American Journal of Psychiatry*, 151, 1127-1131.
- Kivelä, S.-L., Luukinen, H., Koski, K., Viramo, P. & Pahkla, K.** (1998). Early loss of mother or father predicts depression in old age. *International Journal of Geriatric Psychiatry*, 13, 527-530.
- Klosinski, G.** (1999). Gutachten im umgangsrechtlichen Verfahren. In R. Lempp, G. Schütze & G. Köhnken (Hrsg.), *Forensische Psychiatrie und Psychologie des Kindes- und Jugendalters* (S. 53-64). Darmstadt: Steinkopff.
- Klosinski, G. & Bertsch, S. L.** (2001). Jugendliche Brandstifter – Psychodynamik, Familiendynamik und Versuch einer Typologie anhand von 40 Gutachtenanalysen. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 50, 92-103.
- Kölling, W.** (1993). Väter in Trennungskrisen. Vaterbilder und Scheidungskonflikte. In K. Menne, H. Schilling & M. Weber (Hrsg.), *Kinder im Scheidungskonflikt. Beratung von Kindern und Eltern bei Trennung und Scheidung*. Weinheim: Juventa.
- Kosche, W.** (1978). *Die Selbstverwirklichung des Jungbauern im Generationenkonflikt der bäuerlichen Familie bei An- und Abwesenheit des Vaters*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Salzburg.
- Krähenbühl, V., Jellouschek, H., Kohaus-Jelloschek, M. & Weber, R.** (1995). *Stieffamilien. Struktur-Entwicklung-Therapie* (4. Auflage). Freiburg: Lambertus.
- Kranz, C.M.** (2000). Alleinerziehende. In H. Werneck & S. Werneck-Rohrer (Hrsg.), *Psychologie der Familie. Theorien, Konzepte, Anwendungen* (S. 285-292). Wien: WUV.
- Kranzler, E. M., Shaffer, D. & Wasserman, G.** (1990). Early childhood bereavement. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 29, 513-520.
- Krehan-Riemer, A. & Krehan, P.** (1993). *Die Stieffamilie*. Wien: J&V Schulbuchverlag.
- Kreppner, K.** (2000). Entwicklung von Eltern-Kind-Beziehungen: Normative Aspekte im Rahmen der Familienentwicklung. In K.A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis* (S. 174-195). Göttingen: Hogrefe.

- Kreppner, K.** (2002). Väter in ihren Familien. Differentielle Aspekte für die Sozialisation. In H. Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 345-380). Gießen: Psychosozial.
- Kröger, F. et al.** (1994). Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm? Zur Situation der Kinder in Alkoholkranken-Familien. *System Familie*, 7, 159-165.
- Kruse, A.** (2002). Produktives Leben im Alter II: Der Umgang mit Verlusten und der Endlichkeit des Lebens. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 45-85). Weinheim: PVU.
- Kytir, J. & Münz, R.** (1999). Langfristige demografische Entwicklungen und aktuelle Trends. In M. Orthofer (Hrsg.), *4. Österreichischer Familienbericht* (S. 118-169). Wien: BMUJF.
- Laederach-Hofmann, K., Zundel-Funk, A., Dräyer, J., Lauber, P., Mussgay, L., Egger, M., Jürgensen, R. & Weber, K.** (1999). Körperliches und psychisches Befinden bei 60-70jährigen Bernerinnen und Bernern mit neurotischen Symptomen im Kindesalter - Eine Untersuchung über mehr als 50 Jahre (Emmental-Kohorte). *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 10, 750-777.
- Lamb, M.E.** (1997a). Fathers and Child Development: An Introductory Overview and Guide. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.1-18). New York: Wiley & Sons.
- Lamb, M.E.** (1997b). The Development of Father-Infant Relationships. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.104-120). New York: Wiley & Sons
- Lamb, M.E. & Laumann-Billings, M.M.** (1997). Fathers of children with Special Needs. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.179-190). New York: Wiley & Sons.
- Landolf, P.** (1968). *Kind ohne Vater – Ein psychologischer Beitrag zur Bestimmung der Vaterrolle*. Bern: Huber.
- Lang, D.A.** (2000). Donor insemination: A longitudinal study of single mothers and issues of disclosure. *Dissertation Abstracts International, Section B: The Sciences and Engineering*, 60 (12-B), 6398B.
- LeCamus, J.** (2001). Väter. *Die Bedeutung des Vaters für die psychische Entwicklung*. Weinheim: PVU.
- Lee, C.** (1998). *Hilflose Helden. Wenn Jungen keine Vorbilder mehr finden*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

- Lehmkuhl, G.** (1997). Trennung, Scheidung, Kindeswohl – Eine Einführung. In G. Lehmkuhl & U. Lehmkuhl (1997). *Scheidung – Trennung – Kindeswohl. Diagnostische, therapeutische und juristische Aspekte* (S. 7-12). Weinheim: Beltz, Deutscher Studien-Verlag.
- Leitner, C.** (1997). *Vater-Kind-Beziehungen in Stieffamilien unter besonderer Berücksichtigung der kindlichen Perspektive*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Linz.
- Maier-Aichen, R. & Friedl, I.** (1993). Zusammenleben in Stieffamilien. In K. Menne et al. (Hrsg.), *Kinder in Scheidungsfamilien* (S. 307-322). Weinheim: Juventa.
- Maser, A.** (1999). *Vom Vater geschieden. Töchter nach der Trennung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Matsch, H.** (1994). *Die Vater-Tochter-Beziehung bei Bulimikerinnen*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Matussek, M.** (Hrsg.). (1999). *Die vaterlose Gesellschaft: Briefe, Berichte, Essays*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Matzner, M.** (1998). *Vaterschaft heute. Klischees und soziale Wirklichkeit*. Frankfurt: Campus.
- Mboya, M.M. & Nesengani R.I.** (1999). Migrant labor in South Africa. A comparative analysis of the academic achievement of father-present and father-absent adolescents. *Adolescence*, 34 (136), 763-767.
- McWhinnie, A.M.** (2000). Children from assisted reproductive technology: The psychological issues and ethical dilemmas. *Early Child Development and Care*, 163, 13-23.
- Mertens, W.** (1997). *Entwicklung der Psychosexualität und der Geschlechtsidentität*. Stuttgart: Kohlhammer.
- Meyer, J.E.** (1981). Über das Trauern um Vermisste. Eine Befragung von Ehefrauen, Kindern und Geschwistern. *Archiv für Psychiatrie und Nervenkrankheiten*, 230 (2) 91-101.
- Miller, J.L. & Knudsen, D.D.** (1999). Family abuse and violence. In M. B. Sussmann, S. K. Steinmetz & G. W. Peterson (Eds.), *Handbook of marriage and the family* (pp. 705-741). New York: Plenum Press.
- Milne, A. M. et al.** (1986). Single Parents, working mothers, and the educational achievement of School Children. *Sociology of Education*, 59, 125-139.
- Mitterauer, M.** (1986). *Sozialgeschichte der Jugend*. Frankfurt: Suhrkamp.

- Mitterauer, M.** (1989). Entwicklungstrends der Familie in der europäischen Neuzeit. In R. Nave-Herz & M. Marckfeldt (Hrsg.), *Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1: Familienforschung* (S. 179-194). Neuwied: Luchterhand.
- Moggi, F.** (2002). Folgen. In D. Bange & W. Körner (Hrsg.), *Handwörterbuch des sexuellen Missbrauchs* (S. 116-120). Göttingen: Hogrefe.
- Moss, H.B., Baron, D.A., Hardie, T.L. & Vanyukov, M.M.** (2001). Preadolescent children of substance-dependent fathers with antisocial personality disorder, psychiatric disorders and problem behavior. *American Journal on Addictions, 10* (3), 269-278.
- Moss, H.B., Lynch, K.G., Hardie, T.L. & Baron, D.A.** (2002). Family functioning and peer affiliation in children of fathers with antisocial personality disorder and substance dependence associations with problem behaviors. *American Journal of Psychiatry, 159* (4), 607-614.
- Moss, H.B., Mezzich, A., Yao, J.K., Gavaler, J. & Martin, C.S.** (1995). Aggressivity among sons of substance-abusing fathers: Association with psychiatric disorder in the father and son, paternal personality, pubertal development, and socioeconomic status. *American Journal of Drug and Alcohol Abuse, 21* (2), 195-208.
- Mun, E.Y., Fitzgerald, H.E., Eye, A. von, Puttler, L.I. & Zucker, R.A.** (2001). Temperamental characteristics as predictors of externalizing and internalizing child behavior problems in the contexts of high and low parental psychopathology. *Infant Mental Health Journal, 22* (3), 393-415.
- Mussen, P.H., Conger, J.J., & Kagan, J.** (1976). *Lehrbuch der Kinderpsychologie*. Stuttgart: Klett.
- Myers, D.E. et al.** (1987). Student Discipline and High School Performance. *Sociology of Education, 60*, 18-33.
- Napp-Peters, A.** (1987). *Einelternteilfamilien. Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis*. Weinheim und München: Juventa.
- Napp-Peters, A.** (1995). *Familien nach der Scheidung*. München: Antje Kunstmann.
- Nicholson, J., Nason, M.W., Calabresi, A.O. & Yando, R.** (1999). Fathers with severe mental illness: Characteristics and comparisons. *American Journal of Orthopsychiatry, 69* (1), 134-141.
- Nickel, H.** (2002). Väter und ihre Kinder vor und nach der Geburt. Befunde zum Übergang zur Vaterschaft aus deutscher und kulturvergleichender Perspektive. In H.

- Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie* (S. 555-584). Gießen: Psychosozial.
- Nigg, J.T. & Hinshaw, S.P.** (1998). Parent personality traits and psychopathology associated with antisocial behaviors in childhood attention-deficit hyperactivity disorder. *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 39 (2), 145-159.
- Novak, V.** (1997). Beziehungsprobleme bei Scheidungskindern: Einfluss der Scheidung der Eltern auf die eigene erste Lebensgemeinschaft. *Beziehungsweise*, 11,1-2. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Oerter, R. & Montada, L.** (Hrsg.). (1982). *Entwicklungspsychologie. Ein Lehrbuch* (1. Aufl.). München, Wien, Baltimore: Urban & Schwarzenberg.
- Oerter, R. & Montada, L.** (Hrsg.). (2002). *Entwicklungspsychologie* (5. vollständig überarbeitete Aufl.). Weinheim: PVU.
- Parke, R.D.** (1981). *Fathers*. Cambridge MA: Harvard University Press.
- Patterson, C.J.** (1992). Children of Lesbian and Gay Parents. *Child Development*, 63, 1025-1042.
- Petri, H.** (1999). *Das Drama der Vaterentbehnung. Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung*. Freiburg: Herder. (2002)
- Phares, V.** (1997). Psychological Adjustment, Maladjustment, and Father-Child Relationships. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.261-283). New York: Wiley & Sons.
- Pilz, S.** (2002). Jesus Christus Anonymus? *Der Standard*, 27.12.2002, S.27.
- Pilz, S.** (2003). Diffamierung statt Diskussion? *Der Standard*, 7.1.2003, S. 27.
- Pleck, J.H.** (1997). Paternal Involvement: Levels, Sources, and Consequences. In M.E. Lamb (Ed.), *The Role of the Father in Child Development* (pp.66-103). New York: Wiley & Sons.
- Pontzen, W.** (2002). Kinder der Täter: Söhne und Töchter und ihre Nazi-Väter. *Analytische Psychologie*, 33 (1), 57-63.
- Prinz, C.** (1998). Lebensgemeinschaften mit Kindern in europäischer Perspektive: Ausgewählte demografische und gesellschaftliche Aspekte. In L.A. Vaskovics & H.A. Schattovits (Hrsg.), *Lebens- und Familienformen – Tatsachen und Normen* (S. 135-142). Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.
- Radebold, H. & Radebold, H.** (2000). *Abwesende Väter. Folgen der Kriegskindheit in Psychoanalysen*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

- Reichle, W. & Werneck, H.** (Hrsg.). (1999). *Übergang zur Elternschaft*. Stuttgart: Enke.
- Remschmidt, H., Schmidt, M. & Poustka, F.** (Hrsg.). (2001). *Multiaxiales Klassifikationsschema für psychische Störungen des Kindes- und Jugendalters nach ICD-10 der WHO* (4. überarbeitete Aufl.). Bern: Huber.
- Reti, I.M., Samuels, J.F., Eaton, W.W., Bienvenu, O.J., Costa, P.T. Jr. & Nestadt, G.** (2002). Adult antisocial personality traits are associated with experiences of low parental care and maternal *overprotection*. *Acta Psychiatrica Scandinavica*, 106, 126-133.
- Richter, R.** (1995). Kinder kranker Eltern. *Pro Familia Magazin*, 23 (4), 3-5.
- Richter, S.** (1988). *Zur Psychodynamik bei Colitis-ulcerosa- und Morbus-Crohn-Patienten*. Unveröffentlichte Dissertation, Universität Salzburg.
- Richter-Appelt, H.** (1998). Differentielle Folgen von sexuellem Missbrauch und körperlicher Mißhandlung. In G. Amann & R. Wipplinger (Hrsg.), *Sexueller Missbrauch: Überblick zu Forschung, Beratung und Therapie* (S. 201-216). Tübingen: dgvt.
- Ritzenfeldt, S.** (1998). *Kinder mit Stiefvätern. Familienbeziehungen und Familienstruktur in Stieffamilien*. Weinheim: Juventa.
- Robin, M.W.** (1979). Life without father: a review of the literature. *International Journal of Group Tensions*, Vol. 1-4, 169-194.
- Rollett, B. & Werneck, H.** (Hrsg.). (2002). *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie*. Göttingen: Hogrefe.
- Rosenthal, G.** (Hrsg.). (1999). *Der Holocaust im Leben von drei Generationen. Familien von Überlebenden der Shoah und von Nazi-Tätern*. Gießen: Psychosozial.
- Rupp, M. & Rost, H.** (1998). Lebensläufe dauerhaft nichtehelicher Kinder. In W. Bien & N.F. Schneider (Hrsg.), *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften* (S. 71- 108). Opladen: Leske + Budrich.
- Russel, A. & Saebel, J.** (1997). Mother-son, mother-daughter, father-son, and father-daughter: Are they distinct relationships? *Developmental Review*, 17, 111-147.
- Schaffer, H.R.** (1992). *... und was geschieht mit den Kindern? Psychologische Entscheidungshilfen in schwierigen familiären Situationen*. Bern: Huber.
- Scheithauer, H., Petermann, F. & Niebank, K.** (2002). Frühkindliche Risiko- und Schutzbedingungen: Der familiäre Kontext aus entwicklungspsychopathologischer

Sicht. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.) *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 69-97). Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.

Schepker, R., Scherbaum, N. & Bergmann, F. (1995). Zur pathologischen Trauer bei Kindern nach dem frühen Tod eines Elternteils. *Kinderanalyse*, 3, 260-280.

Schilling, G. (1999). Kinder nach donogener (heterologer) Insemination in der Einschätzung ihrer Eltern. *Zeitschrift für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie*, 45 (4), 354-371.

Schindler, H. (2002). Kinderliebe, Moral und die Suche nach Bedeutung – Kinder aus Nazi-Täterfamilien. *Systema*, 16 (1), 20-26.

Schipfer, R.K. (2001). *Familien in Zahlen*. Wien: Österreichisches Institut für Familienforschung.

Schleiffer, R. (1988). *Elternverluste. Eine explorative Datenanalyse zur Klinik und Familiendynamik*. Berlin: Springer.

Schmidbauer, W. (1987). *Eine Kindheit in Niederbayern*. Reinbek: Rowohlt.

Schmidbauer, W. (1998). „Ich wusste nie, was mit Vater ist.“ *Das Trauma des Krieges*. Reinbek: Rowohlt.

Schmidbauer, W. (2001). *Der hysterische Mann. Eine Psychoanalyse*. Frankfurt: Fischer.

Schmidt-Denter, U. (1999). Differentielle Entwicklung von Scheidungskindern. In S. Walper & R. Pekrun (Hrsg.), *Familien und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie* (S. 292-313). Göttingen: Hogrefe.

Schmidt-Denter, U. (2000). Entwicklung von Trennungs- und Scheidungsfamilien: Die Kölner Längsschnittstudie. In K.A. Schneewind (Hrsg.), *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis*. (S. 203-221) Göttingen: Hogrefe.

Schmidt-Denter, U., Beelmann, W. & Hauschild, S. (1997). Formen der Ehepartnerbeziehung und familiäre Anpassungsleistungen nach der Trennung. *Psychologie und Unterricht*, 44 (4), 289-306.

Schmidt-Denter, U., Beelmann, W. & Trappen, I. (1991). Empirische Forschungsergebnisse als Grundlage für die Beratung von Scheidungsfamilien. Das Kölner Längsschnittprojekt. *Zeitschrift für Familienforschung*, 3, 40-51.

Schneewind, K.A. (1999). *Familienpsychologie*. Stuttgart: Kohlhammer.

Schneewind, K.A. (Hrsg.). (2000). *Familienpsychologie im Aufwind. Brückenschläge zwischen Forschung und Praxis*. Göttingen: Hogrefe.

- Schneewind, K.A. & Weiß, J.** (1998). Die Konsequenzen von Elternverlust für Kinder und Jugendliche. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (4. Aufl.) (S. 1037-1044). Weinheim: PVU.
- Schneider, N.F. & Bien, W.** (1998). Nichteeliche Elternschaft – Formen, Entwicklung, rechtliche Situation. In W. Bien & N. F. Schneider (Hrsg.), *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften* (S. 1-40). Opladen: Leske + Budrich.
- Schon, L.** (1995). *Entwicklung des Beziehungsdreiecks Vater-Mutter-Kind. Triangulierung als lebenslanger Prozess*. Stuttgart, Berlin, Köln: Kohlhammer.
- Schubert, M.T.** (1987). *System Familie und Geistige Behinderung*. Wien, New York: Springer.
- Schuckit, M. A.** (1994). Low level of response to alcohol as a predictor of future alcoholism. *American Journal of Psychiatry*, 151, 184-189.
- Schwarz, B.** (1999). *Die Entwicklung Jugendlicher in Scheidungsfamilien*. Weinheim: Beltz, PVU.
- Seiffge-Krenke, I.** (2001a). Neuere Ergebnisse der Vaterforschung. Sind Väter notwendig, überflüssig oder sogar schädlich für die Entwicklung ihrer Kinder? *Psychotherapeut*, 46 (6), 391-397.
- Seiffge-Krenke, I.** (2001b). Väter in der Psychoanalyse. Väter und Söhne, Väter und Töchter. *Forum der Psychoanalyse*, 17, 51-63.
- Seiffge-Krenke, I. & Tauber, M.** (1997): Die Idealisierung des Vaters: eine notwendige Konsequenz in Scheidungsfamilien? *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 5, 338-353.
- Seikowski, K. & Glander, H.-J.** (1990). Entwicklung von Partnerschaft und Kind nach erfolgreicher therapeutischer donogener Insemination (TDI). *Zentralblatt für Gynäkologie*, 112, 811-816.
- Seikowski, K. & Glander, H.-J.** (2000). Psychosoziale Aspekte der donogenen Insemination. In E. Brähler, H. Felder & B. Strauß (Hrsg.), *Fruchtbarkeitsstörungen* (S. 91-101), Göttingen: Hogrefe.
- Seltzer, J.A. & Bianchi, S.M.** (1988). Children's contact with absent parents. *Journal of Marriage and the Family*, 50, 663-677.

- Selvini Palazzoli, M., Cirillo, S., Selvini, M. & Sorrentino, A.M.** (1999). *Anorexie und Psychosomatosen. Neue familientherapeutische Perspektiven*. Stuttgart. Klett-Cotta.
- Shepherd, D.M. & Barraclough, B.M.** (1976). The aftermath of parental suicide for children. *British Journal of Psychiatry*, 129, 267-276.
- Shulman, S.** (1997). Der Beitrag von Vätern zum Individuationsprozeß in der Adoleszenz. *Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie*, 46 (5), 321-337.
- Shulman, S. & Seiffge-Krenke, I.** (1997). *Fathers and adolescents: Developmental and clinical perspectives*. London: Routledge.
- Sidebotham, P., Golding, J. & The Alpac Study Team** (2001). Child maltreatment in the "Children of the Nineties". A longitudinal study of parental risk factors. *Child Abuse and Neglect*, 25, 1177-1200.
- Siegal, M.** (1987). Are sons and daughters treated more differently by fathers than by mothers? *Developmental Review*, 7, 183-209.
- Simons, R., Kuei-Hsiu L., Gordon, L., Conger, R. & Lorenz, F.** (1999). Explaining the higher incidence of adjustment problems among children of divorce compared with those in two-parent families. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 1020-1033.
- Sollberger, D.** (2000). *Psychotische Eltern – verletzte Kinder. Identität und Biografie von Kindern psychisch kranker Eltern*. Bonn: Psychiatrie-Verlag.
- Spangler, G. & Zimmermann, P.** (Hrsg.). (2002). *Die Bindungstheorie* (4. Aufl.). Stuttgart: Klett-Cotta.
- Statistik Austria.** (2001a). *Demographisches Jahrbuch 2000*. Wien: Verlag Österreich.
- Statistik Austria.** (2001b). *Mikrozensus 2000*. Wien: Verlag Österreich.
- Statistik Austria.** (2002a). *Geschlechtsspezifische Disparitäten*. Wien: BMSG/BM:BWK.
- Statistik Austria.** (2002b). *Statistisches Jahrbuch 2002*. [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.statistik.at/jahrbuch/deutsch/k02.shtml> [22.11.02].
- Statistik Austria.** (2002c). *Statistisches Jahrbuch 2002*. [On-line]. Verfügbar unter: <http://www.statistik.at/jahrbuch/deutsch/k37.shtml> [22.11.02].
- Stege, K.** (1989). Ein Jahr Kinderbetreuung von Besuchskindern in der JVA Vechta – Ein Versuch hat sich bewährt. *Zeitschrift für Strafvollzug und Straffälligenhilfe*, 38 (3), 154-155.

- Stork, J.** (1989). Über die Schwäche der Vaterbilder oder die Angst vor der Frau. In W. Faulstich & G. E. Grimm (Hrsg.), *Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert* (S. 153-175). Frankfurt: Suhrkamp.
- Styron, T.H., Pruett, M.K., McMahon, T.J. & Davidson, L.** (2002). Fathers with serious mental illness: A neglected group. *Psychiatric Rehabilitation Journal*, 25 (3), 215-222.
- Tasker, F.L. & Golombok, S.** (1997). *Growing Up in a Lesbian Family: Effects on Child Development*. New York: Guilford
- Tatzer, E. & Schubert, M.T.** (1990). "Es ist, als ob sich einem das Leben selbst verweigerte." Zum Schicksal von Familien mit einem behinderten Kind. *Zeitschrift für Verfahren Humanistischer Psychologie und Pädagogik*, 4, 276-295.
- Tatzer, E., Schubert, M.T. & Groh, C.** (1985). Behinderung des Kindes – Herausforderung für die Familie. *Geistige Behinderung*, 3, 193-199.
- Tennant, C., Hurry, J. & Bebbington, E.** (1982). The relation of childhood separation experiences to adult depressive and anxiety states. *British Journal of Psychiatry*, 141, 475-482.
- Textor, M.** (1991). *Scheidungszyklus und Scheidungsberatung*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Thomas, A.** (1980). Untersuchungen zum Problem der vaterlosen Erziehung in ihrem Einfluß auf die psycho-soziale Entwicklung des Kindes. *Psychologische Beiträge*, 22, 27-48.
- Tress, W., Reister, G. & Gegenheimer, L.** (1989). Geistige und körperliche Widerstandsfähigkeit trotz stressreicher Kindheit. In M. Brambring, F. Loesel & H. Skowronek (Hrsg.), *Children at risk: Assessment, longitudinal research, and intervention* (S. 173-185). Berlin: de Gruyter.
- Varga, C.** (1994). *Die Ablösung Jugendlicher von ihren Eltern aus sozialhistorischer Sicht unter besonderer Berücksichtigung des 20. Jahrhunderts*. Unveröffentlichte Diplomarbeit, Universität Wien.
- Verweijen, I. et al.** (1986). *Lebenssituation von Alleinerzieherfamilien*. Schriftenreihe des Instituts für Tiefenpsychologie und Psychotherapie der Universität Wien.
- Visher, E.B. & Visher J.S.** (1995). *Stiefeltern, Stiefkinder und ihre Familien. Probleme und Chancen* (2. Auflage). Weinheim: Beltz PVU.

- Wagenblass, S. & Schone, R.** (2001). Unbekannte Welten – Die Entdeckung der Kinder psychisch kranker Eltern als betroffene Angehörige. In Institut für Soziale Arbeit (Hrsg.), *ISA-Jahrbuch zur Sozialen Arbeit 2001* (S. 128-138). Münster.
- Wallerstein, J. & Blakeslee, S.** (1989). *Gewinner und Verlierer. Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung. Eine Langzeit-Studie*. München: Droemer-Knaur.
- Wallerstein, J. S. & Corbin, S.B.** (1996). The child and the vicissitudes of divorce. In M. Lewis (Ed.), *Child and Adolescent Psychiatry* (2nd ed.) (pp. 1118-1127). Baltimore: Lippincott Williams Williams.
- Walper, S.** (2002). Verlust der Eltern durch Trennung, Scheidung oder Tod. In R. Oerter & L. Montada (Hrsg.), *Entwicklungspsychologie* (S. 818-832). Weinheim: PVU.
- Walper, S. & Gerhard, A.-K.** (2001). Konflikte der Eltern, Trennung und neue Partnerschaft. Einflüsse auf die Individuation von Kindern und Jugendlichen in Ostdeutschland. In S. Walper & B. Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim: Juventa.
- Walper, S., & Pekrun, R.,** (1999). *Familien und Entwicklung. Aktuelle Perspektiven der Familienpsychologie*. Göttingen: Hogrefe.
- Walsh, C., MacMillan, H. & Jamieson, E.** (2002). The relationship between parental psychiatric disorder and child physical and sexual abuse: Findings from the Ontario Health Supplement. *Child Abuse and Neglect*, 26, 11-22.
- Walter, H.** (Hrsg.). (2002). *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*. Gießen: Psychosozial.
- Wer sind meine Eltern?** Frage ohne Antwort, Der Standard, 14.2.2003, S. 5.
- Werneck, H.** (1998). *Übergang zur Vaterschaft. Auf der Suche nach den „neuen Vätern“*. Berlin: Springer.
- Werneck, H. & Rollett, B.** (2002). Die Rolle der kindlichen Temperamententwicklung für die Familienentwicklung nach dem Übergang zur Elternschaft. In B. Rollett & H. Werneck (Hrsg.), *Klinische Entwicklungspsychologie der Familie* (S. 98-112). Göttingen: Hogrefe.
- Western, B. & McLanahan, S.** (2000). *Fathers behind bars* [On-line]. Verfügbar unter: <http://crcw.princeton.edu/workingpapers/WP00-08-FF-Western.pdf> [09.11.02].

- Wetzels, P.** (1997). *Gewalterfahrungen in der Kindheit. Sexueller Missbrauch, körperliche Misshandlung und deren langfristige Konsequenzen*. Baden-Baden: Nomos.
- White, L.** (1999). Contagion in family affection. Mothers, fathers, and young adult children. *Journal of Marriage and the Family*, 61, 284-299.
- Wilk, L.** (2002a). Die Gestaltung multipler Vaterschaften in Stieffamilien. In S. Walper & B. Schwarz (Hrsg.), *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung von Kindern aus Trennungsfamilien* (S.121-142). Weinheim: Juventa.
- Wilk, L.** (2002b) Stieffamilien in Österreich. In Bien, W., Hartl, A. & Teubner, M. (Hrsg.). *Stieffamilien in Deutschland* (S. 246-289). Opladen: Leske + Budrich.
- Wolfenstein, M.** (1966). How is mourning possible? *The psychoanalytic Study of the Child*, 21, 93-123.
- Yamamoto, K.** (1979). Children's ratings of the stressfulness of experiences. *Developmental Psychology*, 15, 581-582.
- Zeanah, C.H., Boris, N.W. & Larrieu, J.A.** (1997). Infant development and developmental risk: A review of the past 10 years. *Journal of the American Academy of Child and Adolescent Psychiatry*, 36, 165-178.
- Zimmermann, P., Suess, G.J., Scheuerer-Englisch, H. & Grossmann, K.E.** (2000). Der Einfluß der Eltern-Kind-Bindung auf die Entwicklung psychischer Gesundheit. In F. Petermann, K. Niebank & H. Scheithauer (Hrsg.), *Risiken in der frühkindlichen Entwicklung. Entwicklungspsychopathologie der ersten Lebensjahre* (S. 301-327). Göttingen: Hogrefe.
- Zobel, M.** (1997). Wie der Vater so der Sohn? Erwachsene Kinder von Alkoholikern. *TW Neurologie Psychiatrie*, 11 (1-2), 20-24.
- Zvizdic, S. & Butollo, W.** (2000). War-related loss of one's father and persistent depressive reactions in early adolescents. *European Psychologist*, 5 (3), 204-214